Th. Pr. 965-n -1 Pockels C. F.

<36603128040013

<36603128040013

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang.

Von
Carl Friedrich Pockels,
Hofrath zu Braunschweig.

Erster Band.

Hannover, 1813.
bei den Brüdern Hahn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wir besitzen in der Literatur des geselligen Lebens nur wenig größere und ausführlichere Werke; aber desto mehr zum Theil

vortreffliche und meisterhafte fragmentarische Abhandlungen über diesen Gegenstand. — Der Reichthum dieses fruchtbaren literarischen Feldes, den ich überall zu benutzen suchte, hat mich dennoch nicht abhalten können, meine eigenen Gedanken und Beobachtungen über Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang aus dem Vorrathe meiner Erfahrungen in nachfolgender umständlicherer Schrift niederzulegen, und sie der Prüfung gütiger und billiger Leser zu unterwerfen.

Der erste Band dieses Werks sollte als Theorie vor dem zweyten practischen, als einer Maximenlehre des Umganges, vorhergehen und dazu vorbereiten, wie auch

dieß die Aufschriften der verschiedenen Abschnitte andeuten mögen. Aber ich bin auch schon hier, theils um die Trockenheit der Schulsprache zu vermeiden, theils um die Resultate einzelner Charaktergemählde für das gesellige Leben unmittelbar zu benutzen, sehr oft in das Practische übergegangen, und meine Leser und Leserinnen werden hierin keinen Uebelstand des frey entworfenen Ganzen finden. — Gegenstände, welche so nahe, wie die Betrachtungen über Geselligkeit und Umgang, an das Practische grenzen, sich gewissermaßen darin auflösen, oder davon abstammen, können nicht lange in einer allgemeinen Abstraction gehalten werden, sondern zwingen uns gleichsam durch ihre relative Natur, sie immer sogleich

auf das wirkliche Leben anzuwenden, weil sie aus demselben und dessen Anschauungen unmittelbar genommen wurden.

Uebrigens soll gegenwärtiges Werk nicht ein bloßer Aufbau von Umgangsregeln seyn, dergleichen wir schon, vornehmlich in den sogenannten Conversationsbüchern, in Ueberfluß haben; sondern es war meine Absicht, die Maximen der Lebensklugheit und Lebensphilosophie aus dem jedesmahligen Charakter des Menschen und seinen Standverhältnissen zu deduciren, um dadurch das Wie und Warum der Maxime selbst anschaulicher und eindringlicher zu machen. Ich weiß nicht, in wie weit ich diese Ge-

meinnützigkeit der Belehrung und des Vortrags erreicht habe; aber ich bin es mir selbst bewußt, daß ich sie so gern erreichen wollte. So wie ihre Billigung der schönste Lohn meiner Arbeit seyn wird.

Den vierten Abschnitt des ersten Bandes über das gesellige und öffentliche Leben der Griechen mögen meine Leser nur immerhin als einen Anhang betrachten. Er schien mir wenigstens nicht ganz am unrechten Orte zu stehen, da das gesellschaftliche Leben der Griechen und ihr Nationalcharakter mit dem unsrigen die bedeutendsten und auffallendsten Contraste bildet, und wir dennoch auch in Absicht der feinern Lebensweis-

heit von den Griechen vielleicht mehr, als aus unsern noch so vollständigen Sittenlehren, gelernt haben.

Bayerische Staatsbibliothek

Kurze Uebersicht des Inhalts des ersten Bandes.

Erster Abschnitt.

Ueber den Ursprung der Gesellschaft und des geselligen Lebens überhaupt. Seite 1.

Meinungen verschiedener Völker und Schriftsteller über die ersten Wohnplätze der Menschen und den Ursprung des geselligen Lebens. S. 6 u. f.
Mann und Weib. S. 14.

Der Naturmensch des Rousseau und Hobbes, mit Beurtheilungen desselben. S. 15. u. f.

Andere Ansichten desselben und des Wilden; beyde in ihrer bessern Form. S. 24 u. f.

Gesellige Thiere. S. 32 u. f.

Die Bande aller Societät. Vitruvs erster Menschenverein. S. 37 u. f.

Gefühl der Schwäche und des Bedürfnisses in mehrerer Hinsicht. S. 41. u. f.

Gefühl der Selbstheit. Geselliger und der Gesellschaft dienender Egoismus. S. 48 u. f.

Buchholz, Hermes, oder über die Natur der Gesellschaft. Dessen Analyse der Selbstliebe und Liebe in Hinsicht auf jene. S. 53 u. f.

Natürliches Wohlwollen des menschlichen Gemüths gegen andere, mit Hinsicht auf vorhergehendes Werk. Trieb der Zuneigung. S. 55 u. f.

Triebe des geselligen Vergnügens, mit Bemerkungen über Spiele und lange Weile. S. 66. u. f.

Gewalt und Einfluß der Sprache auf das gesellige Leben, und deren wahrscheinlichster Ursprung. Wieland's Koxkox und Kikequetzel. S. 82 u. f.

Ursprung und Nothwendigkeit einer Obergewalt in der Societät. Neigung des Menschen, sich beherrschen zu lassen, und deren Gründe. S. 95 u. f.

Die ganze moralische Natur des Menschen, besonders Dankbarkeit, Zufriedenheit und Herzensbedürfniß, sein besseres Ich auch in Andern wieder zu finden, stimmt und bestimmt ihn zum geselligen Leben. S. 108 u. f.

Zweyter Abschnitt.

Ueber die Einwirkungen des Umganges auf das menschliche Gemüth nach verschiedenen allgemeinern Ansichten. S. 120 u. f.

Gewalt des geselligen Triebes und der Neigung, sich Andern durch die Rede mitzutheilen. S. 122 u. f.

Gewalt der Neugier und ihr geselliger Charakter. S. 132 u. f. Schon im Kinde. S. 139 u. f.

Die Horcher in den geselligen Zirkeln, und ihre verschiednen Arten. Mit Seitenblicken auf unsern Gesellschaftston. S. 144 u. f.

Großer Einfluß der Eitelkeit auf das gesellige Leben. S. 154 u. f. Ihre guten und nützlichen Seiten hierbey, in Verbindung mit dem sittlichen Anstande und der schuldlo-

fen Eitelkeit des andern Geschlechts. S. 159 u. f. u. S. 165 u. f.

Zwey besondere Erscheinungen in der Societät: Rangsucht und Adelstolz, nebst deren Zeichnungen und Deutungen. S. 171 u. f.

Geselligkeitsgeist der Menschen nach individuellen Charakteren, in ihren Aehnlichkeiten und ihren Widersprüchen. Erklärungen, wie besonders bey ungleichartigen Gemüthern dennoch Umgang, Zuneigung und Vertraulichkeit statt finden kann. S. 187.

Gesellige Anziehungen; durch das eheliche Leben. S. 196; durch Aehnlichkeit der Geschäfte und Lebensweise, durch Liebhabereyen und Steckenpferde. S. 198; durch eine gemeinschaftliche zur Wehmuth gestimmte Organisation, oder Zartheit und Kränklichkeit des Gefühls. S. 205; durch den sogenannten geistigen Umgang. Bemerkungen über Religiöse. S. 206 u. f.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Einwirkungen des Umganges auf das menschliche Gemüth in den engern Verhältnissen des geselligen Lebens, und über den Umgang mit uns selbst. S. 210 u. f.

Umgang zwischen Geistern und Herzen. Herzlichkeit, Begriff derselben. Jugendfreundschaften und ihre Anziehungen. S. 212. u. f.

Freundschaft, ihr Ursprung, ihr reiner Wachsthum. S. 223 u. f. Welche Menschen sich nicht zur wahren Freundschaft eignen. — Die Gefallsüchtigen, — Egoisten, — Pedanten und die Unzuverlässigen. S. 227. u. f.

Innere Natur der wahren Freundschaft. Montaigne's und Herders Schilderung derselben, nebst einer Stelle aus Zimmermanns Werk über die Einsamkeit. S. 243. u. f.

Bild einer echten Freundschaft in der Ehe. Maximen zu ihrer Haltbarkeit, Zartheit und Innigkeit, vornehmlich in Verbindung mit der Erziehung der Kinder. S. 244. u. f.

Umgang mit uns selbst. Seine Nothwendigkeit und Heilsamkeit in mehrern Rücksichten. S. 264. u. f.

Wir gehen mit uns selbst um, wenn wir uns in der Abgezogenheit von den Leerheiten des Lebens beglückt fühlen. S. 270. u. f.

Wenn wir uns aufrichtig und mit Freudigkeit des Gemüths zu unsern Pflichten und Geschäften vorbereiten, und das Edle und Schöne überall aufsuchen. S. 271. u. f.

Wenn wir oft und ernst uns selbst prüfen, uns hierbey nicht selbst schmeicheln, sondern durchaus offen gegen uns sind, und unsern morali-

schen Werth nicht höher anschlagen, als er wirklich ist. S. 273. u. f.

Wenn wir unserm Herzen die Stille und Ruhe nach seinen Leiden und Stürmen wieder zu geben wissen, und uns in der Unabhängigkeit von den Leidenschaften so ganz glücklich fühlen. S. 274. u. f.

Wenn wir uns in geräuschlosen und vertraulichen Stunden mit dem Unsichtbaren und Unendlichen beschäftigen, und uns durch diese Erhebung des Gemüths zu veredeln suchen. S. 276. u. f.

Wenn wir das Andenken an geliebte Entschlafene, an ihre uns geschenkte Liebe, ihre Verdienste ihre Tugenden fleißig in uns zurück rufen. S. 278. u. f.

Wenn wir überhaupt unsern Geist auf eine nützliche und löbliche Art beschäftigen, und aus unserm Gefühlskreise alles verbannen, was die gesunde Vernunft nicht gut heißt. S. 281. u. f.

Menschen, die sich selbst fremd geworden sind; ihre Charaktere, besonders der in sich selbst Ausgetrockneten, des Hypochondristen und des Schwärmers in Hinsicht des Umganges mit sich selbst. S. 283. u. f.

Vierter Abschnitt. Anhang.

Ueber das eheliche, — gesellige und öffentliche Leben der Griechen, mit Hinsicht auf die Individualität ihres Nationalcharakters.

Allgemeine Begriffe über die Veredlung der Nationen durch die Ehe. Ansichten der griechischen Ehe S. 296 u. f.

Ursachen der großen Genußliebe dieser Nation. S. 317.

Griechenlands lachendes Clima und freundlicher Boden. Herrschende Liebe der Griechen zum Landleben. S. 318. u. f.

Schönheit der griechischen weiblichen und männlichen Formen. Verschiedene Deutungen derselben. S. 322. u. f.

Betrachtungen über den Schönheitssinn der Griechen. S 332. u. f.

Einwirkungen ihrer erotischen Dichter und Comiker auf den griechischen Charakter. S. 341. u. f.

Ihre Liebe zu dem andern Geschlechte. Die Hetären. S. 347. u. f.

Begriffe der Griechen über die Schamhaftigkeit. S. 353. u. f.

Genußliebe dieser Nation in ihrem ganzen häuslichen, geselligen und bürgerlichen Leben. Ihr Enthusiasmus für Tanz und Musik. S. 359. u. f.

Besuch des Anacharsis bey dem reichen Athener Dinias; ein Beyspiel des vornehmen und üppigen Lebens, besonders bey der Tafel der Griechen. S. 366. u. f.

Ihr müßiges Leben. S. 381. u. f.

Ueber
Gesellschaft, Geselligkeit
und
U m g a n g.

Erster Abschnitt.

Ueber den Ursprung der Gesellschaft
und
des geselligen Lebens
überhaupt.

Die menschliche Vernunft fragt, aus einer ihr beywohnenden nie ruhenden Forschbegier, nach tausend Dingen, deren Seyn und Werden sie sich doch nie ganz beantworten kann. — Was jenseit aller Erfahrung und Geschichte, nur in

dem dunkeln Reiche des Möglichen und Unermeßlichen, liegt, wird ihr ewig verborgen bleiben, so gern sie auch diese leeren Stellen in sich selbst ausfüllen möchte. Dieser lichtlose Raum, welchen sie bey dem Reichthume ihrer übrigen Begriffe und Erfahrungen wahrnimmt, thut ihr, als etwas Dürftiges und Negatives weh, — und sie sucht ihn nun eilfertig genug durch Meinungen und Hypothesen aller Art gleichsam vor sich selbst zu verbergen, und sich dem Schimmer der Wahrheit hinzugeben, wenn sie die Heilige *selbst* nicht finden konnte.

Der Mensch, welcher sich so gern als ein Geschöpf der Zeit durchschauen, und den Anfang seiner Urgeschichte *verstehen* möchte, hat daher denn auch, seitdem sein Geschlecht denken konnte, viel darüber nachgedacht, gegrübelt und vernünftelt — *wo? wenn?* und *wie?* es zuerst den Schauplatz seiner Welt betrat. Das *Gegenwärtige* kann seine Nachforschungen hierbey um so weniger befriedigen, da etwas *Erstes* und Früheres vorhanden seyn mußte, auf welchen die folgenden Jahrtausende ruhen. — Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber haben daher in

den sonderbarsten Versuchen einer unbefriedigten Wißbegier und Phantasie mit einander gewetteifert, hierin das Unerreichbare zu erreichen; aber sie haben uns alle nicht viel weiter gebracht, — und wir stehen, auch nach den tiefsinnigsten Untersuchungen der neuern Weltweisen und Naturforscher über das Entstehen unseres Sonnensystems, in Absicht der Hauptfragen fast noch da, wo die ersten Beobachter des Himmels standen.

Aber deßhalb soll dem menschlichen Geiste, wegen des Mislingens seiner Versuche, und seiner immer noch schwankenden Nachforschungen, kein Vorwurf gemacht werden. Auch das Unerreichbare und Uebersinnliche soll ihn in seiner Kraft und in seinem Fluge üben, und ihm das reichere Bild künftiger größerer Entdeckungen und hellerer Zeiten des Wissens vorhalten. Ausserdem gewährt es jedem ernsten Gemüthe schon an sich selbst eine seltene Art des Vergnügens, auf seiner so weit vorgerückten Bahn in einen Zeitraum hinüber blicken zu können, der so ganz besonders der Geschichte der Menschheit angehört, — zu wissen, daß es schon in jenen Jahrtausenden

denkende Wesen, wie wir, gab, und daß uns eine ewige Verkettung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Zwecke und in das schöne Ganze dieser Welt, als ein Hauptglied ihrer Schöpfung, eingeschlossen hat.

Wir denken uns unsere Voraltern, die Väter und Stifter unabsehbarer Generationen, als die einheimischen Bewohner des nehmlichen Sterns, auf dem wir seit undenklichen Zeiten hausen mögen. Wir können sie uns nicht anders denken, wenn wir nicht unter dem Unglaublichen das Unglaublichste annehmen wollen, daß sie einstmals mit den Trümmern eines andern Weltkörpers auf unsere Erde, als Fremdlinge, herabgeschleudert wurden. — Sie sind vielmehr auf ihr und aus ihr, als ihre liebsten und gereiftesten Pflegkinder, entstanden, und würden vielleicht schon dann wieder untergehen müssen, wenn ihre alte treue Mutter durch irgend eine Revolution aus ihrer gewöhnlichen Wandelbahn herausgedrängt werden sollte. Auf jedem andern Planeten würden wir wahrscheinlich gar nicht leben und athmen können; — an unsere Erde sind wir mit unserer ganzen Organisation, unsern

Entwickelungen, unsern Kräften, unserm Wollen und Denken, mit unserm Leben und Sterben, gewiesen. Wir tragen gleichsam die Uniform und das Ordenskleid ihres großen Instituts an uns, — so wie sie nach ihrer ganzen Bauart, ihrem Zeitwechsel, ihren Elementen und Naturerscheinungen wiederum besonders für uns berechnet zu seyn scheint.

„Ihre Schwestern, sagt Herder, andre Erden, mögen sich anderer auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; aber auf unserer Erde lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner andern Sonnenferne, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinnen aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet; dem gemäß wirken auch meine Seelenkräfte, — der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so fest bestimmt und umschrieben, als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll." *) —

*) Ideen zur Geschichte der Menschheit. Sämmtliche Werke zur Philosophie und Geschichte, III. S. 6—7.

Ausserdem erblicken wir noch überall die Spuren einer uralten Vergangenheit, die Fußtapfen unserer Vorfahren auf dem mütterlichen Boden. Seine Oberfläche sind — ihre Gräber. Und wenn auch alle diese ehrwürdigen Documente ihrer Urwelt, wenn selbst Schrift und Buchstabe untergehen könnten: so würde doch Sprache und Tradition, und Sternkunde die vergangene und gegenwärtige Zeit mit einander verbinden, und das geschichtliche Bild der einen auf die andere übertragen.

Da nun aber das eigentliche Wenn? Wie? und Wo? unseres Ursprunges für uns nie ganz historisch ausgemittelt werden kann: so behält der menschliche Geist allerdings seine Freyheit, hierüber seinen beliebigen Ideen zu folgen, und sich in Absicht des Alters der Erde, und mithin auch ihres Menschengeschlechts, seinen besondern Schöpfungsroman zu bilden, oder wohl gar alle Schöpfung zu verwerfen, und seiner Welt eine ewige Dauer anzudichten. — Die Geschichte der Erde, so weit wir sie kennen, ist vielleicht nur ein Theilchen des Zeitraums, den sie seit ihrem Anfange unter zahllosen Revolutionen durchlaufen

haben mag. Da sich aber die menschliche Vernunft, als die innigste Freundin des Wirklichen, bey dem Andrange jener Fragen so gern orientiren möchte, ungeachtet ihr ein fester Standpunct hierbey ganz versagt wird: so hat es fast jede Nation gewagt, ein willkürliches Zeitmaaß ihres Ursprunges und ihrer Dauer anzunehmen; — ein Wagstück, wobey überall der Volksglaube einen neuen Spielraum seiner stolzen mythologischen Dichtungen gewann. Die bescheidenste aller Zeitrechnungen bleibt immer noch die unsrige, indem ihre unbedeutenden sechstausend Jahre — unsere Erde gleichsam noch in ihrer Kindheit und Unmündigkeit hinstellen; dagegen die Chronologie der meisten ältern Völker in Uebertreibungen hinausschweift, die man einen wahren Zahlenluxus nennen könnte.

Die Aegypter rühmten sich, mit hohem Nationaldünkel, das erste und älteste Volk der Erde zu seyn, gaben ihrer Monarchie ein Greisesalter von hunderttausend Jahren, und glaubten, daß nur ihr mildes und fruchtbares Vaterland der erste romantische Stammort des Menschengeschlechts gewesen seyn könnte. Dieser Zahlenstolz entrüstete

die alten Scythen. Sie behaupteten dagegen, daß ein so sumpfiger und nasser Boden sich wenig zu einem idealen Mutterlande der Menschheit schicke, wozu das viel höher liegende Scythien viel mehr sich eigene. Seine Urgebirge wären zuerst für die Erdbevölkerung aus der allgemeinen Ueberschwemmung hervorgetreten, während das flache Aegypten wer weiß wie lange noch vom Meere bedeckt gewesen sey *). Die alten Chaldäer und Babylonier erlaubten ihrer Zeitrechnung noch viel größere Ueberladungen, indem sie schon vierhundert und drey und siebenzigtausend Jahre vor dem Zuge Alexanders des Großen nach Asien astronomische Beobachtungen angestellt haben wollten **). Aber diese chronologische Prahlerey ist noch eine Kleinigkeit gegen das ungeheure Alter, welches die Chinesen ihrem Vaterlande andichten, indem sie es willkürlich beynahe auf hundert Mil-

*) Justinus Lib. II. c. 1.

**) Goguet von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften von Hamberger, III. 232. 1762.

lionen Jahre ausdehnen, — welchen Unsinn denn freylich ihre eigenen Gelehrten belächeln.

Andere Nationen, welche sich weniger mit dergleichen Zeitfabeln beschäftigten, schnitten alle dergleichen Deuteleyen ihres Ursprunges durch eine leichte Wendung ab. Sie nannten sich eben so stolz, wie jene, unmittelbare Herkömmlinge von Göttern und Göttinnen, aus deren keuschen oder unkeuschen Umarmungen sie vormals hervorgegangen wären; oder sie rühmten sich, daß sie die fruchtbare Erde, gleich Pflanzen und Schwämmen, aus ihrem mütterlichen Schooße habe aufkeimen lassen. Dieß war die Meinung der überfeinen Athenienser, die auf diesen ihren schwammartigen Ursprung einen großen Werth legten, und deßhalb ein wirkliches Urvolk zu seyn glaubten. Unsere deutschen Voraltern, eine der berühmtesten Heldennationen des Alterthums, verehrten in ihren Festgesängen einen Gott, Tuiston, der ebenfalls aus der Erde hervorgegangen, und der Stammvater ihres Volks sey. Tacitus selbst macht ihnen das Compliment, daß die Völker Germaniens ohne einige Vermischung mit auswärtigen Nationen ein eigenes unvermengtes, sich

selbst gleiches Geschlecht geblieben wären *). Die Klüglinge in Tibet träumen sich einen Urberg der Schöpfung von einer unermeßlichen Höhe und Ausdehnung. Riesen und Ungeheuer bewachen ihn. Auf seinem Gipfel wohnen die Lahen, höhere Wesen und Verwandte des Himmels. Aber durch Aeonen von Weltaltern sanken sie immer in gröbere Körper, endlich in die Menschengestalt, in der ein häßliches Affenpaar ihre Aeltern waren, — und selbst die Thiere der Erde wären nichts anders, als solche von ihrer ursprünglichen Höhe herabgestürzte Engel des Lichts gewesen.

Bey der Frage: wie? und wo? die Bevölkerung der Erde durch das Menschengeschlecht begonnen, hat die Wißbegier eigentlich nur zwey Wege auffinden können. Sie hat angenommen: daß die schaffende in ihrem Erzeugungsstoff unendliche Natur entweder auf einmal mehrere Menschen, wohl gar mehrere Völker, in den verschiedensten Formen, aus ihrer Bildungsanstalt

*) Germania antiqua. Cap. II. u. IV.

hervorgerufen habe, daß sie hiermit zwar dem Tode, aber auch dem mächtigern Leben mehrere Opfer brachte, — und dadurch das Bestehen ihrer Lieblinge nicht nur fester begründete, sondern auch dem lebenden Ganzen mit einem Wurf ihrer Kraft einen unendlich größern Wirkungskreis gab, als es durch ein einziges hinfälliges Menschenpaar geschehen konnte. Denn mit seinem Tode mußte auch schon der Stamm aller künftigen Generationen auf ewig verlöschen.

Oder sie stimmt der allgemeinern Meinung bey: daß das menschliche Geschlecht und sein gesellschaftliches Leben zuerst nur von einem Manne und einem Weibe hervorging, und sich von seinem freundlichen Mutterlande aus nach und nach über alle Regionen der Erde verbreitet habe. So will es nehmlich die erste Urkunde des Menschengeschlechts, die wir besitzen. Nachdem, laut dieses ältesten Denkmals der Geschichte, der ungeheure Wasserball der Erde trocknes Land gewonnen hatte, das bleibende Wohnhaus für den Menschen vollendet, sein unabsehbares Magazin mit Vorräthen aller Art versehen, Tag und Nacht und die Gestirne des Himmels bis zu seinen Kräu-

tern gleichsam nur für ihn geschaffen waren, — führte Jehova den ersten Menschen in den Tempel seiner heiligen Natur, und stellte ihn als ein Symbol der vollendeten Erdschöpfung an die Spitze aller lebenden Wesen. Für ihn, den Liebling seiner mütterlichen Erde und der Gottheit, war nun überall reichlich gesorgt. Er lebte, nach dem reitzenden Bilde des Dichters, in seinem wahrhaft goldenen Zeitalter, in einer der schönsten und reichsten Gegenden der Erde, unter dem erquickendsten, reinsten und ausgebildetsten Himmelsstriche. — Ueberall empfing er die Huldigungen seiner neuen Erde, seiner neuen Regierung, als ihr vollkommenstes Geschöpf, und mit ihnen alle ihre bereitwilligen Schätze und Reichthümer, weil er sie, als das höhere Vernunftwesen, zu gebrauchen wußte.

„Schon seinem specifischen Charakter nach konnte der Mensch nicht, Thieren gleich, überall in die wilde Wüste geworfen werden. Der Baum, der allenthalben nur künstlich fortkommen konnte, sollte vielmehr aus einer Wurzel, an einem Orte wachsen, wo er am besten gedeihen und sein Pflanzer ihn selbst warten konnte. Das

zur Humanität bestimmte Menschengeschlecht sollte von seinem Ursprunge an ein Brudergeschlecht aus Einem Blute, am Leitbande einer bildenden Tradition, werden, und so entstand das Ganze, wie noch jetzt jede Familie entspringt, Zweige von Einem Stamme, Sprossen aus Einem ursprünglichen Garten. Mit diesem Entwurfe wurden wir Lieblinge der Natur, die sie als Früchte ihres reifsten Fleißes, oder, wenn man will, als Söhne ihres hohen Alters auf der Stelle hervorbrachte, die sich am besten für diese zarten Spätlinge geziemte. Hier erzog sie solche mit mütterlicher Hand, und hatte sie mit allen umgeben was vom ersten Anfange an die Bildung ihres künstlichen Menschencharakters erleichtern konnte. So wie nur eine Menschenvernunft auf der Erde möglich war, und die Natur daher auch nur eine Gattung vernunftfähiger Menschen hervorbrachte; so ließ sie diese Vernunftfähigen auch in einer Schule der Sprache und Tradition erzogen werden, und übernahm selbst diese Erziehung durch eine Folge von Generationen aus einem Ursprunge" *).

---

*) Herder am angeführten Orte II. S. 282. 83.

Eben darum sollte der Mensch als das höhere vervollkommliche Vernunftwesen, als der Gott des neuen oder nur neuumgeformten Weltkörpers, nicht für sich allein dastehen. Für die Fortdauer aller übrigen Geschlechter war durch den Organismus des Geschlechts selbst hinlänglich gesorgt. Leben und unerschöpfliche Fruchtbarkeit herrschte in allen Reichen der Natur auf die bewundernswürdigste Art; ein Geschlecht folgte dem andern auf einer unabsehbaren Stufenleiter, auf sich selbst und seine Art fest gegründet. Warum hätte der höhere und vortrefflichere Mensch nur als eine ephemere Erscheinung in seinem Königreiche auftreten sollen! Auch ihm ward sein eigenthümliches Geschlecht, der Adel einer höhern Geburt, gegeben. Er sollte bedeutungsvoller, als jedes andere Geschöpf, in die Geschichte der Jahrtausende treten, sein Bild aus sich selbst in sie hinstellen, und seinen Nahmen als den würdigsten und vollendetsten in der sichtbaren Welt verewigen. — Da führte ihm die zärtliche Natur die liebende Gattinn zu, und nun erst war das herrliche Gemählde seiner Menschwerdung geschlossen. Mann und Weib stehen von diesem Augenblick an als die begün-

stigtsten Wesen der Schöpfung in den Armen der Liebe vor uns. Sie können sich nun als Geschlechter nie wieder trennen; sie sind ewig als Herz- und Geistverwandte, wie zwey sich berührende Flammen, in einander geschlungen; — aber nicht bloß durch das Bedürfniß der Geschlechtserhaltung, sondern noch mehr durch das heisse Verlangen, sich einander anzugehören, für einander zu leben, sich gegenseitig einander zu befestigen, zu veredeln und zu beglücken.

Hiermit war nun aber auch schon das ewige Gesetz der allgemeinen Geselligkeit überhaupt und der Ehe insbesondere ausgesprochen. Mann und Weib sollten in ihren gegenseitigen Beziehungen auf einander dem Ganzen seine Haltung und seinen Zusammenhang geben. Wie Mann und Weib als die feinern Bedingungen des Geschlechts, an einander gewiesen, an einander gebunden sind, — so hängen ganze Nationen, als Ableitungen dieser schönen Verhältnisse der Natur, zusammen. Haben wir ein Paar solcher vereinter Menschen, so haben wir Millionen derselben, die sich ein-

ander aufsuchen, sich einander hingeben, für einander wirken, und kommt die Aufgabe des Geschlechts hinzu, sich einander als Menschen anhaltend lieben. Eben darum ist der Naturmensch des Rousseau ein so widerliches, die Menschenwürde so entehrendes, von aller Tendenz zum Bessern entblößtes sinnliches Wesen *). Eine so herabgewürdigte Natur muß freilich auf ihrer untersten Stufe, wie das gemeinste Hausthier, stehen bleiben, und nach des Philosophen Meinung Jahrtausende darin beharren. Ueberall

---

*) Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. „Les mâles et les femelles s'unissoient fortuitement, selon la rencontre, l'occasion et le desir, sans que la parole fût un interpréte fort nécessaire des choses qu'ils avoient à se dire: ils se quittoient avec la même facilité." Wieland setzt sehr naiv hinzu: „es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles, und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli, Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Inseln Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat." Ueber Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen. Sämmtl. Werke XIV. Band. S. 164.

umarmt er das Weibchen nur in den flüchtigen Momenten des Instincts; sonst ist ihm die liebenswürdige sanfte Natur nichts werth; er verläßt die gütige Mutter nach der Umarmung, — und kümmert sich nicht darum, ob er Vater werden soll oder nicht. Denn Rosseau hat es für gut gefunden, dem Vater kein Vaterherz zu geben; Rousseau hat gleichsam die Natur bestohlen, indem er dem schuldlosen freundlichen Naturmenschen nicht nur als ein wildes, sondern sogar als ein verwildertes Geschöpf, als ein Ungeheuer, auf seine Erde hinwarf, und ihm sogar eine seiner schönsten Anlagen zur Humanität, den Trieb zur Geselligkeit, absprach.

Die mosaische Philosophie und Dichtkunst macht die eheliche Gesellschaft zur ersten moralischen Veranstaltung des Lebens, — und sie mußte es seyn, da die weise Natur nicht allein die Fortpflanzung der Geschlechter, sondern auch ihre Bildung und Erziehung darauf gründete. Die Thiere begatten sich nur oder helfen ihre Brut nur in so fern auf, wie es die augenblickliche Nothwendigkeit verlangt; aber der höher stehende Mensch soll auch sein Geschlecht erziehen, es

dadurch lieb gewinnen, und durch Liebe und freie Hingebung dasselbe erhalten. Es ist nicht bloß ein trockner geselliger Vertrag, der uns an jenes heilige Bildungsgeschäft unseres Geschlechts bindet, nicht eine Sclavenarbeit, welche uns Zeit und Umstände aufdrücken, nicht blinder Instinct der thierischen Natur, sondern etwas Liebevolles, Herziges und Freywilliges, das den Menschen zu seinem Kinde hinzieht. Es geht aus dem Innern hervor, es ist die mit der Vernunft verbundene Liebe, welche das Gemüth für die Unsrigen erwärmt und treibt, und eben dadurch zugleich unser Herz für andere Menschen erweicht und gewinnt. Die Kinderliebe soll uns durch ihre zarten Stimmungen, da sie selbst in den rohesten Naturen vorhanden seyn kann, zur allgemeinern Menschenliebe vorbereiten und veredeln. Sie ist der wohlthätige Boden, auf dem in stillen Entwickelungen eine Menge anderer herzlicher Gefühle reifen und gedeihen sollen; — eine Bildungsanstalt in uns, die, ohne daß wir daran denken und uns dabey zerarbeiten, unser Herz läutert, unsern Charakter richtet, unsern Trieb zur Geselligkeit wach erhält, und das allgemeine Familien-

band der Menschheit auf das vollkommenste sichert.

So will es die einfache Natur der älterlichen Liebe, — so will es aber auch noch besonders die Fürsorge der Natur für die Nothwendigkeit der Geschlechtsdauer. „Da der Entzweck der Gesellschaft, sagt der unsterbliche Locke *), in welcher Mann und Frau zusammen leben, nicht allein die Erzeugung ihres Geschlechts ist, sondern auch, die Art fortdaurend zu machen: so muß das gesellige Zusammenleben der Aeltern auch nach der Erzeugung bleiben, wenigstens so lange es noch zur Ernährung und Erhaltung der erzeugten Kinder nothwendig ist, d. h. so lange, bis sie im Stande seyn werden, ihre Bedürfnisse selbst zu versorgen. Bewundernswürdige Weisheit des Schöpfers! ruft der große Mann aus, die den Menschen nicht nur Eigenschaften für Zukunft und Gegenwart zu sorgen gab, sondern auch zu gleicher Zeit die Einrichtung machte, daß die Verbindung zwischen Mann und Weib länger als die Gesellschaft aller andern Thiere dauern soll, — damit die Absicht,

*) Von der bürgerlichen Regierung.

ihre Kinder zu versorgen, und ihnen ein Eigenthum zu hinterlassen, beyde, Mann und Frau, zu einem größern Fleiße anspornen, und ihr Interesse vereinigen könne. Denn nichts würde für die Kinder nachtheiliger seyn, als eine ungewisse und flüchtige Verbindung, oder eine beständige und leichte Trennung der ehelichen Gesellschaft;" wie sie Rousseau seinem Vagabonden, dem herzlosen mechanischen Naturmenschen, — dem Eichelnfresser, andichtete.

Der Naturmensch des Hobbes ist zwar nicht ein so mattherziges tausendjähriges Kind, kein solcher thierischer Automat, wie der Natursohn des Rousseau; aber dabey doch eben so bizarr, eben so ungesellig, und ausserdem noch mit der Societät im fortwährenden Kampfe, also das unglücklichste Wesen, ein ewiger Zänker auf dem ganzen Erdenrund. Nach Hobbes Meinung habe nur nach und nach die Furcht einen geselligen Verein veranlassen können. Eigennutz, nicht Liebe und Wohlwollen habe die Menschen verbunden. Da nun aber eigene Vortheile und Ehre nicht behauptet werden könnten, wenn nicht Sicherheit vor andern da sey, der einzelne Mensch

aber sich diese Sicherheit nicht zu geben vermöchte: so habe er sie durch das gesellige Leben bewirken müssen. — Wenn wir auch die Einseitigkeit dieser Behauptung einmahl zugeben wollten: so ist doch der natürliche Mensch ein so bösartiges und liebloses Wesen nicht, wie Hobbes ihn schildert, indem er allen und jeden im Naturstande einen Willen, zu beleidigen, beylegt und sie alle gegen einander in ewige Kriege verwickelt. Wir wollen seine Scheingründe hören, und dann zu der freundlichern Ansicht des auf so viel Stützen ruhenden geselligen Lebens übergehen.

„Die Natur, sagt er, hat ursprünglich jeden Menschen ein Recht auf alle Dinge ertheilt. Dieses Recht Aller auf Alles ist aber dem Menschen unnütz. Denn die Wirkung dieses Rechts ist fast dieselbe, als ob gar kein Recht existirte, weil, wenn jemand auch etwas für das Seinige erklären und behalten will, sein Nachbar und jeder andere ein Recht hat, dasselbe ebenfalls zu thun, wodurch die Möglichkeit alles Eigenthums aufgehoben wird. Wenn man nun zu den Ursachen, die einen Hang der Menschen, einander zu beleidi-

gen, hervorbringen, noch jenes Recht Aller auf Alles hinzunimmt, aus welchen ein beständiges Mißtrauen des Einen gegen den Andern entspringen muß, und zugleich die Schwierigkeit der Vertheidigung und Sicherung vor den Angriffen anderer erwägt: so wird klar, daß der Naturstand der Menschen, bevor sie in eine bürgerliche Verbindung treten, ein Stand der Feindseligkeit, des Krieges Aller gegen Alle sey" *).

Wenn wir aber den Absichten und Einrichtungen der mütterlichen Natur weiter nachgehen, und vornehmlich ihre zarte Pflege des Menschen und seines Ursprunges beachten: so finden wir auch schon auf seinen untersten Stufen die sichtbarsten Veranstaltungen zu einem geselligen Leben, dergestalt, daß die Grenzlinie zwischen demselben und dem sogenannten Naturstande **) nicht einmahl durch die Einbildungskraft scharf genug ange-

*) J. G. Buhle Geschichte der neuern Philosophie III. 3ter Abschnitt. Geschichte und Philosophie des Thomas Hobbes und Hugo Grotius.

**) S. den Artikel: Naturstand in Lossius neuem philosoph. allgemeinen Real-Lexicon. III.

geben werden kann. Auch der roheste Mensch, auch der Thiermensch, hat schon eine Familie, und lebt in einer Art von Ehe, und erziehet seine Kinder, wenn er sie auch nur thierisch behandelt, und seine Weiber wie das Vieh auf dem Markte kauft. So fanden die Reisenden alle wilde Völker, und selbst diejenigen, welche der Thierheit am nächsten standen, und dem Rousseauischen Naturkinde am meisten ähneln mochten. Das höchst stupide halbthierische Volk, welches Dampier in Neuholland sah, lebte dennoch gesellig, und so vertraulich, daß diese Halbmenschen ihre Speisen gemeinschaftlich einsammelten und verzehrten. Auch die Menschenfresser verzehren ihre Braten beym geselligen Mahle *). Auch die Wilden des Condamine in Südamerika, eine höchst rohe Menschenart, hatten dennoch Brücken in ihrem Lande, die sie durch gemeinschaftliche Arbeitsamkeit erbauet haben mußten. Ja, selbst die erbärmlichen Azzuanäer, die man im zwölften Jahrhunderte in Africa entdeckte, lebten in einer

*) Pauw Recherches philosophiques sur les américains. I. 3. des Anthropophages.

Art von Societät, ob sie gleich so viehisch dumm waren, daß sie sich durch hingeworfenes Waizenbrot und gedörrte Feigen von ihren Nachbaren, wie Vögel, einfangen ließen.

Die Wildheit einer Nation ist durchaus kein gültiger Grund zu ihrer Ungeselligkeit, und zu dem ewigen Kriege des Hobbesischen Systems. Auch der Wilde *), auch der Natursohn bedarf zu

---

*) Die Rohheit einer Nation scheint sie vielmehr noch näher an einander zu drängen, weil einer in dem andern so ganz sein eigenes Bild wieder findet, und der gemeinschaftliche Geschmack an sinnlichen Vergnügungen dem Nationalsinne entspricht. Die Ausgelassenheit führt ja oft genug selbst die gebildeten Stände zusammen, und gilt da wohl gar als ein conventionelles Gesetz des Frohsinns; — wie sollte man etwas anderes unter wilden Nationen erwarten! Die russischen Lappen *) überlassen sich hier einer so freien und ungenirten Geselligkeit, die selbst die Schamhaftigkeit entfernt. Jungfrauen und Jünglinge, Mütter und Söhne, Brüder und

---

*) Büffons allgemeine Naturgeschichte VI 10 u. ff. Berl. 1774.

seinem Leben und Fortkommen anderer Menschen, und sucht, bey seiner natürlichen Unverdorbenheit,

---

Schwestern baden sich nackend zusammen, ohne daß die Nationalsitte dadurch beleidigt würde. Gegen Fremde sind diese Polarmenschen allgemein so gefällig, daß sie den Fremden ihre eigenen Töchter und Frauen zuführen und die Annahme ihrer Anerbietungen für ein besonderes häusliches Glück halten. — Auch in der nordlichsten Gegend der Erde, wo das Clima den Menschen zum Krüppel zusammen drückt, wo gleichsam seine Pulse erstarren, und das Leben überall eingekerkert wird, sucht der Geselligkeitstrieb des Menschen den andern auf. Die Grönländer haben eine monatlange fürchterlichkalte Nacht, ihr langer Winter reißt gleichsam alle gesellige Bande von einander; aber sie graben sich, nach den Erzählungen der Reisebeschreiber, oft lange Gänge unter Erde und Eis, um zu einem geselligen Nachbar zu gelangen. — Selbst die Zigeuner, sagt Zimmermann in seinem Werke über die Einsamkeit, haben in einer großen und reichen Provinz des nördlichen Deutschlands einen Club. Sie versammeln sich alle Sonnabende auf einer Mühle, rauchen Tabak und verzehren da, was sie die Woche hindurch in der Provinz stehlen oder erbetteln. Die eben genannten Grönländer leben nach Egede Bericht ohne Obrigkeit, ohne Gesetze, ohne Ordnung und Zucht, aber in einem ewigen Frieden mit ihrem

seines Gleichen mit sehnendem Verlangen auf. Wir finden sogar unter wilden Völkern so denkwürdige und rührende Beyspiele von Wohlwollen, Freundschaft und Menschenliebe, welche der höhern Sittlichkeit anzugehören scheinen, und die innere Güte der menschlichen Natur und ihrer edeln Anlage zur Geselligkeit documentiren. Selbst die kleinsten Kinder, die noch nicht denken und reden können, strecken ihre zarten Arme nach ihren Wärterinnen und Gespielen aus, und fühlen sich in der Einsamkeit unglücklich. Schon in den ersten Wochen hascht ihr noch matter Blick nach Menschen und ihren Zeitvertreiben, — gleichviel, ob diese Richtung der Seele durch die Furchtsamkeit des Schwächlings, oder durch das Gelüste nach Zerstreuungen veranlaßt wird. Der Geselligkeitstrieb ist unstreitig einer der ersten, welcher sich in dem Gemüthe des Kindes entwickelt, und den Sinn seiner Humanität aufweckt.

Nachbar. Wenn diese Halbmenschen hören, daß Dänen und Norweger sich einander bekriegen; — sagen sie: „Die Leute haben vergessen, daß sie Menschen sind.“

Gutmüthigkeit, Freundschaftlichkeit und Ehrlichkeit sind oft sprechende Züge der ungebildetsten Nationen. Als der unsterbliche Cook von einer Insel der neuen Hebriden [Mallicollo] wieder absegelte, eilten die Einwohner dem Schiffe nach, um die kleinen Reste der eingetauschten Sachen und Waaren zu Abtragung ihrer Schuld einzureichen und dasjenige ins Schiff zu werfen, was sie den Engländern noch nicht bezahlt hatten. Einer dieser ehrlichen Wilden folgte sogar eine beträchtliche Strecke in die stürmische See hinein, und hielt die abzuliefernde Tauschwaare in die Höhe, und als der Engländer, der diese Kleinigkeit vergessen hatte, ihm dafür etwas anderes anbot, nahm er es durchaus nicht an, sondern zeigte das ehrlicher Weise vor, was er bereits dafür erhalten hatte*). — Wenn gebildete Nationen das Andenken ihrer Freunde ehren, und es in so mancherley Zeichen der Liebe fortleben lassen: so ist dieß nicht immer Folge dieser Bildung und Verfeinerung, sondern Anleitung der gütigen Natur, die selbst den Wilden ein tiefes Zartgefühl mitgetheilt hat.

---

*) Aus dessen Reisen um die Welt. 1772 — 1775.

Auf den neuen Hebriden, wie in Neuseeland, trägt man überall von den Haaren verstorbener Freunde Locken auf der Brust, und bewahrt sie als ein Heiligthum. Man geht da noch weiter, indem man von ihren Zähnen Ohrringe und Halsbänder verfertigt. Selbst ihre Könige sind so gutmüthig, daß einer derselben, der seine lieben Unterthanen befehligt hatte, Cacaonüsse für ihn zu pflücken, selbst auf den Baum stieg, da es keiner seiner Untergebenen thun wollte. — Die kleine Neigung der freundlichen Otaheiter zu Diebereien abgerechnet, empfingen sie ihre englischen Gäste mit einer Zärtlichkeit und Gefälligkeit, die man bisher nur bey gebildeten Nationen zu bemerken glaubte. Sie forderten keine Dankbarkeit für alle die herrlichen Gaben, welche sie ihnen brachten, sie sahen die Fremden mit tiefer Wehmuth abreisen, und bey ihrem Wiederkommen herrschte auf dem ganzen Eilande ein allgemeines Jubelfest. Die Schönen suchten ihre Reitze und ihre Liebkosungen zu verdoppeln, und überließen sich den Umarmungen der Fremden mit traulicher Herzlichkeit. Die Scene, wie der König Oree, ein alter würdiger Greis, seinen Freund Cook

wieder erblickt, und ihn unter tausend Thränen umarmt, ist so rührend, daß sie jedes fühlende Herz interessiren muß. Cook nannte ihn nicht bloß seinen Freund, sondern auch seinen Vater.

Mich dünkt, der Naturmensch ist fast das Gegentheil von dem Fechtmeister des Hobbes, — ein ruhiges, friedfertiges Wesen, das gern mit den Seinen in ungestörtem Genusse seiner Tage behaglich dahin lebt, und sich wenig geneigt fühlt, in steten Kämpfen Lust und Ruhm zu suchen. Seine Bedürfnisse sind ja noch so gering, seine Natur ist mit wenigem zufrieden, seine Leidenschaften sind noch wenig gereizt und gespornt. Kein glühendes Ehrgefühl treibt ihn in die Welt hinaus; sein ganzes Leben ist einfach, ohne alle Vielseitigkeit und Künsteley des verwöhnten bürgerlichen Menschen, ohne heftiges Verlangen, ohne Geneigtheit, es von einem Tage zum andern immer besser haben zu wollen. Das Gold verblendet und martert ihn noch nicht; der Neid macht ihn noch nicht zum Menschenhasser. Seine Erziehung ist eine Familienerziehung gewesen; einheimisch ist der Naturmensch in seiner friedlichen Hütte, in den Umgebungen des freundlichen

Landlebens und der schönen Natur, an der Seite seines Weibes und seiner Kinder, die er in einem ungewissen Kampfe gewiß nicht gern auf das Spiel setzt. Dabey steht er schon hoch über der Thierwelt, als ein zur Vervollkommlichkeit organisirtes Wesen. So tief auch die Keime einer höhern Vernunft in ihm noch schlummern mögen, so wird doch bald seine Ueberlegung und sein Nachdenken über die ihn umgebenden Dinge aufwachen. Durch mehrere Versuche dieses Nachdenkens wird er nach und nach ihren Gebrauch finden, das Nützliche vom Schädlichen unterscheiden, und sich so in seiner kleinen Welt ansiedeln lernen. Ursache und Wirkung, Wechsel und Zufall, Schmerz und Freude führen ihm wie dem Kinde eine Menge neuer Begriffe zu; überall bietet sich ihm die gütige Natur als seine Lehrmeisterin an, und die Zeit tritt mit ihren Anschauungen und Folgen lebendig vor seine Seele. Der Begriff des Künftigen wird ihm immer heller, da seine Gegenwart vormals auch nur etwas Kommendes war; er benutzt die Zeit so gut er kann, er geht ihr nach, er richtet sein Hauswesen danach ein, er fängt es zu berechnen an, und bildet sich so

nach und nach durch die Vortheile der Gelegenheit und der ihm entgegenkommenden Natur zu einen Robinson aus. Seine Einbildungskraft wird immer mehr und mehr geweckt, sein Gedächtniß geübt, und seine Sprache ergießt sich in den ersten Lauten, sobald er noch ein anderes menschliches Wesen neben sich gefunden hatte. — Dabey liebt er über alles sein Leben, er giebt es ohne die dringendste Noth nicht preis; er ist nicht ausschließlich zum Kriege geboren, er hat noch keine Waffen, und erst bey seiner Fortbildung sammelt er sich in Haufen, um seine Feinde anzugreifen, oder sich zu vertheidigen. Dann ist er aber schon über den Naturstand hinaus, und seine Abhängigkeit von einem Anführer hat schon die Form des bürgerlichen Lebens. — Findet man aber auch wirklich Völker, die mit einander im ewigen Kampfe leben: so sind sie dieß durch die Grausamkeit ihrer Gemüthsart, oder durch andere Umstände geworden, von welchen man das Bild des Naturmenschen nicht abstrahiren darf.

Ueberall erblicken wir, wo die Natur das Leben walten läßt und Instinct oder Vernunft, oder beyde zugleich die Geschöpfe leiten, eine bewun-

dernswürdige Hinneigung der Arten und Geschlechter zu einander, — als ein allgemein gültiges Urgesetz zur Erhaltung ihrer Welt. Die meisten Thiere leben offenbar in einem geselligen Zustande, nicht bloß in den periodischen Zeiten ihrer Begattung, sondern auch oft fortdauernd ihr ganzes Leben hindurch. Man könnte es eine Art Ehe *) nennen, oder eine Art Republik, indem solche gesellige Thiere mit und neben einander wohnen, sich in ihren Bedürfnissen einander unterstützen, gemeinschaftlich ihren Haushalt besorgen, zum Theil selbst eine gesellige Sprache haben, und gemeinschaftlich ihre Jungen auferziehen. Unter mehrern Vögelgattungen brüten Männchen und Weibchen, als hätten sie einen sorgsamen und verständigen Vertrag mit einander gemacht, gemeinschaftlich die Eier aus. Die Mutter würde verhungern, wenn das Männchen nicht von Zeit zu Zeit jenes Geschäft übernähme, während diese ihr Futter sucht. Selbst der diebi-

*) „des mariages mieux gardez que les nostres" sagt Montaigne sehr naiv Lib. II. Chap. II. seiner vortrefflichen Versuche.

sche Rabe verläßt sein Weibchen nicht, sondern harret in der fürchterlichsten Kälte bey ihr auf den Baumzweigen aus, und schließt so dicht an sie an, als ob er ihr seine Wärme mittheilen wollte. Man siehet die Sangvögel fröhlichen Muths um die Nester hüpfen, und hört sie dem brütenden Weibchen gleichsam zum Zeitvertreibe ihre zärtlichen Lieder vorsingen. Andere ziehen in geselligen Haufen gegen den Winter in wärmere Gegenden, und treten ihre Reise nicht eher an, als bis ihr Corps vollzählig ist, und die Familien alle beysammen sind, und so kehren sie gegen das Frühjahr in geschlossener Gesellschaft zu ihren geliebten Wohnungen zurück. Besonders leben die Tauben in einer sichtbaren vertraulichen Geselligkeit, und Home *) macht hierbey die Bemerkung, daß der Ort, den sie bewohnen, zu ihrer häuslichen Geselligkeit vieles beytragen müsse. Ein baufälliges Taubenhaus bewog einst den Eigenthümer ein neues zu bauen, und, damit sich die Thiere dazu gewöhnen möchten, wurden sie

*) Versuche über die Geschichte des Menschen. 2s Buch, 1ster Versuch, des 1sten Theils.

darin vierzehn Tage lang reichlich gefüttert; aber sobald sie ihre Freyheit erhielten, flogen sie grade zu ihrem alten Hause zurück, und als sie es niedergerissen fanden, gingen sie traurig und wehmüthig um dasselbe herum, — dann flogen sie eiligst in die Höhe, und verschwanden, ohne jemals ihre neue Wohnung wieder zu sehen.

Zahme und wilde Thiere zeigen diesen Geselligkeitstrieb bis zu dem dummen Fischgeschlecht hinab auf die mannigfaltigste Weise. Der Hering schiebt sich in auf einander gethürmten geselligen Haufen aus dem entferntesten Eismeere nach den europäischen Küsten hin, um frische Nahrung aufzufinden. Auch ohne Hirten und seinen wachsamen Hund weiden die Schaafe in geselligen Heerden, und hat sich eins verirrt: so hört man es rufen und klagen, bis es seine Gesellschaft wieder gefunden hat. Selbst die einfältige Gans wird ungestüm und geschwätzig, wenn man sie von ihrer Heerde trennt. Das Pferd wiehert freudig seinen Mitpferden entgegen, wenn sie ihm begegnen, oder in den Stall zurückkehren. — Jedes Thier siehet seines Gleichen gern, die Raubthiere ausgenommen, welche meistentheils unge-

sellig leben, und zum Glück der Menschen zur Einsamkeit verdammt wurden; und doch verbindet sich eins der ungeselligsten Thiere, der Wolf, mit andern Wölfen, wenn er eine Heerde oder ein Dorf anfallen will.

Diejenigen geselligen Thiere, welchen die Natur gemeinschaftliche Arbeiten angewiesen hat, sind vollends ganz unzertrennlich, weil ohne diese Gemeinschaft ihr Geschlecht untergehen würde. Wir finden diese weise Oeconomie der Natur bis zu den kleinern Insecten hinunter. Die Bienen, Ameisen und Wespen haben sich gleichsam in die Verpflegungs- und Erziehungsgeschäfte ihre Jungen mit der größten Regelmäßigkeit getheilt; jede Classe dieser kleinen Staatsbürger hat seine ihr angewiesenen Functionen; „jedes Mitglied, sagt Reimarus *), muß, so zu reden, in allen Facultäten ihrer Kunstacademie Meister seyn, weil es bald dieß bald das nach befundener Nothdurft zu thun hat.“ — Die meisten und thätigsten Kunsttriebe der Thiere können sich nur durch ein geselliges Zusammenleben üben. Der künstliche

*) Ueber die Triebe der Thiere.

Wasserbau des Bibers, den er in reissenden Strömen anlegt, und dessen Berechnung wirklich eine höhere Vernunft anzudeuten scheint, ist das Werk vereinter Kräfte, wobey jeder dieser merkwürdigen thierischen Baumeister seine besondere Anstellung hat. Die Murmelthiere leben in abgetheilten Stämmen, und jeder Stamm gräbt sich gegen den Winter mit großer Kunst eine Wohnung unter der Erde, worin er seinen gemeinschaftlichen Winterschlaf hält. Die wilden Hunde in Congo und Angola jagen in Koppeln, und führen einen beständigen Krieg mit andern wilden Thieren. Die Beute, welche sie auf der Jagd machen, bringen sie dann an einem besondern Orte zusammen, und theilen sie nach regelmäßigen Portionen unter sich aus. Die wilden Elephanten machen ihre Reisen immer in Gesellschaft; wollen sie angebauete Felder angreifen: so marschiren sie in einer Art von Schlachtordnung. Die ältern und stärkern gehen voran, und die jüngern machen die Arriergarde. Die schwachern werden in die Mitte gestellt, und die Weibchen tragen ihre Kinder auf dem Rüssel. Ihr Angriff geschiehet haufenweise, und so ziehen sie sich auch zurück, wenn sie die Schlacht verloren

haben. — Die Affen, sagt Home *), leben unter einer monarchischen Regierung. In Siam sieht man sie in abgetheilten Haufen, wo ein jeder seinen eignen Befehlshaber hat, der in seiner Commüne die strengste Mannszucht hält. Keiner darf den geselligen Kreis verlassen. Einst hatte sich ein Affenweibchen, aus Instinct, von der Gesellschaft entfernt, ihr Liebhaber war ihr gefolgt, aber sogleich setzte ihnen der Anführer auf dem Fuße nach; der männliche Affe entwischte, aber das Weibchen wurde zurück gebracht und bekam für ihre Unart in Gegenwart des ganzen Haufens funfzig derbe Schläge **).

Unter allen lebendigen Geschöpfen ist der Mensch das geselligste, und zur Geselligkeit bestimmteste, und diese ist gleichsam sein zweites Leben. Seine Anlagen, seine Verhältnisse, seine Leidenschaften und Entwickelungen, seine Bedürfnisse sind vielseitiger und vielumfassender, als

---

*) Am angeführten Orte S. 409.

**) Aus des Grafen Forbin Nachrichten.

die jedes andern Thiers, — und eben darum ist er auch mit zahlreichern und zartern Fesseln lebenslang an sein Geschlecht gebunden. Sein ganzes Leben besteht in einem unaufhörlichen Aufeinanderwirken, und sein ganzes geselliges Daseyn gleicht den Zweigen eines künstlich in einander verschlungenen Geäders. Der Mensch ist ein durchaus reciproques Geschöpf. Auch in der tiefsten Einsamkeit kann er sich von dem Menschen nicht losreissen, weil er den Menschen auch in die dunkelsten Winkel der Erde mit sich nimmt, — und wenn er auch die Welt unversöhnlichst haßte, doch immer noch mit ihr durch seine Rückerinnerungen, und sogar durch den Fluch, den er ihr giebt, — in Verbindung bleibt. Eben aus dieser vielseitigen und ursprünglichen Verkettung des Menschen mit Menschen läßt sich nun die erstaunliche und zauberische Gewalt seines Geselligkeitstriebes erklären, — wovon in diesem Werke öfters die Rede seyn wird. Eine Gewalt und ein Gefühl, welches immer neue Befriedigungen sucht, weil es augenblicklich von innen und aussen tausendfach gespornt wird, weil uns erfüllte und nicht erfüllte Wünsche, wahre oder nur Scheinhoffnungen zum

Menschen hinziehen, weil wir uns so ganz allein dastehend als verlassene und hingeworfene Wesen, als Zweige vorkommen, die von ihrem Urstamme abgerissen sind, und als solche verwelken und verderben müßten.

Wenn man auch nicht annehmen wollte, daß sich die Menschen zuerst durch die freundlichere Anleitung der Natur, durch Familienbande, einander genähert und sich einander gesucht haben: so giebt es doch noch andere Formen und gelegentliche Ursachen genug, welche den ersten Verein der Menschen bewirkt haben können. Der berühmte Vitruv *) bringt sie zuerst ein wenig künstlich durch die Erfindung des Feuers zusammen. — „In der Vorwelt, sagt er, lebten die Menschen, gleich den wilden Thieren, in Höhlen und Waldungen, und nährten sich von rohen Speisen. Nun geschah es einstmals, daß die Bäume, durch ungestüme Winde in Bewegung gesetzt, an einander gerieben, und so [warum nicht lieber durch einen Blitzstrahl?] ent-

*) IItes Buch 1stes Capitel seines Werkes von der Baukunst.

zündet wurden. Da flohen die Menschen, durch die neue Erscheinung erschreckt; als aber die Flamme nachließ, näherten sie sich wieder, fanden die Hitze angenehm, warfen Holz ins Feuer und unterhielten es im Brennen. Darauf luden sie andere ein, daß sie ebenfalls dieser neuen Wohlthat der Natur genießen möchten. Auf die Art war ihr erster Bund geschlossen, und nun bemühten sie sich, auch schon ihre Gedanken durch articulirte Töne auszudrücken. So entstand zugefälliger Weise die Sprache, wie von nun an ihr Zusammenleben." Erst jetzt läßt sie Vitruv die seltene Entdeckung machen, daß sie als aufrechtgehende Geschöpfe besser, als andere Thiere, wären, und durch die Fertigkeit ihrer Hände und Finger sich besonders vor jenen auszeichneten. Sie fingen daher an, ihre Wohnungen mit Baumzweigen zu bedecken. Einige gruben sich Höhlen in den Bergen, andere lernten von den Schwalbennestern, sich von Erde und Zweigen Hütten zu bauen. So verbesserten sie ihre Wohnungen, indem einer des andern Werk beobachtete, und so täglich mehr an Einsicht und Erfahrung zunahmen. — Die Naturmenschen des Vitruv

sind unstreitig schon natürlicher und vervollkommlicher, als die des Rousseau, welcher sich unnöthiger Weise ein so künstliches und erzwungenes System zur Geselligmachung des Menschen erdichtete, da ihn die Erscheinung selbst so viel näher lag. — „Diese Schriftsteller, sagt Home, die so weit ausholen, erinnern mich an jenen Fleischer, der sein Messer suchte, welches er zwischen den Lippen hielt.“

Das erste Band, welches Menschen an Menschen bindet, und sie miteinander befreundet, ist unstreitig das Gefühl eigener menschlicher Schwäche *). Dieser Grund liegt uns wiederum so nahe, daß uns jedes künstliche Zusammenführen der Menschen zu einem geselligen Leben durchaus seltsam vorkommen muß. Wir können uns, an die Nothwendigkeit des Geschicks gebunden, und so vielen feindseligen Momenten preis gegeben, in tausend Fällen nicht selbst genügen. Unsere Kräfte reichen in einem isolir-

*) „tous les Etres sensibles qui ont besoin des autres tendent à s'unir.“ Pluquet de la sociabilité Tome I. pag. 1. Paris 1767.

ten Zustande nicht hin, alle unsere Zwecke zu verfolgen. Der Wilde muß sich mit andern Wilden vereinigen, um die ihm schädlichen Thiere auszurotten, Wohnungen zu baueu, Wälder zur Urbarmachung des Bodens nieder zu reissen, seine Feinde zu bekämpfen, seine Gerechtsame, sein Eigenthum, sein Weib und seine Kinder zu vertheidigen. Der Mensch mußte frühzeitig seine Kräfte und Erfahrungen mit den Kräften und Erfahrungen anderer Menschen addiren und vergleichen lernen, wenn er in der Welt Ruhe, Fortkommen und Gedeihen finden wollte. In dem bürgerlichen, verfeinerten und künstlichern Menschenleben, in der Luxuswelt, wird ihm seine individuelle Schwäche noch empfindlicher, noch drückender und besorglicher, da ihn nun mehrere Wünsche, Bedürfnisse und Collisionen jagen, da er noch enger in die gesellige Nothwendigkeit verflochten ist, und nun noch zahlreicherer Hände, Künste und Rücksichten bedarf, wenn er in diesem Ocean von Wechseln, von eingebildeten Erfordernissen, und selbst von Thorheiten aller Art sicher fortrudern will. Er muß sein kleines oder größeres oot genau nach den Winden richten,

wenn er nicht untersinken, oder in die grenzenlose Ferne abschweifen soll. Und auch dann, auch bey den feinern Berechnungen der Lebensklugheit wird er nicht immer die versteckten Klippen seines Geschicks vermeiden können, wenn ihn nicht getreue Lotsen, wohlmeinende, weitersehende Freunde, vor den Gefahren warnen.

Daneben ist sein Körper gebrechlich, ein zartes, künstliches Wohnhaus, welches der Pflege und liebevollen Wartung anderer bedarf. Kein Thier kommt so unbehülflich, so der Unterstützung bedürftig, eigentlich so physisch-arm und kraftlos auf die Welt, als der Mensch. Er würde, wie die umgewandte Schildkröte, in kurzer Zeit nach der Geburt sterben, wenn man ihn auf den Rükken legte. Die mütterliche Natur hat das Kind ganz an fremde Hülfe gewiesen, und zwar auf Jahre hinaus, wo die meisten Thiere schon ihr männliches, oder wohl gar ihr Greisesalter erreicht haben. Alles entwickelt sich in dem Menschen, so zu sagen, mit einer bedächtigen Langsamkeit, als müßte die Natur mit ihrem Lieblinge leiser und vorsichtiger, als mit ihren andern Geschöpfen, auftreten. Zwar brechen seine edlern Keime schon

im Kinde durch sichtbare bedeutende Knospen auf, es ragt schon jetzt herrlicher, wie jedes andere Geschöpf, auf einer höhern Stufe des Daseyns hervor. Man siehet, daß es eine erhabnere Bahn durchlaufen, und größern Zwecken entgegeneilen soll. Wir erblicken schon in der Lebendigkeit und dem Trotz des Knaben die Kraftfülle und Energie des Mannes, in dem Mädchen das zarte Gemüth und die Liebenswürdigkeit der Mutter, — das Geschlecht spricht sich schon da in der Regel gleich und identisch aus; — aber alle diese Erscheinungen zeigen uns nur das subtile Leben einer jungen Pflanze, die der leiseste Hauch zerstören kann, und wirklich überall am häufigsten die Gräber füllt. — Der Erwachsene steht eine Zeitlang wie die Grundfeste eines Felsen unüberwindbar da. Unerschütterlich scheint seine Gesundheit, seine Kraft, sein Ringen und Kämpfen im schönen Mittage seines Lebens, als hätte er, wie der Ewige selbst, keinen Wechsel und keine Zeit zu fürchten. Er trotzt den Elementen, er ist ein Wundergeschöpf, das unter dem alles erstarrenden Eisboden, wie in dem glühenden Erdgürtel leben kann, wo sein Blut zu kochen anfangen möchte.

Stolz auf seinen Muth schreitet er durch das gefährliche Leben, sucht selbst Gefahren auf, und überwindet sie, — ein Riese, der mit seiner Kraft eine feste Rechnung abgeschlossen hat, und den die Natur dazu selbst in ihren kräftigsten Umarmungen abrichtete. — Aber auch der gereifte hochherzige Mann ist nichts anders, als ein Kind der Zeit. Seine Kraft steht nur kurze Zeit in dem Zenit seines Lebens still, — dann muß er von seiner Mittagshöhe bald schneller, bald langsamer wieder herabsteigen, und das schwächlichere Alter ruft ihn zu seiner Conscription ein.

Da wird nun der Mensch auch, ohne immer kindisch zu werden, doch oft wieder so schwach, wie ein Kind. Die Natur hatte sich in seiner Fürsorge für ihn gleichsam erschöpft; es müssen nun wiederum mehrere Arme sich nach dem Sinkenden ausstrecken, das Wohlwollen muß sich für ihn aufs Neue entzünden, und die Natur selbst gebiethet ihm, sich durch eine vermehrte Anhänglichkeit andern Menschen zu nähern. Auch lehrt die Erfahrung, daß der Geselligkeitstrieb bey den meisten alten Leuten mehr zu- als abnimmt, daß sie sich ungern aus der Welt zurück ziehen,

daß sie sich ohne gesellige Umgebungen leicht unglücklich fühlen, und mit Unruhe auf die Langsamkeit der zu erwartenden Zerstreuungsstunde zürnen. Man findet in den Jahren des männlichen Alters viel mehr Menschenhasser und Menschenverächter, als da, wo sich die große Entscheidung zwischen Seyn und Nichtseyn nähert. Der Greis liebt selbst das verwelkende Leben, man könnte sagen, mit einer verjüngten Lust. Er hat nicht mehr viel Zeit zu verlieren, und die Menschen scheinen ihm darum noch lieber zu werden, weil er bald nicht mehr in ihrer Mitte seyn wird; — eine liebe, süße Gewohnheit hatte ihn ja so lange an seine Welt und ihre Bewohner gefesselt!

Aber die Schwäche und Gebrechlichkeit des Menschen ist nicht bloß körperlich, sondern auch geistig. So wie überall in der weiten Welt die Hände für einander arbeiten, so müssen auch die Köpfe für einander wirken, sich einander unterstützen, und mittheilen, wenn es irgend eine Societät geben soll. Einer muß für den andern denken, nachsinnen; einer dem andern die Fackel vortragen. Jeder Menschenkopf ist ein Pfropfreis

von einem ältern Stamme, und wird wiederum ein Baum der Erkenntniß für noch jüngere Generationen, — und so schließen uns Vernunftbegriffe, durch die Nothwendigkeit bey unserer Schwäche, von andern belehrt zu werden, noch enger an unser Geschlecht an. Wir leben bis an unsern Tod auf einer hohen Schule von gar mannigfaltigen Classen und Lehr- und Lernmethoden, die um so weniger für uns geschlossen werden kann, da sie mit der Natur der Geselligkeit in unzertrennlichster Verbindung steht. Diesen höhern Geselligkeitstrieb können die Thiere nicht haben, weil sie keine Vernunft, folglich auch kein Ideenbedürfniß besitzen, sondern sich allein mit ihrem Instincte begnügen. Von der geistigern Annäherung der Gemüther, die sich auf einer höhern Stufe des Denkens einander mittheilen, sich durch Licht und Wahrheit einander nothwendig werden, und miteinander zu einem erhabenern Ziele des Edeln und Schönen fortschreiten, und so sich durch einander selbst verherrlichen, konnte hier noch nicht die Rede seyn; ich meinte nur diejenige gesellige Vernunft, welche uns zur Brauchbarkeit und Pflege unseres Berufs und unserer

Kräfte, bey unsern natürlichen Schwächen, zu unterstützen pflegt.

Dadurch nun, daß sich der Mensch durch die Gesellschaft gesichert fühlt, daß er darin wie eingewurzelt ist, daß so viel Hände und Köpfe für ihn arbeiten müssen, die es auch wohl nicht einmahl nöthig hätten, — daß sich also unter diesen Verhältnissen das Gefühl seiner Schwäche vermindert, entsteht ein neues Band seiner Geselligkeit, — der Egoismus. Eine Eigenschaft, die zwar Anfangs dem Geiste der Societät zu widersprechen scheint; aber den Menschen, grade durch seine hohe Meinung von sich selbst, am stärksten zu andern Menschen hinzieht. Der Egoist, und in einem gewissen Sinne sind es alle Menschen, bis zu dem lichtlosesten Dummkopfe hinunter, kann sich am wenigsten von andern losreissen, weil er sein Ansehn, seine Ansprüche, sein Selbstlob nur unter Menschen und durch sie geltend machen kann, — er würde sich in sich selbst auflösen, wenn er ausserhalb nicht seine Tempel und seine Verehrer zu finden glaubte. Wir sehen ihn daher auch

überall und am meisten in geselligen Zirkeln; er drängt sich zu, er schließt sich an, er macht überall Bekanntschaften, wenn er auch sich einmahl, in dem Dünkel seiner Hoheit, auf einige Augenblicke aus der schnöden Welt zurück zieht. Je mehrern Werth der Mensch auf sein kleineres oder größeres Ich legt, je mehr Huldigungen will er haben; aber desto mehr Opfer muß er nun wiederum der Societät selbst bringen, muß sich seiner Lieblingsgrillen wegen ihr hingeben, ihr entgegenkommen, und sie auf irgend eine Art zu gewinnen suchen, weil ihm die Societät keinen unbedingten Gehorsam schuldig ist. Wenn er auch irrig glaubt, daß dieses große Ganze nur besonders für ihn da sey: so findet doch eben dieser Glaube überall in der Wirklichkeit den kräftigsten Widerspruch; und man sollte glauben, daß er nun Abschied von allem Gesellschaftsleben nehmen würde; aber selbst dieser Widerspruch vermehrt nun seinen Hindrang zu andern Menschen, wenn er sie auch nicht liebt, weil er ihrer bey seinem stolzen Glauben an sich selbst, durchaus nicht entbehren kann. Indem also der Egoismus für seine Einbildungen und Meinungen, für sein Interesse

und seine Autorität kämpft, wird er gezwungen, oft selbst wider seinen Willen gesellig zu seyn, und seinen Eigenwillen mit dem Willen des Ganzen in Verbindung zu bringen *).

Die Forderungen der Selbstheit bilden daher mit der Schwäche schon im rohern Zustande des Menschen die ersten Grundlinien der Societät, — zwey Einrichtungen der sorgsamen Natur, wodurch sie den Menschen sich selbst anempfehlen wollte, indem sie ihn von dem Ganzen dependent machte. Der regsamste Trieb des Menschen ist, immer weiter zu kommen, er fühlt seine Perfectibilität, er möchte endlich so gern für sich allein da stehen, nicht um ganz ohne Menschen zu leben, sondern um sie auf dieser Höhe zu beherrschen, — und er kann diese Höhe ohne andere auch nicht einmahl in der Einbildung erreichen. Bey seinem Hinanklimmen muß er überall gehoben und getragen werden. Er hascht selbst nach Ehre und Unsterblichkeit in einer Welt, die er verachtet, und sucht sie durch den Glanz seiner Thaten in Erstaunen zu setzen, wenn er auch

*) Ueber den Umgang mit Egoisten. Siehe den 2ten Band dieses Werks.

nicht ihre Achtung gewinnen kann. Wenn er sagt, daß er sich selbst immer und überall genügt: so sagt er nichts mehr und nichts weniger als eine Lüge, und der stolze Weise, welcher seiner Welt keinen andern Dank, als für sein freies Athmen darinn schuldig zu seyn glaubt, ist ein eingebildeter Thor. Denn selbst sein Wissen und der höhere Standpunct, von dem er stolz auf das Mittelgut herabblickt, wurde ihm von den Menschen unter der Voraussetzung gegeben, daß er beyde zum geselligen Wohlseyn der Welt gebrauchen sollte.

Diejenigen Egoisten, welche sich von der Welt absondern, um in einer düstern Einsamkeit ihre Tage zu verleben, waren gemeiniglich Menschen, die eine feindselige Erziehung verschroben hatte, und durch keine besondere Energie des Geistes unterstützt wurden, schwarzblütige, mattherzige Fanatiker, die auf keine andere Art, als durch ein bizarres und isolirtes Leben glänzen konnten, oder aus einem vollendeten Menschenhaß ihr eigenes Geschlecht als verpestet, und von der Gottheit selbst verworfen flohen. Ihren Hang, in die gesellige Welt zurück zu kehren, haben sie gewiß oft und schmerzlich genug empfunden, oder

sie wußten sich auch in ihren einsamen Stunden auf eine Art zu entschädigen, wovon man sich Anfangs nichts träumen ließ. Auch kann der Mensch bisweilen durch Laune, Unbehaglichkeit, Verdruß und Erbitterung gegen die harte Zeit von dem geselligen Leben so entwöhnt werden, daß er es nicht mehr mag, daß ihm aller geselliger Ton zum Ekel wird, oder daß er sich durch Denken und Empfinden, wobey er nicht verstanden wurde, sich in sich selbst vergräbt, nur seinen Ideenschöpfungen lebt, und, wenn ihm seine liebe Einsamkeit vollends zur Gewohnheit wurde, jeden Eingriff in dieselbe, wie dieß so oft bey Hipochondristen der Fall ist, für ein Verbrechen und eine Beleidigung seiner Person hält. Allein diese Erscheinungen sind schon eine Art Seelenkrankheit, und Ausnahmen von der allgemeinen geselligen Regel. Der natürliche, gesunde, ungeschwächte Mensch ist und bleibt ein gesellschaftliches Wesen. Nur die Kunst, der üppige Luxus, eine mißverstandene Religion, ein überspannter Ehrgeiz, eine zu früh gesättigte Liebe, ein entnervter Körper, ein Ueberreiz der Gefühle und der Phantasie, und ein gesunkener Charakter — bringen den Men-

schen dahin, daß er sein köstlichstes Geschenk, die Geselligkeit, wegwirft und ein einsamer Thor wird.

Ein neuer philosophischer Schriftsteller *) sucht sich den Ursprung, so wie den Fortgang und die Verkettung der Societät durch zwey Antithesen in dem menschlichen Gemüthe zu erklären, durch deren Wechsel der Mensch sich und der Gesellschaft nur das bleiben könne, was er als Mensch seyn solle und werde. Diese entgegengesetzten und doch für einander wirkenden Hebel der Gesellschaft sind nach seiner Ansicht Selbstheit und Liebe.

„Jene führt uns immer aus der Gesellschaft heraus, diese führt uns immer in die Gesellschaft zurück. Der erstern folgend, sondern wir uns von allen übrigen Geschöpfen unserer Gattung ab, und retten dadurch unsere Persönlichkeit; der letztern nachgebend, bleiben wir selbst in der strengsten Absonderung, Mitglieder der Gesellschaft. Der erste Charakter unserer Geselligkeit

*) Buchholz Hermes, oder über die Natur der Gesellschaft mit Blicken in die Zukunft. Tübing. 1810.

ist, daß sie eine ungesellige genannt werden muß, weil wir in ihr noch immer unsre Persönlichkeit festhalten. Wir können nicht mit der Gesellschaft, wir können aber auch nicht ohne dieselbe leben, und das Problem unseres Daseyns, in seiner höchsten Allgemeinheit aufgefaßt, ist nie ein anderes, als zwischen diesem Ohne und diesem Mit so durchzukommen, daß unsre Existenz gesichert bleibt. Alle Thätigkeit unseres Verstandes ist hierauf gerichtet, und wer zuerst sagte: „die Tugend sey das Mittel zwischen zwey Extremen," der sagte etwas, das tief aus der Natur des Menschen geschöpft ist. Indem nehmlich der Mensch unter dem Antriebe zweyer Kräfte steht, welche ihm ganz entgegengesetzte Richtungen geben, und er keiner von diesen Richtungen folgen kann, ohne entweder von der Gesellschaft vernichtet zu werden, oder sich selbst aus Liebe für die Gesellschaft zu vernichten, muß er immer darauf bedacht seyn, wie er zwischen beiden durchkommen will; — und da ihm dieß nur dann gelingt, wenn er die Diagonale jener entgegengesetzten Richtungen findet: so ist alle seine Tugend das Mittel zwischen zwey Extremen. Als

selbstische Wesen möchten wir uns die ganze Gesellschaft unterordnen, — dieß geht aber nicht an, weil die Kraft der Gesellschaft größer ist, als unsere individuelle Kraft. Als liebende Wesen fühlen wir keinen andern Beruf, als uns der Gesellschaft aufzuopfern; darüber aber geht unsre Persönlichkeit verloren."

Selbstliebe und Wohlwollen sind unstreitig zwey Grundrichtungen des menschlichen Gemüths, und von einer so ausgebreiteten Wirksamkeit, daß man in den Systemen wechselsweise bald auf die eine, bald auf das andere die Moralität des Menschen gründete. Allein eine schließt die andere nicht aus, und sie sind nicht so scharf, wie in der Abstraction des gelehrten Verfassers, abgeschnitten, sondern liegen so vertraulich und so verwandt neben einander, daß der Mensch sich nicht anstrengen darf, die Diagonale zwischen beiden zu erkämpfen. — Der Mensch folgt nur dem stillen Gange seines menschlichen Charakters, der ihn bald zur Selbstliebe, bald zum Wohlwollen treibt, wie es Zeit und Umstände mit sich

bringen. Die Natur hat beyde Grundzüge in ihre Pflege und Wartung genommen, und beyde innigst mit einander verbunden. Der Mensch kann seine Selbstheit nicht ohne Wohlwollen, und das Wohlwollen nicht ohne Selbstheit behaupten, — sie sind nur Zweige Eines und desselben Stammes, — und man könnte sagen, daß sich der moralische Mensch nur dann erst zu lieben anfange, wenn er Liebe für andere empfinde, und so von dem geliebten Objecte aus sich subjectiv bilde, — oder, daß ihm sein inneres Selbst dann erst begreiflicher werde, wenn er es auf dem Wege des Wohlwollens erkennen und anschauen lerne. — Das Glück, welches wir in der Zuneigung gegen andere empfinden, die innere Seligkeit, die im Wohlthun liegt, das stille zufriedene Bewußtseyn, menschliches Elend gemindert zu haben, das reine Gefühl des wirklichen Gutmeinens mit andern — führt unstreitig lebendigere Freuden mit sich, als wenn wir eigene Vortheile errungen haben, — und der höchste Preis des geselligen Lebens liegt, als die schönste Glorie des sittlichen Menschen, in der guten uneigennützigen That.

Ich glaube, man kann die Würde der menschlichen Natur nicht tiefer entehren, als wenn man sie bloß egoistisch nennt, und das freundliche Princip der uneigennützigen Liebe, wie es mehrere Philosophen versucht [freylich nur versucht], haben, aus ihr wegraisonniren will. Zwar bleibt sich der Mensch immer selbst der Nächste; er ist auf sich selbst berechnet und gebauet, und in so fern ist sein Egoismus nicht nur ein Naturgesetz, sondern auch seine Pflicht, und seine Personalität. Allein die Zuneigung gegen andere ist eben sowohl in moralischer Hinsicht ein Theil seiner Persönlichkeit, als seine Eigenliebe, so daß man ihm hierbey nicht als ein hin und her geschleudertes Wesen betrachten kann. Wenn er auch für sich selbst ein sittliches Ganze ausmacht: so ist er doch wiederum in ein noch größeres Ganze, in die Societät als ihr absolutes Mitglied, verschlungen. Wenn der Mensch durchaus nur sich selbst und seinem Vortheile lebt: so kann man ihn zwar klug und selbstthätig, aber doch wohl nicht tugendhaft nennen. Die Natur fordert auch besonders dieß letztere, als die höhere sittliche Liebenswürdigkeit, von uns, indem wir mit freudigem Herzen für das Wohl-

seyn Anderer sorgen. Eben darum ziehet uns diese gute Mutter an den zartesten Faden zu andern hin, ohne daß wir dabey immer an unser eigenes Interesse denken, oder uns erst gleichsam zum Wohlwollen durch unsern Eigennutz künstlich präpariren müßten. Bey dem bessern Menschen ist dieses Wohlwollen durchaus keine Maske, wodurch er seine eigennützigen Triebe verstecken, und sich nur in die Herzen einschleichen will. Seine Zuneigung für andere ist *sittliche* Wahrheit. Das innigste Mitleiden erwärmt ihn bey fremden Schmerzen in dem Augenblicke, wenn er sie wahrnimmt; seine Thränen fließen als die Zeugen seines Mitgefühls, ohne daß er dafür bezahlt wird, oder einen Dank dafür verlangt. Man sage nicht, daß diese zärtliche Sympathie nur ein flüchtiges Geschöpf der Einbildungskraft sey, indem wir uns an die Stelle des Leidenden setzten, und auf die Art seinen eigenen Schmerz zu fühlen glaubten. Wir haben bey den urplötzlichen Ueberraschungen des leidenden Mitgefühls nicht Zeit, uns in die Lage des andern hineinzuphantasiren. Die Natur wirkt in solchen Momenten gleichsam electrisch auf uns; unser Wille, zu helfen und

zu retten, gehet dem Nachdenken voran, und oft ist die Wohlthat gegeben, ehe wir uns noch in Absicht der Pflicht orientirt hatten.

„Die Natur, sagt Herder, hat den Menschen unter allen Lebendigen zum Theilnehmendsten geschaffen. Sein Fiberngebäude ist so elastisch fein und zart, und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Theile seines fibrirenden Wesens, daß er als ein Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beynahe in jedes Geschöpf setzen, und grade in dem Maaße mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf. Auch an einem Baume nehmen wir Theil, und es giebt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünenden Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrete Krone thut uns leid, wir trauren um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen eines zerquetschten Wurmes ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig, und je vollkommener das Thier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinen Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen, und in seinen Zuckungen zu behorchen, —

nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählig dieß organische Mitgefühl betäuben. Zartere Weiber können sogar die Zergliederung eines Todten nicht ertragen; sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Theile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu; ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltene Lunge, ein zerstörtes Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsre eigenen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Todten nehmen wir noch in seinem Grabe Theil; wir fühlen die kalte Höhle, die er nicht mehr fühlt, und Schauder überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathetisch webte die allgemeine Mutter, die alles aus sich nahm, und mit Allem in der innigsten Sympathie mitfühlt, selbst den menschlichen Körper. Sein theilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nöthig, es kommt ihr zuvor, ja, es setzt sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen."

„Noch mehr als das Gesicht pflegt der feinere Sinn des Gehörs jenes Mitgefühl zu erwecken.

Der Seufzer eines Thiers, das ausgestoßne Geschrey seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnliche herbey, die traurig um den Winselnden stehen und ihm gern helfen möchten. Auch bey Menschen erregt das Gemählde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen, als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm; — es geht uns ein Stich durch die Seele. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger Theil, weil es ein lungenloses, ein unvollkommenes, uns minder gleich organisirtes Geschöpf ist. Einige Taub- und Stummgeborne haben entsetzliche Beyspiele von Mangel des Mitgefühls und der Theilnehmung an Menschen und Thieren gegeben, wie auch einige wilde Völkerschaften; indessen auch bey ihnen ist das Gesetz der Natur noch nicht unverkennbar. Die Väter, die, von Noth und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie im Mutterleibe demselben, ehe sie ihr Auge gesehn, ehe sie ihre Stimme gehört haben, — und manche Kindermörderinn bekannte: daß ihr nichts so schwer geworden, und so lange im Gedächtnisse geblieben

sey, als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes" *).

Und welch ein Zauber zur Erweckung unseres Mitgefühls liegt nicht vollends in der Zartheit der weiblichen Stimme, und ihren wunderthätigen Accenten! Wie oft entwaffnete ein einziger dieser süßen wehmüthigen Laute den glühenden Zorn des Mannes, und gab ihm sein Gefühl, seine Vernunft, seine Liebe und sich selbst wieder, — und wie oft bildete jene zarte Melodie der weiblichen Sprache den rohen, trotzigen, kalten Mann, den Egoisten, den seelenkranken Misanthropen, in ein ganz anderes Wesen um. Es liegen überhaupt in der Stimme des Menschen Geheimnisse seiner zur Humanität gebildeten Organisation, die noch nicht ergründet sind; aber den entschiedensten Einfluß auf unser moralisches Gefühl und unser geselliges Glück haben mögen, — Geheimnisse, die von dem Ohr nicht aufgefaßt werden; aber sich in dem Innern unseres Gemüths offenbaren, und so manche uns überraschen-

*) Ideen zur Geschichte der Menschheit. Viertes Buch, 6ter Abschnitt.

de beseligende Stimmungen in uns erwecken, ohne daß wir wissen, woher sie kamen und wohin sie sich wieder verlieren. — Tausend freundliche und herzige Gedanken tönen in uns nach, wenn wir ihre erste Form längst vergessen hatten, und ihre Veranlassung unserm Gedächtnisse entgangen war. — Auch läßt es sich nicht berechnen, welchen wohlthätigen Einfluß vornehmlich die zarte und liebliche Mutterstimme auf die erste und leise Entwickelung und Bildung des Kindes haben mag. Wir erinnern uns wenigstens derselben und ihrer liebkosenden Töne bis in das späteste Alter mit einer solchen Wärme, die uns in einsamen Stunden noch Thränen der Freude und der Wehmuth entlocken könnte.

Will man das Wohlwollen und die Zuneigung zu andern Menschen darum Eigennutz nennen, weil sie uns stilles Vergnügen macht: so heißt dieß dem Worte selbst Gewalt anthun, und so wäre denn auch überhaupt jede sittliche That, jede Pflicht nur Eigennutz, wenn sie unser Herz erquickt. So wäre es Eigennutz, wenn sich mein Gemüth in stiller Andacht zu dem Unendlichen erhebt, und mit freudigem Dankgefühl seine Güte und Liebe

gegen die Menschen anbetet, — Eigennutz, wenn die zärtliche Mutter ihr eigenes Leben zur Erhaltung eines geliebten Kindes aufopfert, wenn der Freund sich für den Freund in die augenscheinlichsten Gefahren stürzt, — wenn unser Herz bey der Nachricht von dem unerwarteten Glücke eines edeln Mannes hoch aufklopft, und sich in Thränen der Freude ergießt, — wenn aus uns das herzige Mitleiden weint, und wir den Retter eines uns vielleicht ganz fremden Unglücklichen mit lebendiger Innigkeit umarmen. Nein! die Natur hat uns edler und liebenswürdiger gebildet, als es gewisse Philosophen haben wollen, sie hat uns mit Liebe und Wohlwollen an die Menschen gewiesen, ohne uns einem habsüchtigen Egoismus ganz hinzugeben. Sie konnte uns als freie Wesen durch das Selbstinteresse durchaus nicht genug veredeln; sie mußte uns in eine Welt führen, worin wir uns durch gesellige Hinneigungen und uneigennützige Güte zu einem höhern Standpuncte der Moralität erheben konnten.

Der Mensch liebt sein Geschlecht schon auf den untersten Stufen der Cultur. Diese Liebe ist

durchaus ein Bedürfniß seines Gemüths, das wir schon bey kleinen Kindern bemerken. Ihr Anschmiegen an andere, ihre Liebkosungen, ihre ungekünstelte Freundlichkeit, ihr kindliches Vertrauen zu uns sind schon die sich entfaltenden schönen Blüten eines zur Liebe geschaffenen Herzens. Sie hängen mit einer Innigkeit an ihren Aeltern und Wärterinnen, die der verständige Menschenbeobachter nie ohne Rührung ansehen kann. Man könnte sagen, das Herz des Kindes sey ursprünglich ganz Liebe, bis es bittere Erfahrungen macht, und nach und nach gleichgültiger und zurückhaltender wird. — „Der Mensch, sagt Wieland, wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurückgehen, und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben, und einen andern Menschen zu erblicken, um die süße Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines Gleichen zieht. — Und etwa nur zu seines Gleichen? Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle jener

aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne, und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und sich einzubilden, daß alles, was uns Empfindung einflößt, sie auch mit uns theile" *).

Hülfsbedürftigkeit, Egoismus und Wohlwollen sind also die ersten Grundpfeiler aller Societät, und sie würde schon dadurch ihre ewige Dauer erhalten haben. Aber die Natur wollte und mußte noch mehr hierbey thun, sie mußte der Gesellschaft eine nie erkaltende Freundinn und Gespielinn, — das Vergnügen, geben. Wenn wir die ersten Menschen zusammentreten sehen, um sich einander in den nothwendig-

---

*) Ueber Rousseau's ursprünglichen Zustand des Menschen. Sämmtliche Werke, XIV. 178. 179.

sten Lebensbedürfnissen zu unterstützen, und sich einander Gefälligkeiten zu erweisen: so finden wir sie bald darauf einen großen Schritt weiter, — sich gesellig zu belustigen. Der Mensch erkennt hierin sein Geschlecht, weil er in jedem andern die nehmliche Neigung wahrnimmt, und das Naturgefühl seines Frohsinns in jedem Nachbar und jeder Nachbarinn wiederfindet. Wenn er sich vermöge seiner Schwäche der Societät nähern muß, oder sich ihr mit Wohlwollen zu nähern sucht: so will er auch zugleich mit ihr froh seyn, sich durch Frohseyn näher mit ihr vereinigen, und sich die Lasten des geselligen Zusammenlebens dadurch erleichtern. Er möchte so gern in dem Fröhlichen einen Wohlthäter erblicken, der ihm die langweilige Zeit fortschieben hilft. Dieß Bedürfniß ist eins der gewaltigsten in der menschlichen Natur, weil es sich durch alle Zweige ihres Verlangens ergießt; aber eben deßwegen sich überall mittheilen und verbreiten will. Das Vergnügen ist der geselligste Sinn in dem Menschen, und der bleibendste für die Societät. Er würde vielleicht das Ganze zusammen halten, wenn auch Zeit und Umstände die Grundlinien des gesell-

schaftlichen Lebens auf längere Zeit verwischen könnten.

Ausserdem hat dieser Trieb des Gemüths etwas ungemein Ansteckendes und Anlockendes, dem wir uns unwillkürlich hingeben. — Und da zu diesem immer bereitwilligen Frohsinne keine besondern Vorbereitungen erforderlich sind, sondern ihn der natürliche Mensch stets wie einen leichten Zunder bey sich trägt: so können die unbedeutendsten Kleinigkeiten die ersten Menschen durch den Geist der Freude zu einander geführt haben. Ueberall finden wir auch schon bey Kindern den unüberwindlichen Hang, sich durch Spiele und Zerstreuungen an einander zu ketten, — und die rohesten Nationen haben ihre Volksbelustigungen, ihre Schauspiele, Tänze, Gelage, Mummereyen und Farcen aller Art, wie die gebildetsten Stände. — Es ist ein auffallender Zug in der Geschichte der Menschheit, daß fast alle Völker aus dem Dunkel ihres Ursprunges gleichsam durch die Form des Frohsinns in die wirkliche Geschichte eintreten, und ihre Annalen mit Erwähnung ihrer Feste beginnen. Wo uns ein Volk bekannt wird, da sehen wir es auf der Schaubühne der

Freude, die entweder den Göttern oder Heroen, oder auch glücklichen Nationalbegebenheiten huldigte, und beynahe sollte man glauben, der Frohsinn habe Sprache, Schrift und Poesie erfunden, um der Nachwelt zu erzählen, wie er schon vormahls die Menschen beglückte und bildete.

Die Ansteckungen und Anlockungen des Vergnügens sind so sichtbar und so zauberisch, daß der allergrößte Theil der Menschen sich schon darum höchst unglücklich fühlt, wenn er sich nicht genug mit andern belustigen kann. Wir scheuen keine Gefahren und Schmerzen, keine Mühseligkeiten, und oft genug selbst keine Vorschriften der Moralität, wenn wir nur einer frohen geselligen Stunde beywohnen können. Das Vergnügen ist unstreitig diejenige Gottheit, welcher wir die größten und häufigsten Opfer bringen, und die gewöhnlich in den Augen der Menschen höher, als alles steht, was wir Verdienst, Größe und Werth des Menschen nennen. Um ihr zu huldigen, kann der Lustsüchtige sich selbst den ungewöhnlichsten Anstrengungen hingeben. Wir sehen das zarte, empfindsame Mädchen, welche daheim mit Recepten aller Art umgeben ist, und die

kleinste Zugluft wie eine Pest fliehet, Nächte hindurch mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte tanzen, und lieber ihr Leben in Gefahr setzen, als die rasende Bewegung der Freude eine Stunde früher abzubrechen. Wenn man den Spielen der Kinder zusieht: so muß man erstaunen, wie sie tagelang, ohne zu ermüden, in den lebendigsten Anstrengungen zubringen, — so wie es eine Menge Ergötzlichkeiten giebt, die, wie z. B. die langweiligen und steifen Hoffeste, eher eine Last, als eine Erquickung genannt werden müssen. Andere Belustigungen sind weiter nichts, als muthwillige Kinder der Thorheit und Unvernunft; aber dennoch ziehen sie die Menschen magisch zusammen, und die Freude erhält oft erst dann ihre Vollendung, wenn einer in dem andern den wirklichen Possenspieler entdeckt. Welche Lächerlichkeiten und Erniedrigungen des Menschen reihen sich in dem Fastnachtsspiele zusammen; aber gerade dieß macht sie desto geselliger, und wird ihre bleibende Dauer sichern.

Es ist etwas, das uns zu dem Menschen hinzieht, wenn wir auch nur ein heiteres Gesicht an ihm bemerken, weil wir stillschweigend voraus-

setzen, daß er unserm Hange zum Vergnügen entgegen komme, und, vermöge seines frohgelaunten Charakters, etwas zu unserer Zerstreuung und Aufheiterung beytragen werde, — dagegen uns die kalte gleichgültige Eulenphysiognomie zurück schreckt. Wir sind geneigt, uns jenem viel leichter, als diesem zu offenbaren, weil das gesellige, schuldlose Gefühl gleichsam aus der Offenheit des Gesichts redet, sich uns ohne Verstellung, auf seinem schönen ungetrübten Spiegel, hingiebt und befreundet, während das kalte Menschengesicht, der mißtrauische fragende Blick, und die rauhe Bedeutsamkeit uns in uns selbst hineinscheucht. Der natürliche Mensch trägt, meiner Meinung nach, wohl überall diesen offnen Spiegel des Gemüths an seiner Stirn, wenn er noch nicht durch die Künsteleien des Lebens, und durch Laster innerlich verschroben und äusserlich verbildet wurde. Die Reisenden fanden auf den Südsee-Inseln fast überall freundliche Gesichter, und gütige, liebevolle Behandlungen, — und warum sollte man sich nicht ganze Nationen in dieser schönen Uniform eines heitern Naturells denken können, ehe sie mit trüben Erfahrungen bekannter

wurden, oder stürmische Leidenschaften das Regelmäßige und Gefällige ihrer Gesichtszüge durch einander warf? Die Natur hat dem menschlichen Körper, auch ohne Hinsicht auf die Geschlechtsliebe, die harmonische Bildung gegeben, welche zur Erhaltung des geselligen Lebens die zweckmäßigste und anziehendste ist. Seine Form ist gleichsam das erste Unterpfand, was ein Mensch dem andern zum geselligen Einverständniß reicht. — Ein anderer Bau, eine andere Gesichtsbildung, — und wir wären nicht mehr die Menschen, welche auf die gewöhnliche Weise mit einander in Gesellschaft lebten. Schon in dem Auge des Menschen, in diesem Wunder einer schweigenden, aber desto eindringlichern Sprache, soll sich schon der Mensch spiegeln und seinem Nebenmenschen ankündigen, daß er für ihn ein Herz in dem Busen trage. Wenn er ihm seine Hand reicht: so drückt das zuwinkende Auge das Siegel auf diesen Bund, — und ehe noch die Sprache erfunden war, — lächelte der Blick des Menschen dem andern Wohlwollen und Liebe entgegen, wie das Kind auf dem Schooße der zärtlichen Mutter ihr seine Liebe zulächelt, als wenn es damit sagen

wollte: wir sind ewig für einander geschaffen worden.

Ausserdem ist das Vergnügen von der Beschaffenheit, daß der größte Theil seiner Arten nur durch gegenseitige Mittheilung genossen werden kann; ohne vereinten Genuß gar nicht vorhanden wäre, also in solchen Fällen eine absolut gesellige Einrichtung der Natur ist. Das Vergnügen und die Bedingungen alles Umganges bestehen vornehmlich in einem heitern, uns behaglichen Austausche unserer Gedanken und Empfindungen. Ohne diesen Wechsel würde der Umgang keinen Reiz mehr für uns haben. Nichts heitert uns hierbey mehr auf, als wenn sich unsre Ideen einander ohne Künsteley begegnen, sich einander gesellig aufwecken, leicht in einander übergehen, und sich in diesem Hin- und Herschweben, wie die Blicke zweyer Liebenden, einander begegnen. Wenn das Vergnügen sich vornehmlich auf die innere und angenehme Thätigkeit des Gemüths gründet: so kann diese nie besser als durch den Umgang bewirkt werden, weil eben dieser augenblicklich neue Bewegungen in uns aufregt, unsre Neugierde spannt

und befriedigt, unsrer Phantasie abwechselnde Bilder vorhält, und uns, wie der Inhalt eines lebendigen Schauspiels, belustiget. Der Mensch ist ein natürlicher Feind der Einsamkeit; er mag sich nicht gern in sich allein verschließen, — dieß ist für den offnen Naturcharakter ein peinlicher Zustand, und schon ein anhaltendes, ihm aufgedrungenes Schweigen ist ihm bitter, wie der Tod. Auch wenn wir selbst nicht immer in geselligen Zirkeln ergötzt werden, wenn darin höchst unangenehme Momente vorkommen: so werden wir durch Geselligkeitslust doch immer wieder dahin gezogen. Ich erinnere mich hierbey eines alten verdienstvollen Kriegers, der bey seinen öftern Spielverlusten tausendmahl hoch und theuer schwur, den andern Tag nicht wieder in dem Club zu erscheinen; aber jeden Tag darauf, noch vor dem Anfange der Gesellschaft, jedesmahl wieder an Ort und Stelle war.

„Triebe, die man äussert, sagt Zimmermann, und Triebe, die man verhehlt, unsre natürlichsten und unläugbarsten Bedürfnisse, rufen überall zur Mittheilsamkeit. Wir besehen doch alle insgesammt einen Menschen, der uns nahe kommt,

ob er nicht etwa eine Ecke habe, in die es möglich sey, uns einzuhaken. Wie emsig suchen wir ein liebendes Geschöpf, dem wir immer näher und näher kommen können, das uns wenigstens gefälliger anhöre, als andere, das uns doch auch in manchem besser verstehe, das doch etwas mehr, als das bloß Alltägliche, auf uns wirke, und auf das auch wir mehr wirken! Nicht immer lassen die Umstände uns ganz nach unserm Geschmacke, ganz nach allen Bedürfnissen unseres Geistes und Herzens wählen. Aber Drang zur Mittheilsamkeit und lange Weile räumen alle Bedenklichkeiten weg, — und manche Landdame denkt dann vielleicht in der Verzweiflung, wie eine Köchinn in Hannover, der man einige Erinnerungen gegen die Menge ihrer Liebhaber machte, und die darauf sehr treffend erwiederte: „ein Mädchen muß einen Freund haben, und wenn es auch ein Zaunpfahl wäre!" — Manche gute Seele mag nicht gehen, wenn niemand ihren Gang hört; aber wenn du gern ihre Schritte belauschest, wenn Du ihrem Lebensgange folgest: so umarmt sie dich mit Liebe und Wohlthun. Welches gute Herz thut nicht alles um Liebe? Unser Daseyn wollen wir nicht

nur in uns selbst fühlen, sondern auch in einem Gegenstande ausser uns" *).

Was thut aber auch der Mensch nicht alles, um seinem feindseligsten Zustande, — der langen Weile, zu entgehen! Nichts ist ihm lästiger und drückender und verhaßter, als die leere Zeit, mit welcher er nichts anzufangen weiß, und die für den Zerstreuungslustigen hartherzig still zu stehen scheint. Um sie fortzuschieben, oder sich von ihr fortschieben zu lassen, giebt er sich lieber kindischen Thorheiten hin, fällt auf Dinge, die ihn erniedrigen, und thut sich eher Schaden, als gar nichts zu thun. Glücklich genug, wenn er noch ein schuldloses Steckenpferd findet, mit dem er sein Leben vertändeln kann! Unstreitig mag die lange Weile viel Wichtiges und Nützliches erfunden haben, sie war die erste Lehrerinn des Menschen, die ihn zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit spornte; aber für die Meisten bleibt sie doch höchst verderblich, zumahl wenn sie nichts aus sich selbst schöpfen können, und sich nur immer an die Aussenwelt anklammern müssen. Selbst bessere

---

*) Ueber die Einsamkeit. I. S. 25 u. ff.

Köpfe fühlen oft diese schmerzliche Leerheit des Gemüths, welche Kant *) sehr nachdrücklich mit dem Vorgefühl eines langsamen Todes vergleicht. Selbst die reichsten Quellen des Geistes verarmen, wenn aus ihnen immer geschöpft wird, und durch Neuheit und Umgang keine abwechselnde Nahrung hinzu kommt. Man hat im Scherz gesagt, daß sich die Engländer aus langer Weile erhängten. Indeß giebt es im Ernst Leute genug, die so sclavisch an das gesellige Leben gewöhnt sind, daß sie ohne dasselbe lieber sterben möchten. Besonders sind das diejenigen, die sich durchaus keine

*) Der großer Denker macht hierbey folgende sehr wahre Note. „Unsre Lesewelt vom verfeinerten Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserey, eine Art von Nichtsthun erhalten, nicht um sich zu cultiviren, sondern zu genießen, — so daß die Köpfe dabey immer leer bleiben, und keine Uebersättigung zu besorgen ist, indem sie ihrem geschäftigen Müßiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln." S. dessen Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. 2tes Buch vom Gefühl der Lust und Unlust. 2te Aufl. 1800. S. 173.

bestimmte Arbeit vorgeschrieben haben, und nie etwas anderes lernten, als den müßigen Spielereien der Gesellschaft nachzugehen. Wir sehen diese Menschen oft in eine Finsterniß des Gemüths gerathen, die der Melancholie gleicht, wenn sie aus ihren geselligen Vergnügungen herausgerissen werden. Ihre vormahlige Geistesheiterkeit ist dahin, sie fühlen sich durch und durch unbehaglich, selbst die leichtesten Tagsgeschäfte erregen ihren Ekel, und ihre Sehnsucht nach dem — verlorenen elenden Gesellschaftston gleicht dem Heimweh eines Schweizers, den man von seiner Viehheerde in ein fremdes Land führte.

Der Mensch kann sein Leben nur in aufeinanderfolgenden Momenten empfinden; die Natur zählt ihm solches fühlbar genug durch die Zeit vor; folglich ist sein Vergnügen ein Trieb, aus seinem gegenwärtigen Zustande in einen andern fröhlich hinüber zu schweben. Der Mensch geht gleichsam da für sich selbst unter, wo die Zeit, zugleich seine Freundinn und Zuchtmeisterinn, für ihn still zu stehen scheint. Kann er, wie bey der langen Weile, keine Abrechnung mehr mit ihr halten: so gleicht er einem Schiffer, der

keine Grenze seiner Fahrt mehr ausfindig zu machen weiß, — dagegen ihn der Wechsel zwischen steigernden Vergnügungen, noch mehr aber der Wechsel zwischen Lust und Unlust, augenblicklich zu einem neuen Daseyn hervorzaubert, weil es ihm die Leere der Zeit ausfüllt. Eben darum ist der Wechsel des Vergnügens bey dem sinnlichsten und bey dem geistigsten Menschen seine höchste Tendenz, und der Umgang mit andern das Reizendste, was entweder der Sinnlichkeit, oder dem Verstande des Menschen angeboten werden kann. Vielleicht haben die ersten Bewohner der Erde durch das Nachsinnen, wie man sich die Zeit verkürzen könne, zunächst im Denken sich geübt, und alle Nationen zeigen hierin bis zu dem fast leblosen Caraiben hinunter eine gewisse Logik des Erfindens in geselligen Vergnügungen. Schlafen und träumen hat seine Zeit; dann will der Mensch wieder beschäftigt seyn, und nicht mehr schlafen und träumen. Der Zustand des Wachens ist nichts anders, als das Verlangen, aus einer Idee in die andere, aus einem Gefühl in das andere überzugehen, und sich in dem Bewußtseyn zu vervielfältigen. — Da wo die Zeitver-

treibe an sich selbst nicht mehr Reiz genug haben, hat der Mensch, wie z. B. bey den meisten Spielen, noch fremde Antriebe hinzu gedichtet, die sie interessanter und anziehender machen. Der Gedanke an Gewinn und Verlust muß sie beleben, und die Aufmerksamkeit auf ihre Entwickelungen vermehren. Das Vergnügen, die geschmacklose Karte zwischen den Fingern hin- und her zu schieben, würde ohne Hoffnung des Gewinnes, und ohne Furcht des Verlustes gar nichts seyn; aber es wird dadurch interessant, daß mehrere Leidenschaften dabey unterhalten und genährt werden, und zugleich das gesellige Gefühl befriedigt wird. Dadurch gewinnt das Spiel, ich möchte sagen als eine Ideenjagd (wie z. B. beym Schachspiel), eine solche Gewalt über den Menschen, daß es oft in Seelenkrankheit, zu fixen Ideen, ausartet, und bey manchen Menschen das ganze Leben in sich aufnimmt.

Aber nicht allein dadurch werden, wie Kant *) glaubt, die meisten Spiele so anziehend und bezaubernd, weil damit der Zustand ei-

*) Am angeführten Orte.

nes unabläßlich wechselnden Fürchtens und Hoffens verbunden ist, sondern weil auch hierbey unsre Ehre und Eitelkeit selbst mit ins Spiel kommt. Hierdurch gewinnt gerade diese Art des geselligen Vergnügens seinen höhern Reiz, und kann durch diesen neuen hinzukommenden Antrieb so gesteigert werden, daß es in eine wahre Spielwuth übergeht. Andere Spiele sind sogar auf die Ehre selbst berechnet, in sofern der Mensch dabey sein Geschick in Verbindung mit seiner Kraft zeigen, und nach einem ungewissen Kampfe als Sieger auftreten soll, wie dieß bey den Kriegsspielen der alten Völker, und in den Turnieren des Mittelalters der Fall war, — wo sogar die Galanterie und eine romantische Liebe den Vorsitz hatte. Da, wo der Geldpreis nicht das Spiel entscheidet, will dennoch die Eitelkeit des Siegers befriedigt seyn, wie man sich z. B. den Billardspieler um so mehr anstrengen siehet, jemehr Augen ihn beobachten. — So gewinnen alle Vergnügungen des Lebens durch den geselligen Mitgenuß ihre Wärme und ihre Anziehungskraft. Menschen, die sich zusammen vergnügen, scheinen nur Ein Ganzes zu seyn, nur Einen Willen zu haben, weil sie nur

Ein Interesse dazu verbindet, und sich das Herz Aller dem gesellen Vereine, durch einen stillschweigenden Vertrag, widmet. Daher sind die Störer des Vergnügens, oder auch schon der übellaunige und in sich gekehrte Gesellschafter überall so unwillkommen, weil er sich gleichsam von jenem Vertrage losreißt, und der gemeinschaftlichen Gottheit der Freude kein Opfer bringen will. „Selbst die Kinder, sagt der große Leibnitz *), wenn sie mit einander spielen, kommen selten in Wortstreit, und wenn sie ein wenig hitzig zu werden anfangen, so werden sie sogleich von ihren übrigen Gesellschaftern zurückgehalten.

Vor allen Dingen aber ist's die Sprache. Diese große Freundinn und Lehrerinn des Menschengeschlechts, die Glorie und das Heiligthum seines Ranges, welche die Menschen vom Anbe-

*) In einem Briefe an Bierlingius. Der erste Theil dieser Bemerkung ist nicht ganz richtig. Die Kinder gerathen leicht in Streit während des Spielens, wie z. B. die Knaben beym Ballspiel; aber das ist wahr, daß sie den Streit, um nicht lange aufgehalten zu werden, bald zu beseitigen suchen.

ginn mit einander zum geselligen Leben aufs innigste verband, — und wahrscheinlich sehr bald in ihren einfachen Urlauten erfunden wurde. Es ist hier der Ort nicht, die mancherley Hypothesen aufzuzählen, welche über den Ursprung der Sprache in der anthropologischen Literatur vorhanden sind. Der Anfang des Redens, dünkt mich, war nichts weiter, als eine ganz einfache natürliche Erscheinung. Die Stimmenorgane des Menschen waren ihm ausschließlich, vor allen Thieren, von der Natur gegeben, folglich war die Sprache ihm als Bedürfniß und Instinct angewiesen, und alles was sich so nennt, lockt die Organisation früh und unwillkürlich aus dem Menschen hervor, oder dringt es ihm zu seiner Erhaltung, durch äussere Veranlassungen, mit weiser Güte auf. Ich kann hier die Menschen nicht anders denken, als daß sie sich, wenn sie auch nur in einzelnen nomadischen Familien lebten, baldmöglichst eine Sprache aneigneten, — und daß besonders die Aeltern ihren Kindern einzelne Begriffe durch Worte zu bezeichnen anfingen. Der lebendige Trieb, sich Andern mitzutheilen, sich zu verständigen, seine Empfindungen des

Schmerzes und Vergnügens auszusprechen, und unter dem nehmlichen Ausdruck mit Andern das Nehmliche zu denken und zu fühlen, leitete die ersten Menschen unmittelbar zur Wortsprache hin. Sie wollten durchaus schwatzen und reden, weil es die Natur so wollte, und die Pantomime unmöglich lange hinreichen konnte. — So bald der Mensch nur einzelne Ideen in einzelnen Worten aussprechen kann: so wird ihm das Reden, sey es auch Anfangs nur Lallen und Stammeln, so nothwendig, wie Essen und Trinken, und auf zwey Füßen zu gehen.

Wieland, der sich in einer seiner geistreichen Abhandlungen zwey Menschen dichtete, die nach einer Ueberschwemmung allein auf einem Insellande, als Kinder, übrig geblieben waren, und sich als Erwachsene durch einen glücklichen Zufall einander finden mußten, sagt sehr wahr: — „ich zweifle gar nicht, daß Korkor und Kikequetzel [so heißt sein Liebespärchen], wenn sie nicht bereits eine Sprache durch die Erziehung bekommen hätten, sich selbst eine erfunden haben würden. Das natürliche Verhältniß zwischen gewissen Tönen und gewissen Empfindungen oder

Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben, und dieses hätte sie denn eben so natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geschickt seyen, Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daß sie fähig wären, eine Menge mannigfaltiger Töne hervor zu bringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hatten, zu gebrauchen. Dieser erste Grundstoff zu einer abgeredeten Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften vermehrt worden seyn. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen oder Stiers, der rollende Donner würden durch Worte ausgedrückt worden seyn, die den Schall, welchen sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Aehnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden seyn, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen anderer Sinne zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden, — und

so ist es vermuthlich mit dem Ursprunge einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben, als die Natur."

Um den gewaltigen Instinct, zu reden, als einen nothwendigen Haus- und Lebensbedarf noch anschaulicher hinzustellen, schildert der Dichter seinen Korkor in seiner stummen Einsamkeit: „Daß den armen Einsiedler überall die häßliche lange Weile verfolgen mußte, war sehr natürlich. Die Tage kamen ihm öfters so lang vor, daß es nicht auszustehen gewesen wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, sich in irgend ein dickes Gebüsch hinzulegen, und den ganzen langen Tag so gut hinweg zu schlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde gewesen wäre. Lebhafte Träume versetzten ihn dann in die Tage seiner Kindheit; er jagte sich mit seinen Gespielen durch die Büsche herum, sie plätscherten mit einander in kühlen Bächen, oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keichend erwachte er darüber, und wurde nun so traurig über seine Einsamkeit, daß er sich wieder hinlegte, zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war so gefällig wieder zu kom-

men. In dem schwermüthigen staunenden Zustande, worein ihn diese Lage setzte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit sich selbst zu reden, — welches sich gemeiniglich damit endigte, daß er unwillig darüber wurde, keine Antwort zu bekommen, — oder mit etlichen Papageyen zu spielen, aus welchen er sich, in Ermangelung eines bessern, eine Art von Gesellschaft, gemacht hatte."

„Die Papageyen hatten die schönsten Federn von der Welt; aber eine so dumme, gleichgültige, gedankenlose Miene, so wenig Fähigkeit zu ergezzen, oder sich ergetzen zu lassen, daß sogar Korkor, bey aller seiner eigenen Einfalt, verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte. — Ein einziger aschgrauer, den er Anfangs wegen seiner unscheinbaren Gestalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daß er sogleich merkte, wie viel Vortheil er davon ziehen könnte. Der graue Papagey gab allerley Töne von sich, welche einige Aehnlichkeit mit gewissen Worten hatten, die er aus den Selbstgesprächen des Korkor aufgefangen haben mochte. Korkor merkte

dieß kaum, so machte er sich schon ein sehr angelegenes Geschäft daraus, der Sprachmeister seines Papageyen zu werden, welcher bey seiner Lernbegierde und Fähigkeit die ganze Kunst seines Lehrers ziemlich bald erschöpfte, — und, wenn er zuweilen auch wahren Unsinn sagte: so kam es bloß daher, weil er keine Begriffe, sondern bloße Worte zusammenstellte, ein Zufall, wovon, wie man glaubt, die weisesten Männer, ja sogar ganze ehrwürdige Versammlungen von weisen Männern, nicht allezeit frey gewesen sind. — Korkor und sein Papagey waren nunmehr im Stande, Gespräche mit einander zu führen, die zum wenigsten so witzig und interessant waren, als es die Unterhaltung in den meisten heutigen Gesellschaften ist, wo derjenige sehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zusammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagey ordentlicher Weise — zu herrschen pflegt" *).

---

*) Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit. Sämtliche Werke 14ter Band. 1stes Stück: Korkor und Kikequetzel.

Da der Ursprung der Sprache freylich nur problematisch ist, und ihre erste Entwickelung nie factisch angegeben werden kann: so mögen auch die ersten Menschen immerhin auch einige Zeitlang als Stumme neben einander gelebt haben, — nur nicht, wie Rousseau meint, Jahrtausende lang. Auch war die Gebehrdensprache allerdings schon früher, als die Wortsprache, vorhanden, und machte in tausend Fällen das ersetzen, was der letztern an Deutlichkeit der Bezeichnung abging. Die ganze Form des Menschen, die Bewegbarkeit seines Baues, seiner Muskeln, die Art und Weise, wie sich der Mensch in der Reizbarkeit seines Aeussern ausspricht, — ist ein Lexicon, worin jeder Sehende deutlich lesen kann, sobald er nur die Augen aufthut. Es giebt keine Leidenschaft, keine noch so leise Aufwallung des Bluts, die sich nicht schon im Augenblicke ihres Entstehens in diesem Wörterbuche der Natur ausspräche, und selbst das stille und geheime Denken liest man in dem Gesichte des Menschen. Zorn, Verachtung, Furcht, Bangigkeit, Traurigkeit, Schmerz und Liebe reden, auch ohne Worte, die vernehmlichste Sprache durch die Mimik der Natur,

nicht zu gedenken, daß die Rede in unzähligen Fällen, um sich eindringlich und verständlich zu machen, sich jener Mimik auf die glücklichste Weise bedient. „Wie viel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, eine Stellung des Kopfs sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geschmeidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlorensten Abstufungen, ihre leisesten Uebergänge und geheimsten Verwandtschaften sichtbar! Durch sie, und durch sie allein können sich Seelen wie unmittelbar mit Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern und mit stürmischer Gewalt dahin reissen. Durch sie bringt der Redner oft in einem Augenblicke Wirkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialectik und Beredsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zu Wege gebracht hätte, — und mit ihrem Beystande hat der theatralische Dichter in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Silben vonnöthen, um bey den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzubringen" *).

*) Wieland am angeführten Orte.

Der große Dichter nennt dieß die wahre Sprache des Herzens; aber, wie mich dünkt, ist dieß schon die Sprache der verfeinerten mimischen Natur, wovon der rohere Mensch noch keinen Gebrauch machen kann. — Ich denke mir ihn immer nur so, wie die innere Lebendigkeit seines Gefühls, der Sturm seiner Leidenschaften, das Bewußtseyn seiner Kraft, auch wohl schon sein innerer Beruf zu herrschen gleichsam seine Zunge löste, und ihm Worte auspreßte oder ablockte, wodurch er sein Inneres, ohne alle weitere Kunst, bezeichnete. Vielleicht hat der so scharfabgeschnittene Wechsel, wie sich die Leidenschaften in dem Gesichte des Menschen, und in der Mimik des Körpers wirklich abbilden, die ersten Laute der Sprache mit veranlaßt, — indem der Mensch nicht nur den innern Affect, um sich noch lebendiger auszudrücken, laut werden ließ, sondern auch der Zuschauer wohl selbst etwas wörtlich zu bezeichnen suchte, was aus dem Innern des andern so sichtbar und sprechend hervortrat. Es giebt sogar Leidenschaften, wie z. B. Zorn und Angst, welche unwillkürlich in schnaubenden Lauten hervorstürmen, und vollends bey dem rohen

Menschen keine Zurückhaltung kennen. Auch der Schmerz klagt und weint oder schreiet aus dem Menschen, und dieß Geschrey konnte einen neuen Beytrag zur Sprache hergeben — oder war wohl gar ihre einzige erste Uebung, wie Rousseau in seiner Abhandlung von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen annimmt. — Der Mensch ist immer dem Menschen der nächste Lehrmeister und Lehrling geblieben, aus ihm, durch ihn und mit ihm hat er auch die Sprache gelernt. Ehe er die größere Natur zu belauschen und zu beobachten anfing, behorchte und belauschte er sein eigenes Geschlecht, forschte die Gesichtszüge des andern aus, deutete sie, was in ihm selbst in ähnlichen Fällen vorging, ahmte hierin andern nach, und nutzte die Bezeichnungen der Affecte schon dazu, sich einen Anfang von Lebensklugheit anzueignen, wie wir dieß bey den rohesten Menschen bemerken. Denn ein großer Theil der Lebensklugheit ist überall nichts anders, als das Geschick zwischen den Leidenschaften der Menschen sicher hindurch zu gehen.

Wie wir uns nun aber auch immer den Ursprung der Sprache deuten und erklären mögen:

so waren es doch gewiß nur gesellige Ursachen, welche die ersten Töne hervorlockten, und nach und nach bestimmter ausbildeten. — So konnte das Aufsuchen gemeinschaftlicher Nahrungsmittel und Bedürfnisse einzelne Worte schaffen und herbey führen, oder man gab in geselliger Beziehung der Sonne, dem Monde, dem Donner ihre Nahmen, oder man bezeichnete, wie von ohngefähr, war es auch nur durch eine Silbe, den Vater und die Mutter der Familie. Warum sollten nicht auch schon dem ersten Menschen beym geselligen Mahle die Laute des Frohsinns entwischt seyn, welche er schon im Herzen trug, und bloß einer leichten Biegung der Zunge bedurften! Ist nicht der Gesang eine Art Rede, auch ohne künstliche Articulation, — und warum sollten die Menschen den Gesang nicht eben so leicht geübt haben, wie der Vogel ihn gleichsam mit auf die Welt bringt, oder wie schon das kleine Kind die Stimmen der Thiere und den Schlag der Glocke nachlallet? — Oder sollten wir lieber mit Rousseau, zur wahren Erniedrigung der Menschen, annehmen, daß sie in zahllosen Jahren bey einander gewohnt, aber in ihren Versammlungen so wenig einer künstli-

chen Sprache bedurft hätten, als die Affen und Raben, die sich ebenfalls haufenweise zu versammeln pflegten?

Aber noch ein anderer wichtiger Grund der Spracherfindung in geselliger Hinsicht ist die Nothwendigkeit, die den Menschen schon in dem sogenannten Naturstande gewisse Lebensgesetze vorschrieb, und diese an einzelne Zeichen band, wodurch man entweder Belohnung oder Bestrafung ausdrückte. Denn Gesetze sind da, sobald wir uns den Menschen als ein wollendes Wesen denken, und ihn in das gesellige Leben einführen, — und ein Gesetz kann schon mit ein paar Worten oder Silben in seiner anschaulichen und gebiethenden Form hingestellt werden, woran der Mensch den natürlichen Begriff der Schuldigkeit knüpft. Was sind die einfachen Militairausdrücke anders, als Gebote, die man mit einem Wort ausspricht, und wonach sich ein ganzer Haufe richtet. Das Ja und Nein sind eben solche Gebote, wodurch der Familienvater unter den Wilden, eben so wie unter cultivirten Völkern, seinen Willen ausspricht, — und die Erfindung dieser einsilbigen Worte konnte,

wie einige glauben, die ausserordentlichen Anstrengungen nicht gekostet haben, da sie unmittelbar aus unserer Seele hervortönen, und jeder Augenblick Veranlassung dazu giebt. Weil der Mensch ein so scharf abgeschnittenes Wesen zwischen Wollen und Nichtwollen ist, und er zwischen beyden Extremen unaufhörlich hin und her geschaukelt wird: so tönten seine ersten Laute gewiß von dieser Seite her, — wie das Kind fast zuerst das Nein lebhaft genug aussprechen lernt, oder, ehe es dieß noch kann, sein Nichtwollen durch sein Kopfschütteln oft stürmisch genug ankündigt.

Sobald die menschliche Gesellschaft größer wurde, nicht mehr in den engen Bezirken ihres ersten Aufenthalts zusammen bleiben konnte, und eben durch ihre Vergrößerung eine Menge neuer Verhältnisse, neuer Verträge, und neuer Gewohnheiten geschaffen wurde, — kam nun noch der wichtigere Grund ihrer Coherenz hinzu, indem sie die Form eines kleinen Staates annahm. „Es war nicht nothwendig, sagt Goguet *), daß die ersten Verträge, oder auch die

*) Von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, 1ster Band 1ster Theil.

Bedingungen, welche ihnen zu Grunde lagen, durch Worte ausgedrückt wären; sie konnten anfänglich auch nur stillschweigend seyn. Die Regeln, sich einander keinen Schaden zuzufügen, seine Versprechungen zu halten, keinem sein Eigenthum zu nehmen, den geselligen Verein nicht zu stören u. s. w., bedurften keiner Feyerlichkeiten und keiner Worte. Sie haben ihren Ursprung in dem Gefühle der Gerechtigkeit und Billigkeit, welches der Schöpfer in alle Herzen der Menschen pflanzte, in der Vernunft, welche auch den rohesten Menschen das Recht vom Unrechte unterscheiden lehrt; — und in der Stimme der Natur, welche nie aufhört, mit uns zu reden und sich uns zu offenbaren." — Ohne dergleichen Gesetze, ohne eine Regierung, ohne ein Oberhaupt konnten die Familien nicht zusammen treten. Der Aeltere und Stärkere, oder der Klügere und Muthigere übernahm die Aufsicht über das allgemeine Beste, oder er wurde auch freiwillig von den andern dazu gewählt; man versprach ihm Gehorsam, und sein Rang erhielt dadurch gleichsam die heilige Weihe. — Wenn sich auch alle Menschen nach ihren Naturrechten gleich seyn mögen, und allen die glü-

hendste Liebe zur Unabhängigkeit angeboren seyn soll: so ist doch dieser Trieb nicht stark genug, um, ihm zu gefallen, diejenigen Vortheile aufzuopfern, die mit einem ruhigen Leben verbunden sind, und ihn an seine Familie ketten. Der Mensch giebt also lieber einen Theil seiner Freiheit hin, wenn dadurch sein Eigenthum geschützt, und seine Verbindungen mit andern gesichert werden können, weil er eben in diesen Verbindungen seine Bedürfnisse, sein Vergnügen und seine ganze Lebensweise leichter befriedigen kann. — Auf die Art ist der Gehorsam eine Bedingung, die er sich selbst zum Lebensgebrauche giebt, indem er sich zur Sicherheit einem andern Mächtigern, Stärkern oder Geschicktern anvertrauet, und ihm gehorcht. Mitten in seinem Freyheitsgefühle will der Mensch dennoch auch beherrscht werden; eine Erscheinung, die man ohne seine Bestimmung zu einem geselligen Berufe, gar nicht erklären könnte.

Alle Völker der Erde, wenige, fast kindische ausgenommen, stehen unter den Gesetzen einer gewissen Oberherrschaft, — die Form derselben mag nun seyn, welche es will, wenn es auch die

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einbildung von der unsichtbaren Leitung eines Engels oder eines Teufels wäre. Im geselligen Leben kann sich der Mensch durchaus nicht anders, als ein unterwürfiges Wesen denken. Ueberall finden wir Monarchien, Republiken, Despoten, Könige und Königinnen, überall eine Art des Ranges, des Standes, des Adels, des Richteramts, des peinlichen Processes. Nur der ganz isolirte, durchaus einsame, von der Welt abgeschiedene Mensch könnte allenfalls frey genannt werden, weil er seinen Willen keinem andern unterwerfen darf. Sobald wir ihn aber auch nur in Verbindung mit einem Weibe oder einem Kinde denken, ist er schon nicht mehr frey, wenn er sie auch, als der Stärkere, nur wie seine Sclaven betrachten sollte; denn auch die ihm untergeordneten Wesen haben Forderungen an ihn, die er als Mensch erfüllen muß. — Die Sclavinn wird also in einzelnen Momenten gewiß über ihn herrschen, und sich ihn unterwürfig machen; das Kind wird ihm sein Verlangen abtrotzen, oder er wird sich ihm durch Mitleiden und Vaterliebe hingeben. Liebt er das Weib als seine Gattinn: so wird seine Herrschaft über sie noch eingeschränk-

ter, und seine Freyheit behält dann nur noch einen Anschein, indem er unter dem Bilde des Stärkern über dem Weibe hervorragt. Die Natur jener zarten Leidenschaft besteht nicht in harter und freyer Herrschsucht, da sie lieber dem geliebten Gegenstande dienen und nachgeben mag, und der Genuß ihrer Geselligkeit in dem Einklange zweyer sich einander hingegebener Herzen besteht.

Das Bedürfniß des Menschen, beherrscht zu werden, und sogar gutwillig sich beherrschen zu lassen, gründet sich noch auf andere Besonderheiten und Einrichtungen seines Charakters, die ihn unmittelbar zur Unterwürfigkeit hinführen. Der Mensch ist bald ein muthiges, bald auch ein furchtsames Wesen; zwey Erscheinungen, die sein ganzes Leben hindurch mit einander bald schneller bald langsamer wechseln, und zu seiner Sicherheit dienen müssen. Er ist nicht leicht ruhig, wenn er sich nicht an irgend einen andern Menschen anlehnen, anklammern, und ihn als seinen Schutzheiligen betrachten kann. Wenn auch diese Hinneigung zur Bangigkeit durch die Mißtöne im geselligen Leben und durch die scharfen Ecken dessel-

ben zunimmt: so ist sie aber doch auch schon eine Maaßregel der Natur, weil der Mensch mit seiner Kraft und seinem Wissen nicht überall ausreicht, folglich von andern Unterstützung, Lehre und Unterricht borgen muß. Die Furchtsamkeit ist also eine so durchaus kleinliche und verwerfliche Leidenschaft nicht, wie man sie wohl zu beschreiben pflegt, weil sie uns zur Geselligkeit anführt, die Menschen näher mit einander verbindet, und sogar der Menschenliebe und Sittlichkeit zu Hülfe kommt. Denn indem wir uns fürchten, fliehen wir in die Arme eines andern, vertrauen ihm unser Herz, und erwarten hoffnungsvoll seinen Beystand. Wird uns geholfen: so lohnt Dankbarkeit und Liebe den gütigen Helfer, und wir sind dann allerdings in der Humanität einen Schritt weiter gekommen. Man nehme dem Menschen die Furcht, — und wir sehen einen Uebermüthigen vor uns, der sein Geschlecht mit Füßen tritt, und keine Rücksichten achtend, der Welt nichts, und nur sich Alles allein schuldig zu seyn glaubt, — oder einen Lasterhaften, der alle Scham von sich wirft, und sich das Unheiligste selbst erlaubt, weil er kein fremdes Urtheil

fürchtet, oder sich darüber hinwegsetzt, und so allen Eingebungen seiner criminellen Furchtlosigkeit nachhängt. — Man denke sich aus dem Herzen des Weibes die Furchtsamkeit und edle Schüchternheit hinweg, — und dahin ist der Stolz ihres Geschlechts, die weibliche Sittsamkeit, die Unschuld, die reinere stille Liebe, und das Zartgefühl für die Ehre ihrer Tugend und ihres Nahmens. Die freche Bacchantinn, die verworfene Hetäre steht unmittelbar vor unsern Augen.

Der Mensch läßt sich ferner beherrschen, und willigt dazu ein, — aus einem gewissen Hange zur Bequemlichkeit und Stille des Lebens, oder auch aus Indolenz und Phlegma. Nur sehr wenige Nationen fühlen sich zu einem nomadischen Herumschweifen geneigt, und auch diese, wie z. B. die Calmyken, haben ihre Oberhäupter und Herrscher. Der Mensch hängt von Natur mit Liebe an seinem Vaterlande, seiner Familie, seinem Wohnorte, an seinen Wiesen und Aeckern, an seinem Himmelsstriche, und alles dieses zusammengenommen macht gleichsam seinen Himmel auf Erden aus. Er lebt und webt darin, es ist seine zweyte Seele und sein zweytes Ich.

Aber alle diese seine Herrlichkeiten würden in einem gesetzlosen Zustande verschwinden, und grade seine liebsten Wünsche und herzlichsten Gefühle würden dann unerfüllt bleiben. Er sucht daher einen Zustand der Ruhe, um in seinen Menschenrechten des Berufs, des Vergnügens und des häuslichen Glücks nicht gestört zu werden. Der Zustand einer Anarchie ist ihm von Natur durchaus zuwider. Ein inneres Gefühl treibt ihn überall an, Ordnung und Regelmäßigkeit in der Aussenwelt zu suchen und zu befördern. Von allen Seiten winken ihm tausend Gesetze entgegen, die dem geselligen Leben aufhelfen wollen, und den Frieden seiner Humanität begünstigen. „Die Gottheit selbst hat, wie Montesquieu *) sagt, ihre Gesetze, wonach sie unabänderlich und ewig handelt." Der innere und äussere Mensch ist ein vollendeter Zusammenhang von physischen und moralischen Regeln, und es wäre der schreiendste Unsinn, diese Regeln aus einem blinden Ohngefähr ableiten zu wollen. Der Mensch fühlt die Nothwendigkeit dieser heiligen Anordnung in allen Reichen der grenzenlosen Natur; überall

*) De l'esprit des lois. Liv. I, 1.

erblickt er Regelmäßigkeit und Plan in der Stellung und Folge der Dinge, überall die berechnetsten Absichten in dieser Stellung, und auch darin die Liebe der mütterlichen Natur, wie und warum sie Menschen über, neben und unter einander stellte. Ohne Regierung, ohne Regenten mag und kann er sich daher das Leben gar nicht denken, wenigstens dasjenige Leben nicht, welches er im stillen Genusse seiner selbst und einer verständigen Welt leben will.

Vornehmlich aber ist eine gewisse Indolenz, Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit des Gemüths die Ursache der überall sichtbaren Unterwürfigkeit des Menschen und jenes folgsamen Hingebens, das sich in allen Zeiten so leicht ein Joch auflegen ließ, und blindlings gehorchte. Neben so vielen andern kräftigen und großen Anlagen des Menschen, neben seinem lebendigsten Freyheitsgefühle und seinem kühnsten Egoismus wohnt dennoch ein gewisser knechtischer Sinn in ihm, den ihm Theils die äussere Nothwendigkeit, Theils seine innere Schwäche und Besorglichkeit aufdringt und oft selbst in den muthigsten Geistern sichtbar ist. Wir sehen überall

Menschen, die lieber an einem Gängelbande und in Fesseln, als allein und selbstständig gehen wollen; anstatt sich selbst zu spornen und zu heben, sich lieber durch andere leiten und mechanisch fortschieben lassen, lieber dienen und kriechen, als herrschen und etwas bedeuten wollen. Eine ihnen angeborne Trägheit der Nation oder des Charakters, der Hang zu einem angenehmen Nichtsthun unterwirft sie irgend einem entschlossenern Willen, und dieser stellt sie nach Gefallen, wie ein Uhrwerk, und wie es seine Laune fordert. In dieser Lage und Stimmung gehorcht der Mensch aus Bequemlichkeit und Liebe zur geselligen Ruhe seinen Gebiethern — und opfert sich für sie auf, weil er aus Ordnungstrieb lieber eine strenge, als gar keine Regierung haben mag. Wir sehen in der Geschichte des Orients ganze Nationen die drückendsten Lasten tragen, und in einem finstern Zustande der Verzweiflung leben, ohne daß sie ihr schimpfliches Joch und ihre Ketten zerbrachen. Wir sehen andere alte Völker aus einem kräftigen und siegenden Nationalmuthe in eine Geisteslähmung und Schlaffheit hinab sinken, die einer kindischen Furchtsamkeit glich, und ent-

mannt und entgeistert die Ruthe küßte, welche sie zerfleischte. — Das Phlegma ist der größte Feind der Freyheit des Menschen. Es nimmt ihm alle Energie, allen Sinn für Muth, Entschlossenheit und Selbstheit; es schmiedet ihm Fesseln, wenn sie ihm auch kein anderer auflegte; es lehrt ihn kriechen, und verschließt seinen Mund, wo die Wahrheit geredet und die Ungerechtigkeit aufgedeckt werden sollte. Es ist die elendeste Schattenseite des Menschen, weil sie uns nicht mehr das kraftvolle Werk der Natur, sondern ganz ihr grelles Gegentheil sehen läßt.

Aber Liebe zum Frieden ist nicht Phlegma, sondern ein stiller edler Hang des Menschen zur Ordnung der Dinge um ihn her, und folglich eine der geselligsten Anstalten der Natur in dem menschlichen Gemüthe. Liebe zum Frieden ist ein heiliges uraltes Gesetz der Schöpfung, und sie hat diese beseeligende Neigung in die Seele aller Menschen gepflanzt *). Selbst die rohesten Barbaren le-

*) „Der Bau des Menschen, sagt Herder, ist vorzüglich auf die Vertheidigung, nicht auf den Angriff gerichtet. Seine Gestalt selbst lehrt ihn also Friedlichkeit, — der Humanität erstes Merkmahl." Sämmtliche Werke III. S. 218.

ben unter sich in friedlicher Eintracht, und lassen nur ihre gefangenen Feinde unter den schrecklichsten Martern sterben. — Nur Liebe zum Frieden bauet in uns das freundliche Land an, worin das Edle und Schöne gedeihen soll, worin Menschen sich an Menschen liebevoll anschließen, worin die Saat des Guten und Bessern für die Zukunft nicht durch Stürme zerstört wird, worin unsre Arbeiten, unsre Kräfte, unsre Aussichten reifen, — und Freundschaft und Vertrauen, und zärtliche freie Aufopferungen das Reich der Liebe ausser uns und in uns mehren und verherrlichen. Es giebt wenige so liebenswürdige Worte in allen Sprachen der Welt, als das Wort Friede. Selbst die leblose Natur scheint es zu fühlen, wenn nach den Ungewittern ihres Himmels die Stille, der Friede der Elemente, zurückkehrt, und sie nun in verjüngter Herrlichkeit nach dem Kampfe wieder hervortritt. — Der Krieg in und ausser uns ist ein unnatürlicher Zustand, weil ihn der Mensch als ein Unglück seines Geschlechts unmöglich lieben kann, und ihn in den meisten Fällen nur nothgedrungen führt. Das ganze gesellige Leben, die Gesetze der Ordnung, die Heiligkeit der Ein=

tracht und des Wohlwollens, die Liebe für die Unsrigen erklären sich gemeinschaftlich gegen dieses Ungeheuer, wie es zwey unsterbliche Männer, Friedrich der Große und Klopstock, nannten. Es ist sehr denkwürdig, jenen erhabenen König, einen der größten Heroen der Geschichte, von dem Kriege reden zu hören. Mit tiefem Schmerz sieht sein fühlender Geist auf die Blutfelder und die Verwüstungen hin, welche dieses Kind der Hölle überall verbreitet. Er kann nicht Worte genug finden, dieses Monstre „au front d'airain“ zu schildern; er hatte es ja selbst in den gräßlichsten Formen und der furchtbarsten Gegenwart gesehen. Die Leiden der Menschheit schwebten in tausend Bildern vor seiner warmen Seele. In dieser Stimmung redet er mit lebendiger Kraft und großer Menschenliebe die Regenten der Erde mit den Worten an: „Ces humains sont vos fils, ayez un coeur de père!“ Darauf vergleicht er den Vater seines Volks mit einem getreuen Führer seiner Heerde, und endet dieses liebenswürdige moralische Regentenbild mit folgenden aus seiner eigenen Seele gegriffenen Zügen:

„Tel est pour ses sujets un tendre et bon
Monarque,
Humain dans ses conseils, humain dans ses
projets,
Il allonge pour eux la trame de la parque,
Il compte tous ses jours par autant de bien-
faits“ *). u. s. w.

Endlich ist die ganze moralische Natur des Menschen, als sein eigener höchster Standpunct des Lebens, zugleich die höchste Bedingung und Anleitung zu seiner Geselligkeit und alles gesellschaftlichen Zustandes überhaupt. — Sobald der Mensch aus der Thierheit heraus tritt, sein Daseyn als ein sittliches Wesen fühlt, und schon auf den untersten Stufen seiner Cultur zu fühlen anfängt, — sobald die Vernunft als die Richterinn seines Willens auftritt, schafft er aus sich und in sich selbst durch Erfahrungen und Nachdenken vielerley moralische Maximen. Aber nicht al-

---

*) Oeuvres du philosophe de Sans-Souci. Ode V. La Guerre.

lein für sich, sondern auch für andere und in Verbindung mit andern. Denn alles, was er für sich thut und will, hat auch Einfluß auf seine Nebenmenschen, — und in dem Augenblick, daß er sich dergleichen Vorschriften selbst giebt, tritt er näher mit der gesammten Menschheit zusammen, so daß man den ersten und leisesten Ausspruch seines moralischen Gefühls die Grundlage aller Societät nennen könnte. Ein inneres, sey es auch noch so schwaches und schwankendes, Pflichtgefühl sagt ihm doch schon, daß er seinen Nebenmenschen, und zunächst seiner Familie, dann seinen Nachbarn, Freunden und Wohlthätern vielerley schuldig ist, und daß er sich gegen sie so benehmen müsse, damit diese auch ihre Schuldigkeit gegen ihn erfüllen. Lange vorher, ehe die Vernunft die höhern Principe der Moralität und Gesetzgebung fand, beobachteten die Menschen schon überall den Ausspruch eines innern Richters, — was du willst, daß dir andere thun sollen, das thue ihnen auch; — ja, dieses Gesetz konnte schon vorhanden seyn, ehe noch Liebe und Anhänglichkeit an seinem eigenen Geschlechte die Herzen für einander erwärmte.

Gesetze dieser Art werden gleichsam mit den Menschen geboren, und sind so innig mit unserer Natur verwebt, daß wir den für wahnwitzig erklären würden, welcher sie abläugnen wollte. — Wir bemerken selbst bey kleinen Kindern, obgleich ihr Wille fast ganz Habsucht ist, dennoch oft den liberalen Zug ihres Gemüths, von ihrem Vorrathe andern Kindern etwas freywillig abzulassen, oder auch Kleinigkeiten zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit mit einander auszutauschen.

So mögen sich die ersten Menschen nach und nach vertraulich an einander angeschlossen haben. Der eine hatte dieß vorräthig, der andere jenes, man wechselte es mit einander aus; man freuete sich über diesen Tausch, man wurde sich immer unentbehrlicher; man gewann sich schon aus Nothwendigkeit einander lieb, — bis die Dankbarkeit durch den Genuß des Empfangenen hinzukam, und die Menschen durch diese liebenswürdige Eigenschaft des Herzens sich schon wirklich moralisch einander näherten. Dieses stille erwärmende Gefühl der Humanität ist tief in die menschliche Brust gegründet, und die wildesten Völker geben sich ihm oft mit einem Feuer und einer

Zartheit hin, die an eine gutmüthige Schwärmerey zu grenzen scheint. Es erwacht gleichsam mit dem ersten Besinnen des menschlichen Geistes, und mußte damit erwachen, weil er leicht bemerkt, daß er einen großen Theil seiner angenehmen Empfindungen, seiner Sicherheit und seines Fortkommens sich nicht selbst, sondern andern, verdankt, sein Glück ohne Beziehung auf diese nicht genießen kann, und daß dieser Genuß größtentheils aus Wohlthaten der Natur und seiner Mitmenschen besteht. — Durch dieses gefällige Hinnehmen und Geben einer gegenseitigen Nothwendigkeit wurde die gesellige Menschennatur ein vollendetes Ganze — so wie sie zugleich durch ihren innern Ausspruch, ihre Pflicht für sich und andere geleistet zu haben, nun erst das empfinden konnte, was man den Zustand der Zufriedenheit nennt. Der Mensch, der nur dadurch zufrieden ist, wenn er sein Selbstinteresse fördert, ist nur halb glücklich, weil er nur einen Theil seiner moralischen Bestimmung anbauete. Eine Stufe weiter hinauf sucht er den zufriedenen Stand seines Gemüths zu erweitern und zu veredeln, indem er durch die Pflichtleistung gegen andere, durch Güte

und Wohlwollen, als den zweyten Anbau seiner Natur, noch zufriedener zu seyn wünscht, und durch diese zarte Einrichtung seiner geselligen Empfindungen gleichsam in dem andern noch einmahl lebt.

Die Dankbarkeit ist vermöge ihrer Natur mit einer zärtlichen Neigung verbunden, wodurch sie zu einer der freundlichsten und geselligsten Anlagen des Menschen erhoben wird, — nehmlich dem Wohlthäter das Empfangene auf eine liebreiche Art zu vergelten, oder ihm doch durch Worte das warme und erkenntliche Gefühl auszudrücken. Dieß ist kein Stolz des Gemüths, als ob man nichts ohne Wiedererstattung annehmen wolle, sondern ein Bedürfniß der Natur, dem andern dafür, daß er uns eine Freude machte, dieselbe durch unsern guten Willen zurück zu geben. Menschen, die durchaus undankbar sind, wie sie St. Evremont *) beschreibt, sind ge-

*) „Il y a des hommes, sagt dieser scharfblickende Mann, que la nature a formés purement ingrats. L'ingratitude fait le fond de leur naturel. Tout est ingrat en eux; le coeur ingrat, l'ame ingrate.“ Im ersten Bande seiner Oeuvres mêlées. Sur les ingrats. Londner Ausgabe. 1709.

wiß höchst selten, und meistens nur in der kalten und unnatürlichen vornehmen Welt, bey der Erschlaffung aller zärtlichen Menschengefühle, anzutreffen. Im Allgemeinen können wir uns den Menschen ohne diesen innern Sinn der Erkenntlichkeit gar nicht denken, und wenn wir seine Empfindungen analysiren: so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß er ursprünglich zur Dankbarkeit organisirt wurde. In dem Augenblick, wenn wir eine Wohlthat empfangen, genießen wir ein inneres Vergnügen, das wir uns nicht selbst geschaffen hatten. Dieses Vergnügen, dieses uns geschenkte Frohseyn wird nun noch durch den Gedanken erhöhet und verfeinert, daß unser Wohlthäter zu seiner gütigen Handlung nicht einmahl gesetzlich verbunden war, daß ihn nicht die dringende Nothwendigkeit dazu spornte, sondern daß sein Herz mit freyer Milde uns diesen Liebesdienst erwies — und so antwortet ihm das unsrige mit stillem Danke, und fühlt sich zu ihm als einer Quelle der Menschenliebe zärtlich hingezogen. Hatten wir die Wohlthat nicht erwartet, wurden wir durch sie gefällig überrascht: so wird jenes Vergnügen noch entzückender, und wir möchten

dann sogleich hineilen, um den Geber feurig zu umarmen, und unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten. Wir können diesem innern Impuls nicht widerstehen, wir fühlen eine gewisse zärtliche Unruhe in uns, wenn der Wohlthäter uns unbekannt blieb, oder wir keine Gelegenheit haben, ihm wieder zu dienen; wir beklagen die Armuth der Sprache, die uns nicht so ganz die Lebendigkeit unserer dankbaren Empfindungen aussprechen läßt; wir verschließen die Schuld wie ein Heiligthum in unserm Herzen, und zahlen sie noch gern den Nachkommen des freundlichen Wohlthäters, wenn er selbst längst nicht mehr unter den Lebendigen wandelt. — Ja, wir fühlen sogar eine Art von Dankbarkeit für leblose Gegenstände, wenn sie für uns wohlthätig wurden, — wir können den Baum umarmen, der uns Schutz und Schatten gab, oder seine goldenen Früchte spendete, — wir besingen mit Wonnegefühl und Dank die Schönheiten des Frühlings, die romantische Gegend, die uns umgiebt, den blauen Himmel, der über uns ausgebreitet ist, den Bach der zu unsern Füßen dahin rieselt, das Blumenfeld, das uns seine Wohlgerüche zusen-

det, die stille Hütte, worin mit uns und in uns das häusliche Glück wohnt. — Aber der höchste und heiligste Gegenstand unserer Dankbarkeit ist der unsichtbare unendliche Geist, den wir zwar keine seiner zahllosen Wohlthaten jemahls wieder geben können, — dem sich aber dennoch das Herz, als ein Verwandter seiner höhern Natur, durch Dank und Liebe so gern hingiebt, und sich auf diesem Wege unter allen Nationen der Erde zuerst seine Religion schuf.

Ein anderes Bedürfniß des gesitteten Menschen, als geselliges Wesen betrachtet, ist — sein moralisches Bild, sein besseres Ich auch in den Herzen seiner Brüder wieder zu finden, und sich des Sittlichguten auch in andern zu erfreuen. Wenn der rohere Naturmensch sich schon daran ergötzt, in andern die formelle Aehnlichkeit seines Geschlechts wieder zu erblicken, wenn ihn schon die Gleichheit der Gestalt anziehet, und so die ersten Fundamente der Societät gelegt wurden; — so kann dem Bessern wohl nichts willkommener und erfreulicher seyn, als ähnlich gesittete Wesen neben sich zu sehen, mit ihnen umzugehen, sein Herz an das ihrige anzuschließen, sich an ih-

ren Tugenden zu stärken und zu erwärmen, und einem Bunde der Seelen beyzutreten, welchen eine gemeinschaftliche Liebe für das Edle und Schöne heiligt. Die Gleichförmigkeit lauterer Gesinnungen und sittlicher Gefühle führt eine Seligkeit mit sich, die man das höchste Glück des menschlichen Gemüths nennen muß, und uns weit über alle Härten des Schicksals erhebt. Der zu einem bessern Seyn aufstrebende Mensch wird dadurch vergeistiget und gehoben, wenn andere Edle mit ihm auf derselben heiligen Bahn wandeln, ein Ziel des innern Glücks mit ihm aufsuchen, einen Willen mit ihm, einen Gesichtspunct mit ihm in Hinsicht des hohen Werthes der Sittlichkeit haben, und nach einem Ideale der moralischen Güte ihr Leben bilden. — Eben dadurch entstehet das große unsichtbare Reich edler Menschen, und ihres beseligenden Umganges mit einander, das ewig und unvergänglich, wie das Gute selbst, ist, worin sich herzverwandte Seelen, selbst in der weitesten Entfernung, einander liebevoll berühren, sich gemeinschaftlich einander verherrlichen, sich innig und ganz verstehen, und aus einander ihren höhern Frohsinn, ihr hö-

heres Pflichtgefühl ableiten. Ein Staat der Moralität und der Liebe, der durch keinen Eigennutz, durch keine eiteln Rücksichten, durch keine Sclaverey des Gemüths und des blinden Gehorsams entehrt wird, sondern auf das Gute unmittelbar selbst gegründet, und durch die Einigkeit der Herzen verschönert, sich als die mögliche Vollendung eines gereinigten Willens immer gleich bleibt.

Das Gute hat in seinem liebenswürdigen Bilde, und seinen höhern Anschauungen die größte Aehnlichkeit mit der harmonischen Natur des Schönen. Beide bezaubern uns, beyde dringen mit einer unwiderstehlichen Macht in uns, wenn wir sie einmahl empfinden, — so daß man die Ausdrücke gegen einander austauschen und sagen kann: daß das Gute schön und das Schöne gut sey! Beyde gewinnen unser Herz, weil wir in ihnen Zweck und Mittel, uns zu beglücken, unmittelbar mit einander vereint finden, und unsre Liebe für sie durch keine Negation zurück geschreckt wird. Es ist also die positive fühlbare Einfachheit und innere Zusammenstimmung des Guten und Schönen, was uns so allmächtig hinreißt, — es ist das Ideale seiner ewigen Güte

und heiligen Würde, was uns bezaubert; aber eben auch durch diesen Zauber, durch das gemeinschaftliche Interesse an beyden unsre Geselligkeit hoch veredelt. Man kann daher mit Recht behaupten, daß mit dem Steigen der Sittlichkeit zugleich unsre Geselligkeit wachse, weil das Gute sein Bild überall aufsucht, und es auch überall, obgleich in tausend verschiedenen Strahlen und Formen, wieder findet; weil es sein stilles Selbstgefühl augenblicklich befriedigen möchte, und weil ihm fast Raum und Zeit zu klein ist, um beide mit Liebe und Wohlthun auszufüllen. — Auch hat der moralische Mensch, als das freyere und selbstständigere Wesen, einen unendlich grössern Wirkungskreis, als der sinnliche noch so weit um sich greifende Lüstling, indem das Treiben und Verlangen des Letztern durch den Mißbrauch endlich abgestumpft wird, während in jenem der süße Trieb, Gutes zu wirken, mit jedem Tage zunimmt und seine moralische Thätigkeit gleichsam durch das Universum, wie ein Strom des reinern und schönern Lebens, wohlthätig verbreitet.

Unter dieser durch die Moralität erhöheten Geselligkeit verstehe ich nicht sowohl den größern

Hang, nun desto mehr unter dem Gewühl der Menschen zu leben, nicht das ängstliche Haschen nach gesellschaftlichen Stunden, sondern die höhere Richtung des Gemüths, mit den Bessern zusammenzutreten, und der Menschheit durch Rath und That, selbst mitten in der Einsamkeit, nützlich zu werden. Denn wir finden viele vortreffliche Menschen, die sogar vor einem ausgebreiteten Umgange eine entschiedene Abneigung fühlen, sich aus der Welt zurückziehen, weil ihnen die Lächerlichkeiten und Thorheiten derselben unausstehlich geworden sind, und nun lieber in dem stillen Kreise der Ihrigen ihre Tage verleben; aber ungesellig kann man darum diese Edeln nicht nennen, weil sie für das Heil der Menschheit mehr denken und wirken, als alle Assembleen in der Welt. Im gewöhnlichen Sinne des Worts ist freylich der gewöhnliche Mensch, der Besuchmacher, der Dilettant und Virtuos des Umganges ein geselligeres Wesen, als der moralische noch so thätige Mann; aber sein Umgang ist auch oft nur ein Schatten, oder wohl gar eine Ausartung und Entehrung dessen, was wir echtes geselliges Leben nennen müssen.

Zweyter Abschnitt.

Ueber die Einwirkungen des Umgangs auf das menschliche Gemüth, nach allgemeinern Ansichten.

Bisher sind die allgemeinern Gründe der Entstehung und Erhaltung aller Societät aus der äussern Lage und den reciproken Verhältnissen des Menschen, wie auch insbesondere aus seiner innern Natur und Vervollkommlichkeit entwickelt worden. — Jetzt führt uns die Verwandtschaft und Folge des Ideenstoffs unmittelbar und zunächst auf die vielfachen Einwirkungen hin, welche das gesellige Leben auf unser Herz und Gemüth äussert, und den Menschen selbst seine ge-

wöhnliche Form, seine echte oder unechte Geselligkeit, seinen ihm aufgedrückten Charakter, seine Gewöhnungen und seine Masken geben, — wie wir ihn auf seinen tausendfachen Krümmungen durch das Leben schreiten, oder vielmehr hinschwanken sehen.

Der Mensch erscheint überall nur durch den Umgang als der lebendige Abdruck dessen, was er durch ihn geworden, — wie er durch ihn geschliffen, verwahrlost, gerichtet und geformt, — kurz, wie er durch ihn in seinem Innern und Aeussern, bald besser bald schlechter, gestempelt wurde. Er ist die unmittelbare Frucht dieses Bodens, oder Treibhauses, ein Kind der geselligen Gewohnheit, der eingeführten Sitte, der Meinungen anderer, und ihre Fabrikwaare, größtentheils der gewöhnliche Alltagsmensch, aber dennoch das sonderbarste Wesen von der Welt, indem es aus den abgerissenen Stücken tausend anderer Wesen zusammen gesetzt wurde, — oder selbst aus Nachahmung und Thätigkeitstrieb, oder auch wohl, aus behaglicher Indolenz, alles Fremdartige nur gar zu gern in sich aufnahm. Wir sind gewohnt,

ihn so zu denken, und es wird uns schwer, uns von ihm und einem Naturstande ein Bild zu machen, wo noch gar kein Umgang auf ihn wirken konnte, — so daß wir ihn lieber mit sich selbst und mit Papageyen, als gar nicht reden hören. Konnten wir das zerlegen und absondern, was der Mensch vom Anfang seines Lebens an durch andere, gleichsam wie durch eine himmlische Offenbarung empfing: so würden wir einen Geplünderten vor uns sehen, dessen Blöße uns Mitleiden und Erbarmen auspressen müßte, — das nackte Bild des Säuglings, — die traurige Form des in den Wüsteneyen aufgefundenen rohen Thiermenschen.

So arm und beengt ist seine Natur in seinem ersten Beginnen. Aber so unendlich reich durch die Wunder der Mittheilung, durch den Vorrath, den wir insgesammt aus dem geselligen Leben, wie aus einem unergründlichen Meere, schöpfen. Wir werden durch den Umgang theils genöthiget, theils belehrt, unsere Begriffe von allen Seiten zu bereichern, alle unsere Kräfte und Gefühle in Bewegung zu setzen, unsere Aufmerksamkeit, unsere Sehkraft zu üben, und alle

Federn unserer Thätigkeit spielen zu lassen. Wir treten durch ihn mit der Welt in nähere Verbindung, und werden erst dadurch das vielseitigere Geschöpf des Universums. Er ruft uns auf die höhere Schaubühne unseres Daseyns, und durch ihn lernen und üben wir unsere ersten Lectionen, — sollten es auch nur vorerst die Rollen des schweigenden Statisten seyn. Sind wir einmahl auf dieser großen Bühne erschienen: so können wir nur mit dem Tode wieder von ihr abtreten, so klein und unsichtbar auch unser Wirkungskreis auf ihr seyn mochte. Wir mögen in Ketten, oder in üppiger Freiheit einher gehen, — überall befinden wir uns noch mitten in diesem vielseitigen Schauspiele, immer noch in seinem Gedränge, und können nicht ausweichen, wenn auch die widrigsten Stücke gegeben werden. Aber wir sind selbst gewöhnlich mit diesen zufrieden, wenn sie uns nur die lange müssige Zeit tödten helfen.

Bey tausend Menschen, sonderlich bey lebhaften und zum Frohsinn gestimmten Gemüthern, äussert der Umgang eine wahrhaft magische Kraft, — aus sich selbst heraus zu gehen, oder sich herauslocken zu lassen. Der Wechsel der Unterhal-

tung, das muntere Spiel zwischen Frage und Antwort, das gegenseitige Hingeben der Ideen, das Wetteifern, sich einander seine Fackel oder sein Lämpchen zu reichen, und besonders der wechselnde Scherz und das Ueberbieten in launigen Einfällen führt eine Wollust mit sich, die nur dem Menschen eigen ist, und die man seinen sechsten Sinn nennen könnte, — ein Wort- und Ideenfest, dem wir nicht leicht widerstehen, und dem wir unstreitig zahllose frohe Stunden zu verdanken haben. Der Mensch fühlt sich schon beglückt, wenn er nur aus seinem Herzen kein Geheimniß *) machen darf, — wenn er so ganz offenherzig vor andern da liegt, dann meint er, dieß sey seine natürlichste Lage, und in mancher Hinsicht hat er Recht. Sobald wir in die Societät eintreten, und sie uns also auch überall unsern eigenen Spiegel vorhalten darf, — wird es uns schwer, uns lange

*) „Aus seinem Herzen eine Mördergrube machen" sagt die figürliche Redensart, als ob sich der finstere und verdeckte Charakter, wie ein Mörder, vor den Menschen in seinem geheimsten Schlupfwinkel, — in sich selbst, — vergraben wolle.

zu verbergen; — auch will das gesellschaftliche Leben diese Verschlossenheit nicht! — und in sich gekehrte, heimliche oder heimlichthuende Leute sind uns selten willkommen, vielmehr sucht man sie als verdächtige und verrätherische Charaktere zu entfernen. Kant *) macht in seiner Anthropologie die Bemerkung: „daß man beym fröhlichen Mahle einen zu mäßigen Gast darum nicht leicht dulde, weil er einen Aufmerker vorstelle, der auf die Fehler anderer Acht habe, mit seinen eigenen aber zurückhalte.“

Wir finden öfters Leute, die entweder aus übler Laune oder aus einem periodischen Menschenhaß, oder aus einem trotzigen Höhesinn, oder weil sie überhaupt nicht wissen warum — sich wochenlang verkriechen, und wie Stummgeborne kein Wort von sich hören lassen. Aber endlich können sie es nicht mehr aushalten, stürzen sich in gesellige Zirkel, und holen nun alles in einer unerschöpflichen Suade nach, was sie so lange in sich vergraben hielten. Frauenzimmer, die aus Verwöhnung, aus

*) S. 75. zweyte Auflage.

Grillenhaftigkeit oder Mißbehagen oft Tagelang schmollen, zeigen hinterher den nehmlichen Fehler jenes redseligen Nachholens. — Und wird dem gedrückten und gepreßten Herzen, dem verschlossenen Kummer nicht schon dadurch sein peinlicher Zustand erträglicher, wenn er nur reden und klagen kann? Selbst das leidende Thier scheint seinen Schmerz durch Seufzen und Geschrey erleichtern zu wollen. — Es liegen Genüsse in der Rede und Mittheilung, die man sich nicht immer ganz erklären kann, die aber wirklich vorhanden sind. Was nützt es uns, einem andern vielleicht ein ihm ganz gleichgültiges Geheimniß zu verrathen, und doch tobt und brennt es in unserm Herzen, bis wir es allen vier Winden anvertrauen konnten. — Wollen wir vielleicht wiederum andern das Vergnügen machen, es ebenfalls wieder auszuplaudern? oder spornt uns eine innere Schadenfreude, die Schwächen anderer unter der Hand ein wenig verbreiten zu helfen? oder wollten wir nur die Neugier des andern kitzeln und unterhalten? — oder? — meine Leser und Leserinnen mögen sich diese Erscheinung selbst erklären! „Leuten dieser Art,

sagt der schalkhafte Knigge *) siehet man es an, wenn sie ängstlich umherlaufen, daß sie etwas Neues tragen, und daß sie leiden, bis sie einem andern Plauderer ihre Nachricht heiß mitgetheilt haben. Andern fehlt es zwar nicht an dem guten Willen zu schweigen, wohl aber an der Klugheit, sich nicht durch Winke, Blicke, oder auf andere Art zu verrathen, oder an der Festigkeit sich nicht ausfragen zu lassen."

Die Redseligkeit im geselligen Leben muß ihre besondern geheimen Reitze haben, weil sie nicht leicht gesättigt wird, sondern sich selbst mit einer vollendeten Zufriedenheit zu gefallen scheint. Fast sollte man glauben, daß damit ein gewisser physischer Genuß verbunden sey, weil wir so oft Menschen plaudern hören, ohne daß sie dabey etwas denken, folglich durch die Annehmlichkeit der Vorstellungen nicht getrieben wurden, wie wir dieß auch schon bey der Waschhaftigkeit der Kinder bemerken. — Jene

---

*) Ueber den Umgang mit Menschen. I. 3tes Capitel. Nr. 21.

Schwätzer und Schwätzerinnen sind in dem Erguß ihrer Worte so selig, wie der fröhliche Zecher bey der Flasche, — so daß sie nicht selten nach einem langen Vortrage gestehen: daß sie dieß eigentlich nicht, oder noch nicht sagen wollten, und nun erst nach dieser zwecklosen Vorrede zu einer andern Vorrede und endlich zur Hauptsache kommen. Es giebt Männer und Frauen, die vom Morgen bis zum Abend in der Societät, ohne zu ermüden, fort reden, und dieß wahrscheinlich auch im Traume fortsetzen, — Kanzelredner, die, wenn es ihre Lunge und ihr Auditorium gestattete, das in langen Stunden täglich wiederholen würden, was sie schon tausendmahl gesagt haben. — Wir finden diese Redseligkeit aber nicht bloß bey leeren Köpfen, die man wohl sonst schon mit dem Geräusch leerer Tonnen zu vergleichen pflegte, sondern auch oft bey geistreichern Männern von hohem Verdienste. Es giebt gelehrte Schwätzer in Menge, die einen großen Reichthum von Kenntnissen besitzen; aber aus einer zu vortheilhaften Meinung von ihrer Erzählungsgabe, oder überhaupt von ihrer Bedeutsamkeit und Polyhistorie alles neben sich nie-

der reden, was auch reden will *). Oft ist diese Sprachseligkeit, wie bey den meisten Schwätzerinnen, nur eine früh angenommene Gewohnheit, wobey man nichts Arges hat, die an sich ganz schuldlos seyn kann, und die man bisweilen beneiden möchte! Frauen dieser Art betrachten die Zunge als ihr rechtmäßiges Eigenthum, womit man billiger Weise nach Gefallen schalten und walten könne, — und warum sollte man ihnen nicht diese schuldlose Freyheit gestatten: da man ihnen ihre Menschenrechte überall so sehr beengt hat!

Wenn wir den Ursachen des großen Einflusses des Umganges auf unser Gemüth näher

---

*) Eine weniger kenntnißreiche Classe dieser Leute, nehmlich die schreienden Disputirgeister, schildert La Mothe le Vayer in etwas starken Zügen. „Ce sont, sagt er, des Samsons à la dispute, qui deffont, ce leur semble, tout ce qui se présente devant eux, avec une maschoire d'Asne! Et parce qu'il n'y a rien de plus injuste que — l'impertinence, vous êtes assuré de n'obtenir jamais aucune chose sur eux par le raisonnement.“ S. dessen Oeuvres. Tome II. In der Abhandlung: de la conversation et de la solitude.

nachdenken: so liegen sie unmittelbar in der Natur unserer Seele, als eines zur fortwährenden Thätigkeit und Mittheilbarkeit geschaffenen Wesens, und dann auch in den verschiedenen Arten und Ansichten unserer Selbstliebe. — Unser Geist will, vermöge seiner ganzen Organisation, immer Beschäftigung haben, sie mag ihm kommen, woher sie will, weil er durch das Nichtsthun sich abzureiben, oder einzurosten glaubt, überall jagen wir oft mit der sondarbarsten Hastigkeit neuen Ideen und Empfindungen nach, und langweilen uns auf die entsetzlichste Art, wenn sie uns fehlen. Alles Neue hat einen unbeschreiblichen Reitz für uns, weil es uns am lebendigsten beschäftiget, das Spiel unserer Einbildungskraft unterhält, und einstweilen so manche Lücke unseres Gemüths auszufüllen scheint. — Darum ist der Umgang des Menschen ältester Busenfreund, indem er uns, wären es auch die elendesten Kleinigkeiten, täglich neue Zeitung bringt, und sogar dann noch gefällt, wenn dieser Plauderer nicht immer die Wahrheit sagen sollte. Der Mensch will sich lieber durch Unwahrheiten, als durch gar nichts unterhalten lassen, und

bey den offenbarsten Lügen beruhigt er sich dennoch durch den Gedanken an eine Möglichkeit der Thatsache. Enthält die Sache nur keinen Widerspruch, so ist ihm die Erzählung doch schon als Erzählung und Zeitvertreib willkommen. Eine artig erfundene Lüge gefällt auch oft schon, ihrer Erfindung wegen, und wir lächeln dem Erfinder für seine Geschicklichkeit unsern Beyfall zu, wenn wir auch gleich bemerken, daß er mit unserer Neugier ein schalkhaftes Spiel treibt. „Man ist weit entfernt, sagt La Bruyere *) von einem solchen Umgange die Wahrheit mit einander zu finden, man ist vielmehr nicht einmahl über die einig, welche man sucht.“ Es giebt tausend Menschen, sonderlich sogenannte politische Virtuosen und Conversations-Dilettanten, alte Frauen, und junge reifende Mädchen, die noch so gern manches erhorchen möchten, die nur darum Umgang suchen, weil er ihrer Neugier Nahrung verschafft. Leute dieser Art halten sich Erzähler und Erzählerinnen, die ihnen täg-

*) In der Abhandlung: de la societé.

lich irgend etwas Neues aus öffentlichen und geheimen Familienverhältnissen zutragen; sie halten sich die genauesten Tabellen von zu machenden oder zu empfangenden Visiten, Lustpartien und Cotterien, sie laufen selbst, halb krank und bey dem ungünstigsten Wetter, in Clubs und Assembleen, nicht um ihren Geist zu beschäftigen und ihr Herz zu erwärmen, sondern um etwas Neues aufzufangen, oder etwas Neues von sich zu geben. Findet sich keine Gelegenheit hierzu; so schleichen sie mißmüthig nach Hause; der neuigkeitsleere Tag erscheint ihnen als eine verlorne jämmerliche Zeit.

Diese Triebfeder des Umganges ist wirklich die allgemeinere in allen Ständen des Lebens, und spricht sich in zahllosen Formen aus, deren Gemählde weder die Kunst noch die Sittenmahler je erschöpfen können. — Das: was giebts Neues? steht gleichsam allen Menschen auf die Stirn geschrieben, und jeder sucht es auf seine Weise. Es gab einen Geistlichen, dem jeder seiner Beichtkinder, unmittelbar nach der

Absolution, irgend ein Histörchen, war es auch aus der histoire scandaleuse des Orts oder der Nachbarschaft, erzählen mußte, und der deshalb in so fern nicht ganz unrecht den Beichtstuhl eine Schule der Menschenkenntniß nannte. Die sogenannte Ohrenbeichte war auch vielleicht mehr die Erfindung neugieriger Priester, als das Werk der Religion. Man lockte dadurch die verborgensten Geheimnisse des menschlichen Herzens hervor, und weidete dabey das lüsterne Herz an schlüpfrigen Geständnissen begangener Schwächen. — Jeder, sagte ich oben, befriedigt seine Neugier nach seiner Art, und ich setze hinzu, nach seinem Local. Eine vornehme Dame, die selbst nie Mutter gewesen, hielt öftere Zusammenkünfte mit allen alten Hebammen weit und breit umher, die sie von den neuen Geburten und ihren Erscheinungen belehren mußten. — Und die Aerzte genießen, ausser der Glorie ihrer Kunst, noch das besondere Vergnügen, daß die Kranken- und Wochenstuben gemeiniglich die reichsten Niederlagen aller Arten von Neuigkeiten sind. Vielleicht ist dieß ein Grund, warum man bey ihnen jenen hohen Grad von Redseligkeit beobachtet haben

will, der nicht selten und am liebsten in das Fach der Politik hinüber schweift. Ich habe einen längst verstorbenen Arzt gekannt, der bey Besuchen selbst gefährlicher Kranken sich jedesmahl zuerst nach den Neuigkeiten des Tages erkundigte, auch wohl die Zeitungen las, und dann erst die Patienten in Augenschein nahm. — Ein großer nordischer König hatte über seinem Bette eine Maschine anbringen lassen, die ihm sogar des Nachts den jedesmahligen Stand der Windfahne auf seinem Schlosse andeuten mußte, wonach seine Neugier die Ankunft oder die Verzögerung der Postneuigkeiten aus Deutschland und andern Gegenden jenseits des Meers zu berechnen pflegte.

In der unersättlichen oft so wunderlichen und so leicht alles bewundernden Neugier des Menschen liegt ein Hauptgrund, — warum zu allen Zeiten Wahrsager und Wahrsagerinnen, Schwärmer und Mystiker, Taschenspieler und Geisterseher aller Art, besonders auch schlüpfrige und heimliche Schriften, und ihre saubern Verfasser einen so großen Anhang fanden. — Alle geheime Gesellschaften, von den Aegiptischen und eleusinischen

Geheimnissen an, alle Mysterien, bis auf die neuern geheimen Orden und Schlupfwinkel einer sich feyerlich verhüllenden Theosophie und Obscuranz wirkten nur darum so gewaltig auf die menschlichen Gemüther, weil sie ihnen alle etwas Neues versprachen, und sie in den Glauben eines in ihnen neuaufgegangenen Lichtes meisterlich bestärkten. Diese Neugier wächst immer mit der Meinung, wirklich etwas gesehn zu haben, wo nichts Wirkliches zu sehen war. Schon darum scheinen sich psychologisch die Bande aller heimlichen Gesellschaften näher an einander zu ziehen, und ihren Anwerbungen und Vorspiegelungen neue Reitze zu geben.

Wenn wir auf uns selbst in diesem Zustande des horchenden Gemüths Acht geben: so fühlen wir bald, wie wenig wir augenblicklich die Empfindungen beherrschen können, die er in uns hervorbringt. Kaum ist das vermeintliche Neue ausgesprochen: so fühlen wir uns sogleich dadurch electrisirt und unwiderstehlich hingerissen, wenn man auch noch gar nicht geneigt ist, das Vorgetragene zu glauben. Ich habe oft genug die entschlossensten Zweifler, die selbst alle historische Ge-

wißheit abläugneten, wenn sie die Sache nicht selbst mit ihren eigenen werthen Augen beäugelt hatten, hoch aufhorchen sehen, wenn etwas Neues erzählt wurde. Der obenberührte Glaubensgrund an das Neue, selbst an das Unwahre: daß es doch wohl möglich seyn könne, verbindet sich mit einer Menge Nebenideen, und macht uns nun das Bild des Geschehenen desto willkommener, — besonders durch die neugierige Frage: welches die Erfolge desselben in der wirklichen Welt, seine Einflüsse auf Zeit und Umstände seyn möchten, und wie sich wohl diese und jene Menschen, unsere Freunde oder Feinde dabey benehmen dürften? — Denn auf Menschen beziehen wir sogleich alles Neue, was wir vernehmen. Eben darum rücken auch schon alle gesellige Zirkel horchend und näher zusammen, und selbst die Aufgeklärtern mit ihnen, wenn von etwas Ungewöhnlichem oder auch nur Neuem die Rede ist; — oder ein Traum, eine Geistererscheinung, eine Ahndung erzählt wird, weil wir alle dergleichen Dinge mit einer ähnlichen Stimmung vernehmen, und wir uns gern auf die Art erschüttern lassen. Der Glaube an das Wunderbare ist oft

selbst hellsehenden Geistern eigen, und nicht grade zu ihrer Schande, da das unendliche Reich der Natur noch unzählige Erscheinungen in sich enthält, wovon sich, wie Hamlet sagt, unsere Philosophie nichts träumen läßt, — ja, da wir genau genommen mit Wundern aller Art augenblicklich umgeben sind.

Wenn es manchen Schriftstellern so schwer geworden ist, sich die Entstehung der Societät zu denken, so natürlich auch dieser Ursprung von selbst kam und kommen mußte: so hätten sie doch nur beachten sollen, daß schon die in den Menschen so mächtige Neugier sie haufenweise zusammen führen konnte, wenn auch keine andern Antriebe hierzu vorhanden gewesen wären. Die Neugier *)

*) Es giebt gewiß äusserst wenig solcher Leute, wie sie Montaigne *) schildert, — welche die empfangenen Briefe uneröffnet mehrere Tage lang bey sich in der Tasche tragen, und manche Neugierige werden über seine eigene gutmüthige Confession lachen, wenn er sagt: „er mache sich ein Gewissen daraus, wenn seine Augen aus Versehen, aus Briefen, die

*) Im Cap. A demain les affaires. Liv. II. seiner Essais.

oder das Verlangen nach immer neuen Vorstellungen ist ein nie untergehender Instinkt in dem Menschen, und diejenigen, welche ihn nicht äussern, sind entweder wirklich blödsinnig, oder sie hatten ihre Gedächtnißkraft verloren, so daß keine neuen Ideen in ihnen mehr einhaken konnten. Sie ist die erste Hebamme unserer Begriffe, so wie sie die Mitschöpferinn und die Gespielinn des

---

ein neben ihm stehender großer Herr lese, etwas herausstehle." Dagegen giebt es Menschen genug, deren Neugier durch nichts so sehr als durch den Anblick versiegelter Briefe auf die Probe gesetzt wird. Der alte Plutarch *) tadelt schon diesen Heißhunger, welcher in Gegenwart anderer den Wohlstand und die ihnen schuldige Achtung vergißt, und das Gespräch abbricht, um die empfangenen Briefe zu verschlingen. Es giebt noch eine andere Unbescheidenheit dieser Art, wenn man die Papiere und Briefe seiner Freunde und Bekannten neugierig durchwühlt; dagegen mehrere Geschichtsschreiber ihre Helden auch dadurch zu ehren suchten, daß diese selbst oft nicht einmahl die Briefe ihrer Feinde erbrachen, sondern großmüthig verbrannten oder zurückschickten.

---

*) De curiositate.

geselligen Lebens genannt werden kann. — Sie scheint schon in dem Kinde nach der Geburt mit dem ersten Aufblicke seiner Augen zu erwachen, ob man gleich behauptet hat, daß das Kind Anfangs gar nichts sehe. Und doch scheint es sehr bald das Licht, als seinen ersten Lehrmeister aufzusuchen, wie es denn auch wirklich alle seine Formbegriffe daher nimmt. Wie es diese Begriffe an einander reihet, wie dadurch gleichsam die ersten Keime seiner Seele beleuchtet werden, wissen wir freylich nicht, da uns alle Erinnerungen an den primitiven Zustand unseres Gemüths, ja, selbst an die ersten Jahre unseres Lebens fehlen. Aber daß das Kind Begriffe sucht, daß in ihm ein gewaltiger Trieb danach rege wird, daß es oft nur durch einen Wechsel derselben beschwichtiget werden kann, bemerken wir schon oft nach seinem ersten Vierteljahre. Es würde schon früher nach allen Seiten sein neugieriges Auge richten, wenn es nicht durch die Schwere und Unlenksamkeit seines Kopfs daran behindert würde. — Die Unterschiede der sichtbaren Formen, nach ihrer Größe und Kleinheit, besonders nach ihren Farben, müssen durchaus schon früh sein Aufmerken und

seine Neugier üben. Der Actus des Sehens mit einem menschlichen Auge, das folglich auch auf menschliche Begriffe berechnet ist, bringt es so mit sich, und so entstehen, ohne daß wir die sich belebende Statüe eines Bonnet zu Hülfe nehmen dürfen, die ersten Anfänge seines Denkens durch das Gesicht, weil hier die Vergleichungen der jungen Seele am nächsten liegen. Etwas später entwickeln sich in dem Kinde die Tonbegriffe und sein reges Aufmerken auf sie.

Das Gehör des Kindes vernimmt alle Laute, wenn sie nicht zu geräuschvoll oder zu schneidend sind, mit einer Art von Wohlgefallen, es scheint sie still zu behorchen, es leihet ihnen gern sein Ohr, bis es im Gesange des süßen Wiegenliedes sanft und am liebsten einschlummert oder erwacht *). Nach dem ersten halben Jahre wird die Aufmerksamkeit und Neugier des Kindes durch Töne belehrt und unterhalten zu werden, immer reitzbarer und lebendiger, und wir lesen sie dann schon in seinen Augen, besonders bey kleinen

*) Montaigne erzählt, daß er sein Kind nie geräuschvoll, sondern mit den süßen Tönen einer Violine aus dem Schlafe geweckt habe.

Mädchen, deren Sinne sich früher, als bey den Knaben, zu entwickeln scheinen. Nun bemerkt man es deutlich, wie sie schnell den Kopf nach der Gegend des Schalles hinrichten, und sie aufsuchen, wie sie gleichsam nach Worten haschen, uns dazu ungeduldig auffordern, und sich bey dem Geschwätz ihrer Wärterinnen behaglich fühlen. Die Rede wird für sie nun, als das natürlichste Befriedigungsmittel ihrer Neugier, immer mehr Bedürfniß, sie schreyen und weinen, wenn man sie nicht unterhält, sie verabscheuen das Stillschweigen schon an sich selbst, weil sie in jedem Laute, und selbst in den Stimmen der Thiere, eine Beschäftigung ihrer Aufmerksamkeit finden, — bis sie endlich selbst zu reden anfangen, und dadurch in dem Reichthume neuer Begriffe immer weiter fortschreiten. So schwankend auch noch das Gedächtniß der Kinder in den ersten Jahren ist, indem die Facta vor der ungeübten Seele nur wie vor einer Zauberlaterne dahin schweben, weil sie das Ganze einer Begebenheit noch nicht auffassen kann: so fest hält sie doch *) die einmahl

*) Platner macht hierbey folgende Bemerkung: „In der ersten Jugend ist der Trieb der Gedankenbeschäf-

erlernten Worte selbst, und bauet darauf nach und nach die ganze Schöpfung seiner Sprache. Ist das Wort einmahl über seine Zunge gegangen: so repetirt es diesen Laut immer wieder, so und nicht anders, als wenn es sich durch diese Art des Aufmerkens gestärkt und belohnt fühlte. — Das Aufmerken junger Virtuosen von wenigen Jahren erregt oft unser Erstaunen, weil sie ganze Reihen musikalischer Folgetöne mit allen ihren Biegungen und Wechseln in sich richtig aufnehmen, und so wieder aus sich hergeben. Ich erinnere mich zweyer Kinder von sechs bis sieben Jahren, die ein Concert gaben, ein Knabe und ein Mädchen, beyde spielten die Flöte und Violine zwar noch mit einer schüchternen Kraft, aber doch so folgerecht, daß sie von ältern Virtuosen bewundert wurden. Der Vater dieser Kinder versicherte, daß sie ganze Seiten voll Noten, wenn sie dieselben nur einmahl spie-

---

tigung nicht so sehr auf wirklichen Gehalt von Gedanken, als nur auf eine beständige Thätigkeit der Denkwerkzeuge gerichtet. Daher ist das Gedächtniß des Kindes für Wörter empfänglicher, als das Gedächtniß des Jünglings und Mannes." S. Anthropologie. 1790. S. 167.

len gehört, wie das Alphabet nach einander hersagen könnten. — Das Beyspiel des jungen Crotch aus Norwich nähert sich beynahe dem Unglaublichen. Das Kind hatte kaum sein zweytes Jahr zurück gelegt, als sein Tonsinn wunderschnell erwachte. Als eine Freundinn des Hauses auf einer Orgel des Vaters des Kindes lange spielte, und dazu sang, wurde es auf dem Schoße der Mutter höchst ungeduldig, als ob es von einer Nadel gestochen würde; man kleidete es aus, fand nichts, und trug das Kind zu Bette; allein im Vorbeytragen vor der Orgel streckte es begierig die Arme danach aus; die Mutter erfüllte seinen Willen, und das Kind schlug die Tasten mit einem sichtbaren Entzücken. Den Morgen darauf war das Kind noch unruhiger, die Mutter war ausgegangen, und der Vater brachte es wieder an die Orgel, und ließ es spielen. Wie erstaunte der Vater, als er Zusammenhang und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte. Es waren ganze Zeilen aus zwey englischen Vaterlandsgesängen, welche man mehrmahls in Gegenwart des Kindes gespielt hatte. — Von nun an spielte Crotch täglich immer etwas Neues, alle Musik-

freunde in der Gegend umher hörten den Wunderknaben, der nun schon nach zwey Jahren und ein paar Monaten etwas von seiner eigenen Phantasie einzumischen pflegte. Alles, was er hinzu setzte, war sehr harmonisch, und von den ersten Jahren an hatte sein Ohr keinen Mißklang ertragen können. Noch nicht drey Jahr alt wurde er nach London gebracht, und ließ sich bereits in seinem fünften Jahre auf der großen Orgel zu St. James, in Gegenwart des Königs und der Königinn, zum Erstaunen aller Freunde und Kenner der Musik öffentlich hören *).

Menschen, die besonders mit einer geselligen Manie den Umgang lieben und so ganz selig in seinem Genusse athmen, sind die sogenannten Horcher und Aufspürer aller Neuigkeiten um sich her, — eine Gattung von Leuten, die von jenen schuldlos Neugierigen wohl zu unterscheiden ist, welche sich durch den Umgang nur amüsiren, und die lange Zeit vertreiben wollen. Der grobe

---

*) Aus Lichtenbergs Schriften.

und subtile Horcher hat nebenher noch allerley andere Absichten, die sich entweder auf sein Interesse, oder auf die Schadenfreude, oder überhaupt auf Lieblosigkeit und Auskundschaften der Schwächen Anderer beziehen, folglich nicht selten mit Arglist verbunden sind. Man erblickt solche geflissentliche Ausspäher in allen Gesellschaften und in gar mancherley Formen. Einige sitzen entweder bedächtig ganz still, werfen verstohlene oder prüfende Blicke umher, saugen Gift, wenigstens spöttische Bemerkungen aus jeder Erzählung, und kehren dann zur fernern Nutzanwendung des Eingesammelten wohlbeladen daheim. Dieser Stoff wird dann so lange verarbeitet, präparirt und gemodelt, bis er mit Zusätzen und Verdrehungen zu einer beliebigen Absicht brauchbar ist, so als ein Ball für das Publicum hingeworfen werden kann, oder doch dem schadenfrohen Besitzer wenigstens eine Gelegenheit zum stillen Hohnlächeln über die Einfalt und Vergessenheit des lieben Nachbars und Nächsten giebt. — Dieß sind die horchenden Afterredner, worunter die caustischen und medisirenden Frauen oben an stehen; Charaktere, die nur darum dem geselligen Leben und Herumtrei-

ben so hold sind, weil es ihrer satyrischen Laune, ihrem Aufsuchen des Lächerlichen so viel Unterhaltung giebt, und überhaupt ihr unheiliges Herz kitzelt. Frauen dieser Art haben sich oft so in ihrer Gewalt, daß man in den geselligen Zirkeln jenes geheime Ausspüren fremder Schwächen nicht einmahl an ihnen wahrnimmt. Sie scheinen sich wenig um das Gesagte zu bekümmern; sie nähen und stricken fort, als ob sie an nichts, als ihre liebe Handarbeit dächten; diese Ruhe, diese sinnige Stille gefällt den Einfältigern und Unbefangenern; sie nähern sich diesen weiblichen Schlauköpfen mit vertraulicher Offenheit, und bedenken nicht, daß sie die Zielscheibe ihrer Persiflage und ihrer hämischen Anmerkungen sind.

Andere Aushorcher, gemeiniglich die minder Gefährlichen, gehen hierbey lebendiger und unversteckter zu Werke. Sie greifen uns mit ihren Ausforschungen unmittelbar an, suchen unsere Verschwiegenheit zu betäuben, und schütteln uns so lange, bis sie wissen, was sie suchten. Es gehört viel Gewandtheit dazu, wenn man diesen Neugierigen entwischen will; sie spinnen uns mit ihren sich durchkreuzenden Fragen gemeinig-

lich so ein, daß wir ihnen ganz zu Dienste stehen, und, ehe wir es glauben, ihnen alle Geheimnisse unseres Herzens hingegeben haben. Da sie unsere Verschanzungen mit einer ungezwungenen Entschlossenheit angreifen: so werden wir dadurch leicht überrascht, und da wir einer offnen Frage eine offne Antwort schuldig zu seyn glauben: so schließen wir uns solchen Leuten gern auf, — und unsere Aufrichtigkeit liegt auch da gemeiniglich in sicherern Händen, als bey versteckten und verschmitzten Charakteren. — Ich habe einen großen Mann und großen Menschenkenner gekannt, der durch seine Fragen geradezu [wodurch sie eine höhere Würde bekamen] und durch das Vertrauliche, was er dabey in seinen Ton zu legen wußte, oft die verschlossensten Dinge aus den Menschen hervorzuziehen wußte, und selten seines Zwecks verfehlte. Er faßte dabey die Befragten so scharf ins Auge, daß sie sich von ihm durchschauet glaubten, und ihm nun ihre ganze Offenherzigkeit, oft mehr als er verlangte, zum Opfer brachten. Oder er führte auch wohl durch ruhige Betrachtungen über den Menschen, durch ein leises Zergliedern ein-

zelner Handlungen, durch ein Lob der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe zu den Geständnissen hin, welche er zu wissen verlangte. Ja, er erwähnte hierbey wohl seiner eigenen Schwächen, um den andern dadurch zu erweichen und zu gewinnen; — ein psychologisches Kunstmittel, was so leicht unsere Herzen aufschließt, weil wir bey einer solchen Confession, besonders wenn sie ein großer Mann von sich ablegt, ein lebendigeres Vertrauen zur Güte seiner Seele fassen.

Da das heutige gesellige Leben immer mehr und mehr an Vertraulichkeit, Würde und Einfachheit verliert, weil es sich zu weit ausdehnt, sich gleichsam in seiner Weite verliert, und der Hang zu großen Gesellschaften an der Tagesordnung ist: so kann man es fast nicht anders als eine conventionelle Gelegenheit, sich einander zu belauschen und zu behorchen, nennen. In unsern gewöhnlichen Coterien, Zirkeln, und Conventikeln aller Art haben die Menschen gemeiniglich keinen andern menschlichen Zusammenhang mit einander, als daß sie zusammen in den vier Mauern des Clubzimmers eingeschlossen, oder nach einerley Kupferplatte des Modejournals ge-

kleidet sind, und maschinenartig an einem Tische mit einander spielen. Im Uebrigen haben dort die Herzen wenig oder nichts mit einander zu schaffen, indem sie schon überall da ausgeschlossen werden, und in sich selbst einschrumpfen, wo nicht der wahre gemüthliche Frohsinn, nicht die schönere humane Freude, sondern nur Zerstreuungslust und frivoler Zeitvertreib herrscht, — ja, wo man selbst den sogenannten Bonton und dessen tactischen Anstand beleidigen würde, wenn man sich einander mit herzlicher Offenheit nähern wollte. Kalt und gleichgültig und engherzig, ohne Interesse für andere, ohne freundlichere Anziehungspuncte, ohne vertrauliches Wohlwollen athmet da die marionettenartige Geselligkeit neben einander, einer belauscht, einer fixirt den andern, weil er eben in den größern geistlosen Zirkeln nichts anderes zu thun hat, oder wohl nichts anderes thun will. Einer benutzt den andern als ein possirliches Lesebuch zum momentanen Zeitvertreibe, woraus man für sich Stoff zum Lachen, und zur gelegentlichen Medisance sammelt. Je mehr Lächerliches diese lebendige Schrift in sich enthält, — desto besser. Die guten Seiten des-

selben aufzusuchen, und Menschen human zu richten, ist ohnehin die Sache jenes Bontons nicht; er sucht lieber das Matte, Schiefe und Kranke an den Menschen, als das Gesunde, auf, und jeder glaubt dann hoch über dem Andern zu stehen, weil er über ihn laut raisonniren und schwatzen darf.

Es giebt besonders zweyerley Classen dieser geselligen Horcher — die es nehmlich für sich, oder für andere sind. Die Ersten haben gemeiniglich eine überspannte Idee von ihrem Selbst, von ihrem werthen Nahmen, von ihrem Einfluß, ihren Talenten, ihrem Range, und da sie nur alles in Beziehung auf ihr Ich denken: so befinden sie sich überall in einer lauschenden Spannung, ob auch die Welt ihre Verdienste gehörig honorire. Sie laufen daher in alle Gesellschaften, um etwas Günstiges von sich selbst zu hören, und nebenher etwas Günstiges von sich selbst zu sagen. Dieß sind die sogenannten Selbstler, welche überall laute Opfer für ihren Ehrgeitz fordern, und immer glauben, daß die ganze Welt von ihnen redet, während sie im Dunkel und in der Vergessenheit leben. Sind es

Autoren: so horchen und schreiben sie hin- und her, ob man bereits ihr neuestes Werk verschlungen, ob man seinen Tiefsinn verstanden, seine höhern Gesichtspuncte, die oft nur neue Terminologien sind, gefaßt habe, ob man die günstige Recension davon gelesen, und zu seiner Unsterblichkeit behülflich seyn wolle? Sind es Künstler, gemeiniglich die größten Egoisten auf der Schaubühne der Societät: so horchen sie oft freylich nur hierin dem unsterblichen Horcher Apelles gleich, wie hoch sie das Publicum über die gleichzeitigen Meister erhebt, oder sie mit den Bessern ins Parallele stellt, und in wie weit man überhaupt ihrem Glauben an sich selbst und ihrem Kunstgenie entgegen kommt. Sind es auf ihre Schönheit und ihre Huldigungen eifersüchtige Frauenzimmer: so suchen ihre Blicke überall den schmeichelhaften Beyfall der Männer, und horchen gleichsam die Augen der andern aus, wie weit sie von ihren Reitzen bezaubert wurden. Die größte Anzahl dieser Horcher für sich ist diejenige, welche irgend einen zeitlichen Vortheil suchen; Menschen ausspüren, die ihnen nützlich werden können, die Schwächen beobachten, wodurch man ihnen am

leichtesten beykommen müsse, Familienverhältnisse zu ihrem Vortheil berechnen, Urtheile über ihre Gegner hervorlocken, die Wirkungen der Schmeicheley an andern probiren, — und wie alle die Künste des selbstsüchtigen Aushorchens Anderer heissen mögen. Diese Horcher für sich sind nur Schlauköpfe zu ihrem Vortheil, die dabey auch bisweilen ehrliche und gutmüthige Menschen seyn können, sich auch sonst wenig um die Intriguen des geselligen Lebens bekümmern, und, wenn sie nur ihre Absicht erreichen „das leben und leben lassen" als eine freundliche Maxime üben.

Die dienstfertigen Horcher für andere werden auch meistentheils besser befriedigt, als die Horcher für sich, die oft ungesättigt genug nach Hause kehren. Jene erfahren bey einiger Schlauheit und Gewandtheit des Horchens gar leicht, was man von dem Entfernten spricht, und sind daher gefährliche Leute, wenn man ihre Spürkunst und Spürkraft nicht ahndet. Da sie als verkappte Horcher nicht gefürchtet werden, und ihre Hinweisungen auf den Entfernten oft ganz unverdächtig erscheinen: so ist es schwer, ihnen ganz aus-

zuweichen. Haben diese Menschen den bösen Willen, daß sie ihre Conplicen selbst critisiren, um unsern Tadel gegen sie aufzureitzen: so befinden wir uns wie zwischen heimlich Bewaffneten, die uns, wenn uns nicht Vorsicht und Klugheit leiten, sehr nachtheilig seyn können. Ich werde in der Folge dieses Werks, wo von der Nothwendigkeit, sich im Umgange klüglich zu orientiren, die Rede seyn wird, hiervon mehr sagen. — Aber es giebt auch eine ehrliche und treuherzige Gattung dieser Horcher, welche, gutmüthigen Herzens, immer für ihre Freunde und Freundinnen ängstlich besorgt sind, überall umher wackeln, ob sie etwas Nachtheiliges von ihnen aufspüren, und dann guten Rath geben können. Sie meinen es recht gut, aber sie machen uns auch manche unruhige Stunde, weil es uns nicht immer Noth thut, zu wissen was andere hinter unserm Rücken von uns sagen, — ja, weil es zur Ruhe und Behaglichkeit im Umgange durchaus erforderlich ist, daß wir nicht überall und zu jeder Zeit in den Herzen anderer lesen können.

Der Einfluß des geselligen Lebens auf das menschliche Gemüth zeigt sich vornehmlich in den tausendfachen Erscheinungen, Uebungen und Methoden der Eitelkeit — so wie diese Eigenschaft hinwiederum der Erhaltung der Societät und dem Umgange sehr zu Hülfe kommt. — Wenn wir uns einen Menschen in tiefer Einsamkeit lebend denken: so können wir ihn nicht wohl gradezu eitel nennen, weil ihm diejenigen Wesen fehlen, denen er gefallen will, — und so hat uns die Geschichte die Einsiedler alter und neuer Zeiten fast durchgehends als schmutzige, rauhe, ungeschliffene, oft allen Anstand und alle Schamhaftigkeit verachtende Menschen geschildert, die nicht viel besser, als die alten Cyniker lebten, und, wenn es in ihnen noch eine Eitelkeit gab, diese sich nur auf das schmutzige Leben selbst bezog *). Dagegen giebt es andere einsam Lebende, die in ihrer Person und in ihren Umgebungen eine Eleganz herrschen lassen, welche sogar

*) S. Zimmermanns Collectaneen zum Leben dieser cynischen — Heiligen in seinem Werke über die Einsamkeit. 1ster Band.

ein raffinirtes Studium der Eitelkeit verräth. Dieß beweist nichts gegen den Satz, daß die Eitelkeit eine Frucht des geselligen Lebens sey; denn diese Leute leben immer noch wirklich in der Societät, so wenig sie auch öffentlich erscheinen, und in diesem seltenen Hervortreten wohl gar etwas suchen, welches der Eitelkeit sehr nahe kommt. Sie wollen so gut wie andere, und vielleicht noch mehr gefallen, sie coquettiren mit ihren Zurückziehungen, und sehen sie auch keinen Menschen, wie manche Milzsüchtige: so haben sie doch einmahl den Tact jener Eitelkeit aus der Welt mit in ihr verschlossenes Zimmer hinüber genommen, und setzen ihn nun auch in ihrer Abgezogenheit fort, — wie Frauenzimmer in Criminalgefängnissen oft täglich ihre Toilette machten.

Jeder Mensch hat irgend einen Grund, warum er in der Gesellschaft gefallen will, — jeder sein Aushängeschild, seine Theaterkünste, seine Formen und Schellen, wodurch er anlocken, klingen und interessiren will. — In so fern nun alle diese Kleinlichkeiten und schuldlosen Thorheiten durch den Zauber des Umganges und seine leichte Befriedigung sich einander begegnen,

einander antworten, in einander übergehen, und gleichsam wie die Wellen eines Bachs behaglich neben einander dahin eilen, — bekommt das gesellige Leben Stoff, Unterhaltung, Dauer, und seine sogenannten angenehmen Seiten. In dem Wechsel allein liegen die Wunder des geselligen Frohsinns. Ein bleibender, feststehender, dumpfer Ernst Aller gegen Alle würde keine Geselligkeit bilden, die Menschen würden sich dabey bald tödtlich langweilen, und wie die Mönche de la Trappe in eine unnatürliche Abgeschmacktheit des Lebens versinken. Der Umgang will, nach seiner natürlichen Convention, durchaus einen andern Charaktér, einen andern Geist und Sinn, wenn wir ihn lieben und genießen sollen. Er will, daß ein jeder in seiner wirklichen Individualität darin auftrete, seine Rolle so gut, als es ihm möglich ist, aus sich selbst spiele, sein Inneres zu unserer Belustigung heraus kehre, sich mit uns selbst an den Micrologien des geselligen Gesprächs ergötze, selbst kleine Fehler in dem Gebrauche des Umganges und der hergebrachten Sitte nicht unleidlich finde, sondern sie tolerire, — und überhaupt einer dem andern, in

dem Austausche der Ideen und Empfindungen, leicht und ohne Zwang entgegen komme. Alle diese Vortheile des geselligen Lebens würden nicht vorhanden seyn, wenn es keine vereinigende Aehnlichkeiten des menschlichen Gemüths, selbst für das Kleinliche, gäbe, und uns kein Wettstreit, einander zu gefallen, in der Societät belebte.

So sind z. B. die Leute, welche sich gern reden hören, um ihren Verstand zu zeigen, zwar ein eitles Völkchen von jeher; aber doch gemeiniglich auch sehr angenehme Unterhalter der Gesellschaft, wenn sie nicht in die zudringlichen Schwätzer des Theophrast *) ausarten. Sie haben sich Mühe gegeben, gut und einnehmend zu reden, oder erzählen wenigstens mit geschickter Auswahl das, was grade den geselligen Kreis am meisten anzieht und electrisirt. Sie spenden uns ihren muntern Witz, ihre heitern Einfälle, weil sie das alles selbst gern hören; sie erhalten aber auch dadurch zu gleicher Zeit den frohen Ton in einem lebendigen Zuge, erwecken neue Ideen, veranlassen

*) S. dessen 3tes Charactergemählde: Περι ἀδολεσχιας.

angenehme Reminiscenzen, leiten das Gespräch über aufheiternde Anecdoten hin, und schaffen eigentlich das, was wir das wirkliche Leben des Umganges nennen müßten. In diesen Stimmungen fühlen sich die Gemüther wirklich gleich gestimmet, als worin, wenn auch Kleinigkeiten mit unterlaufen, der vorzüglichere Genuß der Umgangsfreuden besteht. Eben dadurch hat auch ein jeder seine individuellen Rechte des geselligen Vortrags, also eine Freyheit, die aus dem gemeinschaftlichen Frohsinne hervorgeht, und die Munterkeit des Tons gar sehr fördert. Erzählt der eine seine Angelegenheiten, seine Begegnisse, seine Lebensscenen: so hat der andere das freye Recht, ein Gleiches zu thun, seine Geschichte in die Erzählung einzuschieben, die Aufmerksamkeit Anderer ebenfalls zu spannen und zu befriedigen, und so der Göttinn der Geselligkeit seine gern gegebenen Opfer zu bringen. — Dagegen ist der Schwätzer ein wirklicher Stöhrer und gleichsam ein Rebell der Gesellschaft, wenn er überall nur allein reden will, und den andern fast das Recht, mitzusprechen, durch seine Redseligkeit untersagt, oder ihnen doch wenigstens, als ein lästiger

Gast, die Lust benimmt, auch etwas zur geselligen Unterhaltung beyzutragen.

Die Eitelkeit hat für das gesellige Leben noch das Annehmliche und Bequeme, daß jeder Mensch, den ganz Rohen und Ungebildeten oder den Renomisten ausgenommen, seine bessere und freundlichere Seite im Umgange herauszukehren sucht, und das Widerliche, Eckige und Finstere seiner Persönlichkeit doch meistentheils lieber zu Hause läßt. — So sehen wir z. B. alle Mitglieder und Gäste eines geselligen Zirkels, als wenn sie von einem gemeinschaftlichen Faden gezogen würden, mit einem freundlichen zuwinkenden Gesicht eintreten. Sie wollen dadurch zu verstehen geben, daß sie den Sinn der Freude mitbringen, und daß sie den Geist des geselligen Lebens begriffen haben, welcher durch keine ernste und mürrische Ankündigung gestöhrt seyn will, — und es giebt Leute genug, die sich zu diesem gefälligern Hinstellen in der Societät, und zu ihrem annehmlichern Vortrage sogar tactisch vorbereiten. Wir alle nehmen im größern Umgange eine etwas veränderte Form, wenigstens eine empfehlendere Farbe an, da nehmlich, wo wir gefallen wollen,

wo unsere Eitelkeit uns selbst zwingt, dem Geschmak-ke der Gesellschaft nachzugeben, und wo wir ihrer Freiheit durch unsere Sittenhärte nicht in den Weg treten dürfen. Die gekünstelte und ungekünstelte Höflichkeit, eine allgemeinere Regel des Wohlstandes, ist eigentlich nichts anders, als eine Verwandte jener Eitelkeit, und darf nicht fehlen, wenn das gesellige Leben seine Gesetzgebung behalten soll. Sie ist gleichsam das Symbol und der Abdruck dessen, was wir dem andern nach seinem Range, Alter, Verdienste, im Aeussern, zu bezeigen schuldig sind; aber wir würden diese Manier der Achtung nicht üben, wenn wir von dem andern nicht ein Gleiches erwarteten, und uns in diesen Voraussetzungen nicht einander stillschweigend begegneten. — Einer tauscht also seine Eitelkeit und ihre Manier gegen die des andern aus, und hat durch die conventionellen Gesetze das Recht, mit seiner Höflichkeit den andern zu täuschen, indem er ihn äusserlich eine Achtung bezeigt, die er ihm vielleicht in seinem Innern versagt. — Friedrich der Große sagte sehr oft: „alle Menschen sind Betrüger.“ Er nahm dieß aber nicht in dem groben Sinne des Worts, son-

dern wollte dadurch nur die Neigung der Menschen andeuten, sich gewöhnlich anders zu zeigen, als sie wirklich sind. Dieses Scheinen ist nothwendig, weil es im geselligen Leben, wo einer den andern nicht als Richter, sondern nur als Gesellschafter behandeln darf, nicht gerade auf Wahrheit und Gewissenhaftigkeit ankommt. Der Umgang ist ja fast nur ein Gemisch von Formalitäten, wobey jeder denken kann, was er will, ein Schauspiel, was jeder nach seiner eigenen Ansicht nimmt und beurtheilt. — In der That würden aber sehr viele Menschen eine freundlichere Gestalt annehmen, wenn sie sich nur immer so, wie in den geselligen Zirkeln zeigten. In ihren engern Verhältnissen, in ihrem Hause, in ihrem Berufe, bey ihren Arbeiten sind sie verstimmt, finster, eintönig; — in der Societät haben sie den Namen unterhaltender, liebenswürdiger Menschen. Andere bleiben sich in der Societät immer gleich, wie daheim, die stillen Gutmüthigen, die überhaupt keine Prätensionen machen, und überall ihr ruhiges Herz, oder auch ihre Gediegenheit mit sich bringen; — aber leider auch der Geck, der vor seinem Spiegel der nehmliche Narr wie in der

Societät bleibt, und zur Belustigung anderer, wie der Neger seine Farbe, seine lächerliche Originalität behält. Trublet sagt in einem seiner Versuche mit scherzendem Ernst: „Das gesellige Leben würde aber doch viel verlieren, wenn sich die Gecke ändern sollten."

Selbst das Sittliche und seine stillen Gefühle haben etwas Aeusseres und Formelles, eine gewisse Würde und Glorie, wodurch das Gute gefällt, und aus Achtung gegen sich selbst zu gefallen suchen muß. — Nicht aus einer kleinlichen Eitelkeit, denn deren bedarf das Gute nicht, sondern aus innerer Verehrung der Pflicht, die sich dem geselligen Leben in einer gefälligen Gestalt ankündigen muß, und auf sich selbst stolz seyn kann. „Wenn wir die sittliche Güte, sagt ein alter Schriftsteller, in ihrer ganzen sichtbaren Schönheit anschauen könnten: so würden sie alle Menschen lieben." Jene gefällige Gestalt sucht denn nun jeder Mensch im Umgange wenigstens zu erheucheln, damit man ihm vertraue, nicht ganz schlecht von ihm denke, und ihn für würdig erkläre, an den Verbindungen der Menschen Theil zu nehmen. — Alle gesellige Zir-

kel, vielleicht selbst die verbrecherischen nicht ausgenommen, würden zerreissen, wenn darin ein jeder seine verschlossene Inmoralität, sein geheimes Leben aufdecken wollte. Sie bestehen, weil man wenigstens den Schein des Guten annimmt, und der äussern Decenz huldigen muß, wenn man nicht Abscheu erregen will. Der schlechtdenkendste Mensch muß sich daher in der Societät zu einer gewissen Sittenheucheley bequemen. Er darf nicht offenbar der Schamlosigkeit das Wort reden; er muß in das Lob eines allgemein geachteten Mannes mit einstimmen; er darf die Achtung gegen tugendhafte Frauen nicht beleidigen, nicht von allen Menschen, ohne Unterschied, schlecht reden, nicht laut über das Heiligste des Menschen, über die Religion, spotten, nicht seine eigenen Abscheulichkeiten erzählen, — wenn er nicht den Unwillen der Societät aufregen, und vielleicht selbst andern Schurken mißfallen will. Selbst in seinen verworfenen Zirkeln muß er erwarten, daß irgend einer seiner Mitgenossen nicht in dem nehmlichen Grade niederträchtig, als er selbst ist, folglich in sittlicher Hinsicht über ihn stehe, und ihn r i c h t e.

So widerlich uns auch bisweilen, besonders in den Stunden der Misanthropie, der Gedanke werden kann, daß wir in der Societät selten die wirklichen Menschen, sondern nur ihre Masken sehen, und daß sie uns, demaskirt, erschrecken würden: so bleibt es doch etwas Erfreuliches, daß die Moralität den Menschen zu einer Achtung derselben zwingt, und in so fern stärker, als das Laster, ist. Das gesellige Leben gewinnt durch diese Einrichtung der Natur seine edlere Sicherheit, und wir nennen es selbst den guten Ton*), wenn die Geselligkeit durch kein ausgelassenes Wesen, durch keine moralische Dissonanz entehrt wird. Dieser gute Ton könnte ohne die Achtung des Anständigen nicht bestehen, und so ist die Eitelkeit, die dadurch gefallen und sich empfehlen will, offenbar ein Grundpfeiler der Societät. — Man sieht es freylich manchen Menschen deutlich genug an, wie viel Anstrengung ihnen dieser moralische Zwang kostet; ihre Gemeinheit möchte lieber augenblicklich hervorbrechen,

---

*) S. eine genauere Bestimmung des guten Tons und seines Gegentheils in Nr. 1. des 1sten Abschnitts, 2ter Band dieses Werks.

ihre rohe Sprache möchte gern ganz andere Worte reden; aber sie darf es nicht, der gute Ton verbiethet es, das Schickliche hat auch dem Rohesten seine Grenzlinie vorgeschrieben. — Daß sich die Rohheit in bessern Zirkeln nicht behaglich fühlt, daß sie da, wie vor einem peinlichen Gerichtshofe sitzt, daß sie diese Stunden verdammt, wenn sie zu ihren lustigen Zirkeln zurückkehrt, ist freylich eben so wahr; aber sie wurde doch so lange gezwungen, wenigstens eine menschlichere und gesetzliche Larve zu tragen.

Ferner würde den geselligen Zirkeln sehr viel von ihrer Annehmlichkeit und ihren Anreitzungen abgehen, wenn sie nicht durch die schuldlose Eitelkeit des andern Geschlechts gleichsam belebt und beseelt würden. Wir sehen es mit Vergnügen, wenn sich unsre Frauen und Töchter geschmackvoll und mit Grazie gekleidet haben, wenn sie sich selbst in diesem Aeussern gefallen, und gefallen wollen. Es liegen sehr feine Anziehungen in diesen Anstalten der Natur; sie gab nicht ohne Grund dem Weibe diesen eiteln Sinn, und sie befiehlt uns, ihm entgegen zu kommen, weil das Geschlecht sich uns selbst dadurch nähern will.

Die Eitelkeit des Weibes im Allgemeinen hat einen tiefern Natursinn, als man gemeiniglich glaubt; sie will nicht bloß das Auge des Mannes belustigen und seine Phantasie beschäftigen, [denn dieß ist nur das Werk der Coquette] sondern sie will sich unserm Herzen nähern, indem sie sich stillschweigend und gefällig, ohne es vielleicht selbst zu wissen, um unsere Gunst bewirbt. Man sollte daher die schuldlose Eitelkeit aller Frauen, und selbst derjenigen als einen freundlichen Naturzweck ehren, deren Blüthen schon gefallen sind. Sobald jene Eitelkeit nicht über die Grenze des Gefälligen schreitet, nicht fade, nicht geziert und überladen hervortritt, und durchaus ihrer größten Feindinn, dem Lächerlichen, auszuweichen versteht, ist sie etwas sehr Liebenswürdiges, und reicht der Grazie, ihrer schönern Schwester und Lehrerinn, die offnen Arme. Das weibliche Bemühen, durch sichtbare Reitze zu gefallen, sich in der Sprache, im Blick, in den Bewegungen des Körpers freundlich auszusprechen, ist durchaus schon die zarte Hindeutung auf eine Annäherung der Herzen. Es ist die Vorläuferinn des Sieges, den das Geschlecht über uns gewinnen soll; eine

Art geheimer Zaubersprache, die der Mann fühlt und versteht, ohne daß sie durch Worte redet, kurz, die stille Anweisung der Natur selbst, wodurch die Geschlechter, wie durch ein Wunder, sich die Hände bieten sollen.

Den größten Theil der bessern Vergnügungen des geselligen Lebens verdanken wir unstreitig dem Umgange mit Weibern, und der ihnen ganz eigenen von uns nie zu erlernenden Umgangskunst. Der gesellige Verkehr zwischen Männern, wie er sich auch nennen mag, behält immer etwas Schwerfälliges, Rohes, Trocknes und Ungestümes, ihrer Bacchanalien nicht einmahl zu gedenken. Die feinern Mittheilungen des Gesprächs, die Artigkeit, die zarte Decenz, die gegenseitigen Verständnisse, das Gemischte des Umganges, der Wechsel des naiven Scherzes fehlt fast immer da, wo nur Ein Geschlecht mit dem andern lebt, — und selbst die Frauen langweilen sich sehr bald in bloß weiblichen Kreisen. Die Eitelkeit des Gefallens gewinnt in den gemischten Gesellschaften für beyde Geschlechter einen leichtern Spielraum. Der Ideenwechsel ist da lebendiger, der Frohsinn reizbarer, der Scherz decenter, der

ganze Ton der Gesellschaft anständiger, und gemeiniglich auch geistreicher. Die Gesellschaften der Männer zeichnen sich, bey wenigern Berührungspuncten, mehr durch die Freyheit des Gesprächs, als der Decenz aus. Man raisonnirt über alles, ohne sich an die Worte und Personen zu binden, man überschreiet einander, man mäßigt die Kraft der Stimme nicht, was man doch schon in Gegenwart der Frauen thut. Die Anecdoten jagen sich oft in unsaubern Ergiessungen, der Witz sprudelt aus unreinen Quellen, bis das hohe Spiel die Zungen verschließt, oder das Spielgezänk eine andere Art des Lautseyns an die Stelle der Equivoquen setzt. — Diejenigen Völker, welche ihre Frauen von den geselligen Zirkeln ausschlossen, raubten sich daher selbst die schönern Seiten des Umgangs; — aber doch nie ganz, weil, wenn sie auch die Ehefrauen daheim ließen, doch überall Tänzerinnen und Schauspielerinnen zur öffentlichen Belustigung auftreten sahen.

Die Griechen achteten in ihrer bessern Zeit die Würde der Hausfrauen so sehr, daß sie in der öffentlichen frivolen Welt, um die Reinheit ihrer Sitten zu bewahren, nicht erscheinen durf-

ten *). Sie wurden als Hausgöttinnen der Familie betrachtet, dagegen die Hetären, als ein freyes, ungebundenes Völkchen, in allen Gesellschaften der Männer freyen Zutritt hatten. Diese Hetären machten, nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller, eigentlich den gebildetsten Theil der schönen Welt Griechenlands aus, und der Umgang mit ihnen gehörte zu der feinern und galanten Sitte. Selbst die Gesetze des Staats hatten jenen Umgang geheiligt, und man betrachtete sie als die unentbehrlichsten Gespielinnen des Lebens, und des jovialen Nationalsinnes. — Unter diesen Begünstigungen des Geschlechts war es wohl zu erwarten, daß die Buhlerinnen ihre Künste, zu gefallen, mit einem Raffinement und einer Eitelkeit trieben, die nichts mehr zur Bezauberung der Männer und ihrer Eroberung übrig ließ. Diejenigen, welche Meisterinnen ihrer Kunst zu werden dachten, gingen schon früh in ihre Schulen, und da sie überall andere Meisterinnen fanden; [die unsterbliche Aspasia gab hierin selbst Unterricht] so machten sie, bey einigen Reitzen

*) S. den 4ten Abschnitt dieses Werks.

der griechischen Formen, bald große Fortschritte. Gewöhnlich traten sie als Tänzerinnen und Flötenspielerinnen in die Vorschule der Göttinn der Liebe. Der größte Theil blieb wohl auf dieser niedern Stufe stehen; andere nahmen einen höhern Flug in der Societät, und bildeten sich für das feinere Leben, und selbst für Kunstsinn und höhere Wissenschaften so glänzend und vortheilhaft aus, daß sie bey den Gastmahlen der größten Philosophen, Redner und Staatsmänner erscheinen, und sich große Einwirkungen auf die Regierung erlauben durften. Es gab Beyspiele der uneigennützigen Liebe, des wärmsten Patriotismus, der Großmuth, der Kraft des Geistes und der vollendeten Grazie unter ihnen, welche die Geschichte verewigt hat. — Der Unterricht in den Instituten und Philantropinen der Buhlerinnen selbst wirkte nicht bloß auf die gewöhnlichen Künste des Gefallens hin, sondern bereitete die Schülerinnen zu jener Ausbildung des höhern geselligen Geistes vor, wodurch sie geschickt wurden, mit Männern von höchster Cultur umzugehen, und selbst einen Socrates zu erwärmen.

Ein anderes sehr mächtiges Verbindungsmittel der Societät, das wiederum unmittelbar aus der Eitelkeit entspringt, ist die unter allen Ständen und Nationen herrschende Rangsucht. Man sollte glauben, daß ein so widriger, stolzer und egoistischer Sinn, als grade diese Sucht ist, die Menschen eher von einander reissen als einander nähern müsse; allein wir finden grade das Gegentheil, und sehen sie da, wie z. B. in kleinen Städten und an Höfen, sich enger zusammendrängen, wo diese eitle Gottheit das menschliche Gemüth despotisch beherrscht. Der Rangsüchtige kann nehmlich am wenigsten der Societät entbehren, weil alle seine Forderungen und Prätensionen unmittelbar an sie selbst gerichtet sind, und nach seiner Meinung überall winzigere und geringere Wesen vorhanden seyn müssen, über die sein höheres Ich weit hinausragt. — Diese Meinung ist übrigens nicht bloß ein sich erkünstelnder Stolz, oder eine Absurdität, sondern sie gehet aus einer Einrichtung der Natur hervor, die nicht alle Menschen nach ihren individuellen Anlagen gleich erschaffen, sondern ihre Vorzüge, ihre niedern und höhern Kräfte, ihre Geistigkeit sehr un-

gleich vertheilt hat, folglich den Unterschied *) der Stände, ihre Classificationen und den Rang denkender Wesen über und unter einander selbst begründete. Wenn sie uns allen einerley Menschenrechte gab: so konnte sie doch nicht alle zu einerley Stufen der Vernunft, der Kraft und des Charakters erheben, wenn sie uns nicht zu Automaten schaffen wollte, — und so schuf sie schon einen Adel der Geister, der freilich von dem ganz verschieden ist, welchen wir bloß als einen Stand und eine Caste in der Societät zu benennen pflegen. Jener Adel des Geistes ist nicht erblich, er ist die schöne und reifere Frucht der bessern Erziehung, der höhern Cultur, des veredelten Herzens, so daß jeder wahrhaft gut erzogene Mensch eigentlich der Hochwohlgeborne ist, dagegen der bloße Adelstand an sich in so fern nicht edel, sondern eigentlich nur vornehm genannt werden kann.

Dieses Vornehme ist es denn nun auch, wor=

---

*) „Die Philosophie, sagt Platner sehr wahr, macht sich lächerlich und verhaßt, wenn sie den Adel abschaffen will." S. dessen Aphorismen 2ter Thl. S. 575.

auf sich der Adelstolz, oder seine Rangsucht, als ein Kind der Meinung, gründet, und sich auch wohl keck darauf beruft, daß sich der Edelsinn nothwendiger Weise wie ein Samenkorn, fortpflanze, und so ganze Geschlechter schon von Natur ohne alle Erziehung absolut geadelt wären. — Dieses Paradoxon nimmt vornehmlich ein neuerer beliebter Schriftsteller *) in Schutz, aber auf eine Art, daß man nicht immer die Ironie von dem Ernste der Behandlung unterscheiden kann, und die Entscheidung selbst sich oft nur in bildlichen Allegorien ausspricht. „Starke, sagt er, werden nur von Starken geboren, Adler brüten keine Tauben aus. Der Esel pflanzt seine Trägheit fort, und der Fuchs seine List; der Löwe seine Stärke und der Mensch seinen Adel. Können Erscheinungen der Seele, wie Selbstmord und Dummheit, sich in ganzen Geschlechtern fortpflanzen, warum nicht auch Seelengröße, Seelenadel? Der Sohn erbt von seinem Vater die Hypochondrie, eine Krankheit der Seele, warum denn nicht auch den Edelmuth, eine Gesundheit

*) v. Kotzebue vom Adel. 1792. S. 129. u. f.

der Seele?" Um dieser Meinung über den angebornen Edelmuth die Krone aufzusetzen, fügt er hinzu: „es ist mit uns grade wie mit edeln Hunden und Pferden, — und sind vollends Vater und Mutter edel: so wird gewißlich auch der Sohn edel geboren seyn" *).

---

*) Montaigne, selbst aus einem uralten adlichen Geschlechte, urtheilt ganz anders hierüber: „Ceux qui pensent faire honneur au mariage, pour y joindre l'amour, font, ce me semble, de même ceux qui poin faire faveur à la vertu, tiennent, que la Noblesse n'est autre chose que vertu — d'autant que c'est une qualité dependant d'autruy et qui peut tombu en un homme vicieux et de néant, elle est en estimation bien loing au dessous de la vertu. C'est une vertu, si ce l'est, artificielle et visible, dependant du tems et de la fortune, diverse en forme selon les contrées, vivante et morselle: sans naissance non plus que la rivière du Nil, généalogique et commune." u. s. w. Essais Liv. III. chap. V. S. 446. der Ausgabe von Coste 4ter Band. Siehe auch besonders v. Hennings Gedanken über Adelgeist und Aristocratismus. 1762. Ein neuer Schriftsteller der Deutschen sagte dagegen noch vor wenigen Jahren: „Der Adel mache allein den Staat aus, und der Edelmann sey der geborne Vormund des

Aber, wenn man diese Hypothese auch noch so schön decoriren und ausmahlen wollte: so würde sie doch immer mit einer gar zu mächtigen Feindinn, — mit der unbestechlichen Erfahrung, — zu kämpfen haben. Da, wo dem Edelmanne, wie der Verfasser selbst sagt, seine Umgebungen die Gesetze der Ehre einschärfen, wo man ihm eine liberale Erziehung giebt, seine Anlagen fleißig ausbildet, wo man ihm eine edle Entschlossenheit, nichts Schlechtes zu begehen, einimpft, wo das moralische Beispiel rechtlicher Aeltern auf ihn wirkt, wo verständige Erzieher ihn in die Welt begleiten, — da zeichnet er sich freilich, wie jeder Guterzogene, aus, da scheint der Edelmuth seiner Ahnen in ihm wieder aufzuleben. — Da, wo aber diese Umstände nicht zusammentreffen, ist er gewiß ein sehr Unedelgeborner, ein Unwissender, ein Taugenichts und ein ehrloser Nachkömmling seiner noch so berühmten Vorfahren. Der Satz, mag ihn auch selbst ein Horaz ausgesprochen haben: daß Starke nur von Starken geboren

---

— Bürgervolks." Siehe auch Juvenals 8te Satyre von dem wahren Adel.

werden, ist ebenfalls unendlich vielen Ausnahmen unterworfen. Wir finden colossalische Körper, die sehr schwächliche, mattherzige Kinder zeugen, geistreiche Köpfe, weltberühmte Gelehrte, welche der Welt stumpfsinnige Söhne und Töchter gaben. Es ist schon eine uralte Bemerkung, daß die Söhne großer Männer selten ihren Vätern an Scharfsinn, an Talenten und an Energie des Charakters gleichen, weil sie entweder in der Erziehung, in dem üppigen Weltleben, und durch die unreine Sitte des Umganges verdorben, oder von der Natur selbst dürftiger ausgesteuert wurden.

Die Geschichte aller Zeiten und Völker und das tägliche gesellige Leben stellt die zahllosen Micrologien, Lächerlichkeiten und überspannten Anmaßungen auf, womit sich die höhere und gemeinere Rangsucht von jeher, oft zur Belustigung, aber auch oft zur Schande der Menschen, ankündigte — und sie dennoch dadurch näher an einander brachte. Es ist nicht immer die Vernunft und ihre Gesetzgebung, welche die Menschen zusammen kettet. Da es Tausende giebt, die keine Vernunft haben; so würden die Jugen der

Societät zerreissen, wenn es für diese Tausende nicht auch Anziehungspuncte des geselligen Zusammenlebens gäbe. Das ganze Menschengeschlecht soll an diesem allgemeinen Gute, bis zu dem Einfältigsten hinunter, Theil nehmen, und jeder soll auf irgend eine Art durch seine Stellung in der Societät, durch ihre Classification, durch sein Ein- und Mitwirken auf irgend eine Art, gesellig befriedigt werden. Die Rangsucht kann daher, als ein nothwendiges Uebel, so wenig, als der Unterschied der Stände aufhören, wenn das große Räderwerk der Gesellschaft bestehen soll. Aber auf welche Abwege diese Art der Eitelkeit geräth, welche Thorheiten die Menschen dabey begehen, in welche Schwindel sie dadurch versinken, und wie erstaunlich wichtig und erhaben sich die meisten dabey denken, — davon mögen, zur Abwechselung des Stoffs, einige erzählende Beyspiele reden. —

In Calicut haben die höhern Stände eine so hohe Idee von ihrem Range und der Heiligkeit ihrer Person, daß sich ihnen durchaus kein Bürgerlicher nähern darf. Streift ein solcher armer Wurm nur vor einem hochwohlgebornen Herrn

zufälliger Weise vorüber: so hält sich dieser für unrein, und hat ein Recht, den bürgerlichen Schuft auf der Stelle zu tödten. Daher stehen an den Scheidewegen überall Wächter, welche die Wanderer warnen, einem in der Nähe sich befindlichen Edelmanne ja weit genug auszuweichen. — Ein jämmerlich armes, nacktes Negervolk zu Issiny hat seinen Adel und ringt häufig nach dieser Ehre. Hat einer dieser Bettler etwas Goldstaub gesammelt, so kriecht er zu den Füßen seines gnädigsten Monarchen, und läßt sich für den Goldstaub adeln, — welches darin besteht, daß daß der König eine Bouteille Brantewein in das Meer gießt, und dabey dem Ocean gar ernsthaft befiehlt, dem neugeschaffenen Ritter keinen Schaden zuzufügen, und seinen Fischerkahn ja in Ehren zu halten. — Auf der Küste von Guinea lebt ein anderes Negervölklein dieser Art. Als einst ein französisches Schiff an diesem unbekannten Winkel der Erde landete, um einige Lämmer zu kaufen, wurden die Reisenden zu dem Landesfürsten geführt. Der Souverain saß nackt auf seinem Throne — auf einem Stück Holz, über sich einen zerlumpten Sonnenschirm, neben

sich zwey große Kerle, seine Staatsminister oder Kammerdiener. Er empfing die Fremden mit gnädiger Herablassung, und fragte sie, mit aller Zuversicht auf seine Größe: „ob man auch viel von ihm in Frankreich rede?" — Der Rang des Adels bestand in den mittlern Jahrhunderten, besonders in Frankreich, fast nur in Greuelthaten, in Morden und Rauben, und in heillosen Schändungen des weiblichen Geschlechts. Ein Krieger und ein Räuber waren da gleichbedeutende Nahmen, und der berühmte Lahire pflegte zu sagen: wenn Gott ein Soldat würde, so müßte er auch ein Räuber werden. Selbst unter der Regierung des edelmüthigen und menschlichen Heinrich IV. gab es eine adliche Partey, die sogenannten Guilleris, welche ihre Mord- und Räuberdevise überall auf öffentlichen Landstraßen anschlug, welche so lautete: „Friede den Edelleuten, den Vorgesetzten und Häschern den Tod, den Kaufleuten den Beutel *)." Selbst die höhere Geistlichkeit schämte sich nicht, diesem niedern Raubsysteme

*) Dulaure Kritische Geschichte des Adels. Aus dem Franz. 1792.

beyzutreten, es zu begünstigen und zu entschuldigen. Ein Erzbischof von Cöln hatte sich eine stattliche Burg erbauet, und einen Beamten zur Bewachung derselben angestellt. Als dieser den geistlichen Herrn befragte: wovon er in der Burg mit den Seinigen leben solle? zeigte ihm der Herr Erzbischof die vier Landstraßen. — Was bey gemeinen Leuten Rauben hieß, nannte der Adel Reiterey. Sich auf Reiterey legen, vom Sattel oder Stegreif leben, war eben so viel, als vom Raube leben — *). Das sonderbarste Vorrecht, was, nach Kämpfers Bericht, der höhere Adel in Japan genießt, besteht darin, daß sie sich, um ihre Tapferkeit unter einander zu beweisen, großmüthig die Bäuche aufschneiden dürfen, und das ausgezeichnete Privilegium haben, diese Martern mit höchst eigenen Händen an sich zu verüben.

Sehr viele Menschen scheinen in der That bloß des leidigen Ranges willen das gesellige Leben zu lieben, und sie gefallen sich so ganz darin,

---

*) Schmidts Geschichte der Deutschen. 4ter Theil. S. 431.

wenn ihrer kleinlichen Ehre, ihrem conventionellen Standpuncte in der Societät, und ihrem sogenannten Vorsitze die verlangten Opfer gebracht werden. Frohsinnig, selbstgefällig und behaglich kehren sie daheim, und nennen es den guten Ton, wenn man die Unterschiede genau zu machen weiß. Sie haben den Catechismus dieser Unterschiede auswendig gelernt und schon die Kinder müssen ihn lernen. Sie wissen genau, in welcher Ferne vom Zimmer man sie empfangen, wie weit man sie begleiten, wie früh man sie einladen, wie an der Tafel und am Spieltisch einreihen, welche Gesellschafter ihnen geben, und wie man sich überhaupt in sie bis auf ihre Bedienten und Pferde schicken muß. Selbst ein unwillkürliches Versehen hiergegen wird nicht leicht verziehen; man betrachtet es als einen Verstoß gegen die gute Erziehung, gegen den Stand und Anstand, gegen den Respect, und gegen das vieldeutige, unbestimmte Ding, was man point d'honneur nennt. Die Veneration im Aeussern ist die erste Forderung, von welcher alle diese Leute ausgehen, und sie sind oft hiervon so eingenommen und gleichsam so betäubt, daß sie die Satyren über ihre Prätensio-

nen nicht einmahl bemerken und verstehen. Man hört sie stundenlang von nichts, als den verschiedenen Rangordnungen, ihren genau zu bestimmenden Grenzen, ihren Ahnen *), ihren Auszeichnungen, und ihren Vorrechten reden, und in ihren Häusern herrscht hierüber die strengste Anweisung für Mägde, Bedienten und den Hofmeister. Man erzählt von einer adlichen Dame, daß das Gesinde in einem christlichen Liede auf die Gesundheit der gnädigen Frau, auf ihren Befehl, das Wort: Ihro Gnaden, einflicken mußten.

Aber die Rangsucht herrscht in allen Ständen der Societät, und man hat nicht ganz Recht, sie vornehmlich dem Adel zuzuschreiben. Auch das kleinste Dorf hat schon seine vornehmen und minder vornehmen Bauern. Ein solcher vornehmer Bauer nimmt es höchst übel, wenn sein Sohn die Tochter eines Kotsassen liebenswürdig findet, und sie ehelichen will. Es giebt unter diesen Leuten so gut Mesaillancen, wie unter dem Adel,

*) „Ce sont mes Anes“ sagte ein alter sächsischer Edelmann, aus Unkunde der franz. Sprache, als er, auf die Bilder seiner Vorfahren zeigend, einige Fremde in seiner alten verfallenen Burg herumführte.

und die Kinder müssen dort, so wie hier, oft lebenslang den Unwillen der in ihrer Ehre beleidigten Aeltern dulden. Der Rangstolz ist da gemeiniglich noch größer und zudringlicher, wo er durch keine höhere Bildung eingeschränkt, und wenigstens in seinen äussern Forderungen und Anmaßungen nicht modificirt wird. Daher ist er unter wilden Nationen so despotisch und rachsüchtig, bey gemeinen Leuten *) so unerbittlich und

*) Platner stellt das Gemählde des gemeinen Rangstolzes in folgenden charakteristischen Zügen auf. „Gänzlicher Mangel an Begriffen von Rang und Unterordnung. In Nichts gegründeter persönlicher Dünkel. Große Einbildung auf einen kleinen Vorrang unter ranglosen Ständen. Kleinstädtischer mit Verläumdung und Feindschaft geäusserter Neid, besonders gegen Amtsgenossen, welche in einem nahe angrenzenden Grade den Vorrang haben, oder wohl gar ihn durch überspringendes Vorrücken erlangten. Pöbelhafter Haß gegen Mitbürger, die es mittelst des Reichthums dem Range zuvorthun. Großthuender Familienstaat, wetteifernder Aufwand, vornehmlich bey Gastmahlen und andern Gelegenheiten, wo der Aufwand von der Stadt bemerkt wird. Unverborgenes Hindrängen zu der Oberstelle; unhöflicher Rangstreit, da, wo die Verhältnisse will-

unverständig, und in kleinen Städten so pedantisch pünctlich. Man zählt besonders hier die Grade des Standes und gegenseitiger Distancen oft mit einer Genauigkeit, die sich des Lächerlichen nicht mehr bewußt ist, oder, wenn sie selbst darüber spöttelt, sich dennoch aus Gewohnheitszwang gewissenhaft daran anschließt. Wer hierin ein Haarbreit nachgeben wollte, würde ein Mensch ohne Erziehung heißen, und das Zutrauen aller übrigen Kleinstädter verwirken. Man fordert es als eine heilige Pflicht von ihm, fest auf dem Range zu stehen, den ihm die Formalitäten seines Erdwinkels einmahl angewiesen haben, weil sie durch eine strenge Sanction von uralten Zeiten her von dem Vater auf den Sohn unabänderlich fortgepflanzt wurden. Ein Verstoß gegen diese

---

kürlich und unbestimmt sind. Innige Zufriedenheit in dem Wohlklange eines kleinen fürstlichen Titels. Anmaßungen großer Freyheiten in kleinen Verhältnissen. Gemein vornehmer Hochmuth gegen ranglose oder niedriger geordnete Mitbürger, sonderbar contrastirend mit lakaienmäßiger Unterthänigkeit gegen wirklich vornehme Personen." Philosophische Aphorismen. 2ter Theil. Leipzig 1800. S. 572. u. ff.

sogenannten Gesetze wird nicht leicht verziehen. Der geschickteste Mann ist da verloren, wenn er sich nicht bequemen will, oder auch nur Gleichgültigkeit gegen das pedantische Zermoniel zeigt; er wird als ein Unwissender, als ein Thor behandelt, der die feine Welt nicht kennt; er wird aus den geselligen Zirkeln ausgeschlossen; er ist nicht würdig, in einer Republik zu wohnen, die einige hundert Schritte lang und breit ist.

In allen Gilden, Instituten, Verbrüderungen, Corporationen, und Hofhaltungen herrscht dieser Kleinigkeitsgeist, weil sich da nicht geistige Kräfte genug an einander reiben, weil man da seinen engen Zirkel für die ganze, oder wohl große Welt hält, weil das Eintönige durch zuviel Regeln nur noch eintöniger wird, — und weil sich überhaupt in engern Räumen das Kleinliche und Pedantische, wie eine ansteckende Luft, leichter fortpflanzt. In der größern Societät, in dem thätigern Weltleben, in einem vielseitigern Umgange verliert sich schon jenes Haschen nach Rang und Distancen immer mehr, so wie sich dort die Menschen selbst unter einander verlieren. In den kleinern Sectionen der Gesellschaft ist die Auf-

merksamkeit Aller auf Alle zu sehr gespannt und calculirt; das feinere Weltleben, die practische Menschenkenntniß, der Hinblick auf größere Zwecke und Verhältnisse hat die kleinliche pedantische Eitelkeit, den steifen Egoismus, die stolze Selbstbewunderung nicht schwächen können, und so sind die Menschen, wie Pflanzen in einem engen Treibhause, neben einander aufgewachsen, ohne daß ihnen ein edler Stolz angeeignet wurde. — Die Rangstreitigkeiten auf Schulen und Academien hatten von jeher ihre eigene Geschichte des Komischen, die um so auffallender ist, da man in den Wohnsitzen der Weisheit und Vernunft so grelle Beyspiele der Eitelkeit nicht erwarten sollte. Man hat schon lange den Gelehrten aller Facultäten jene kleinliche Titelsucht vorgeworfen, welche gewöhnlich nur den Hofleuten eigen zu seyn pflegt; aber dieser Vorwurf ist, nach dem Zeugnisse so vieler Erfahrungen, nicht ungerecht. Die jungen Professoren einer berühmten Universität wurden nicht eher zufrieden, bis sie den unbedeutenden Hofrathstitel errungen hatten, — und Friedrich der Große körnte mehrmahls auswärtige Literatoren, die er in seine Staaten ziehen wollte,

mit dem Geheimenrathstitel, bey kleinen Besoldungen. Die gelehrten Herren waren zufrieden, und der König behielt sein Geld.

Alle im Vorhergehenden angegebenen Einwirkungen auf die Societät sind vorhanden, um das Ganze des geselligen Umganges, die Totalsumme seiner Einnahmen und Ausgaben, seines Ideenumtausches, im Allgemeinen, zu erhalten und zu sichern. Da nicht alle Menschen auf gleiche Weise ausgebildet, und cultivirt seyn können, da es hierin tausendfache Verschiedenheiten und Schattirungen giebt, und überhaupt der Mensch unter den Menschen das vielseitigste Wesen ist: so hat die Natur — der Geselligkeit auch mehrere und verschiedenartige Motive ihrer innern und äussern Haltbarkeit untergeschoben. Sie hat hierzu die Unvollkommenheiten, die Launen, die sinnlichen Vergnügungen, selbst die Widersprüche des menschlichen Herzens eben so gut, als die höhere Humanität selbst, benutzt, weil nach dem ersten Naturgesetz alles darauf ankam, das Menschengeschlecht nicht zu entzweyen, sondern es als

Geschlecht unauflöslich zusammenzubinden. Sie hat eben deshalb die Ansichten des geselligen Lebens fast in das Unendliche vermehrt, und selbst in die physische Annäherung seines Materials die größten Wunder der Aehnlichkeit des Gefühls, also auch des Umganges, gelegt. So herrscht das höchste Gebot der Humanität, die Umgänglichkeit, durch die ganze Menschenwelt als eine allgemeingeachtete, und allgemeingeliebte Einrichtung, von dem aufblühenden Menschen, dem Kinde, bis zu dem abblühenden, den Greise, von dem tiefsten Denker, bis zu dem fast vernunftlosen Polareinwohner; — eine liebe, süße Gewohnheit, die der Mensch nicht ängstlich suchen und erzwingen darf, die ihm die mütterliche Natur mit seinem ersten Athemzuge, als seine Freundinn, empfiehlt, und die er, wenn er klug ist, nie, ohne sein eigener Verbrecher zu werden, wieder von sich weisen kann.

Dieser gesellige Geist des Menschen hängt mit der Individualität desselben, mit den Stufen seines Denkens und Wissens, mit den Graden sittlicher Aehnlichkeit und Annäherung, auf das Genaueste zusammen, weil der Mensch eine fortdau-

ernde Neigung besitzt, sich in andern Menschen allein wieder zu finden. Hierdurch erhält die Geselligkeit im Allgemeinen ihre Form, ihre Farben, ihre innere Seligkeit, und alle den Gewinn, welchen die Sympathie gleichgestimmter Seelen bald mehr, bald weniger mit sich führt. — Auffallend bleibt es immer für den nachdenkenden Menschenforscher, warum es hierbey so sichtbare Ausnahmen giebt, — da wir bemerken, daß höchstverschiedenartig gebildete Menschen, wo fast keine Berührungspuncte möglich sind, doch in einem freundlichen Umgange mit einander leben, und sich sogar in der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere und Geschäfte einander anziehen und lieben können. — So finden wir aufgeklärte, selbst gelehrte Männer, die sich, zu unserm Erstaunen, einem rohen, gemeinen und geistlosen Umgange hingeben, und sich dagegen in den feinern und liebenswürdigen geselligen Kreisen beengt und unbehaglich fühlen. Sie halten sich lieber zu den niedern Classen der Societät, sie reden die Sprache derselben, sie affectiren wohl gar eine kalte Gleichgültigkeit gegen das feinere Weltleben, und scheinen wirklich freier zu athmen,

wenn sie den gebildetern Zirkel verlassen dürfen. — Die Sache ist leicht zu erklären. Neben dem mit Kenntnissen angefüllten Kopfe, neben einer noch so ausgebreiteten Wissenschaftskunde kann dennoch ein sehr gemeiner, roher und wüster Sinn wohnen, wodurch diese Leute zu ähnlichen Charakteren, als zu Geschöpfen eines und des nehmlichen Elements, hingezogen werden. Die Wissenschaften allein pflegen uns keine höhere Bildung zu geben, und wir erblicken schon darum bey den sogenannten Wissenschaftsmännern die auffallendsten Verkehrtheiten aller Art, weil man bey der pedantischen Anfüllung des Kopfs, die Humanität des Gemüths zu bilden vergaß. Der ungebildete Theil dieser Leute neigt sich daher immer wieder zu den ungebildeten hin, sucht seine lieben Verwandtschaften, und findet sie überall ohne Mühe. — Andere Männer dieser Art mögen sich in feinern Zirkeln nicht gern geniren, weil diese der Freiheit gemeiner Aeusserungen bescheidene Grenzen anweisen, und die Rohheit sich zwingen, das heißt, gesittet und decent betragen muß. In einem gemeinern Umgange können jene Männer das große Wort führen, werden mehr

gehört, dürfen ihren Scherzen einen zwanglosen Spielraum gestatten, und haben die gemeinen Lacher auf ihrer Seite. Die bloß gelehrte Bildung ist ohnehin ein schwacher Damm gegen die rohen Sitten, — und man findet da bisweilen sogar eine Art von unsittiger Paradoxie, welche hartnäckig das Sonderbare und Wunderliche in einer ungewöhnlichen Lebensweise aufsucht.

So finden wir ferner bey dieser Verschiedenartigkeit der Charaktere — ernste, selbst finstere und mürrische Menschen, die mit flattersinnigen, leichtblütigen und windigen Leuten vertraulich umgehen, und sich in diesem Umgange befriedigt fühlen. Bey einer genauern Beleuchtung dieses Phänomens entdeckt man auch bald da die mancherley Berührungspuncte der Gemüther, ohne die ein solcher Umgang nicht denkbar wäre. Selbst der ernste, in sich gekehrte, stille Mann ist nicht selten ein heimlicher Schalk, der sich an dem Muthwillen und dem leichten Sinne seines Gefährten ergötzt, indem er zwischen sich und ihm überraschende, oder auch nur vorüberfliegende Aehnlichkeiten des Gefühls wahrnimmt. Es muß Saiten in ihm geben, die durch den luftigen Froh-

sinn des andern bald mehr, bald weniger angeschlagen werden. Ernste Leute lieben dennoch den Scherz, wenn sie ihn auch nicht selbst hervorbringen; sie lassen sich kitzeln; sie bedürfen auch wohl, bey dem finstern Geiste, der in ihnen wohnt, eines Lustigmachers, — gleichsam zu ihrer Seelencur und zur Aufhellung ihrer trüben Stunden. Die hartnäckigsten Krankheiten der Gemüthsverfinsterung und Melancholie sind oft allein durch die zarten Berührungen des Umganges mit frohsinnigen Menschen geheilt worden. Das finstere Gemüth kann sich nicht selbst lieben, es fühlt das Drückende seines Zustandes, es sucht seine Lasten abzuwerfen, — und so fand man oft eiskalte Hypochondristen mitten in den fröhlichen Zirkeln junger Leute, oder wohl gar bey dem Jubelgeschrey der Kinder wie bezaubert und angeklammert sitzen. Die Reminiscenzen einer ähnlich verlebten glücklichen Zeit ziehen sie zu der Jugend hin; sie vertrauen sich ihr an, weil der Argwohn gegen ältere Leute dabey nicht Statt findet. Ich sah mehrmals diese Milzsüchtigen Thränen der Freude vergießen, wenn das jugendliche Leben sie umgaukelte, — und wo fühlt sich die großälterliche

Herzlichkeit inniger und glücklicher, als unter fröhlichen Enkeln!

Noch mehr. Es giebt sogar würdige, aufgeklärte, rein gesittete Frauen, die den Umgang mit entschiedenen oder zweydeutigen Coquetten, wo nicht gerade suchen, doch ihn nicht vermeiden, wenn es auch ihre Verhältnisse gestatteten. Auch diese Erscheinung hat ihre natürlichen Gründe, so lieblos ein solcher Umgang auch bisweilen interpretirt wird. — Es liegt besonders für das edlere Weib ein hohes Selbstgefühl in dem Gedanken, über minder gesittete Frauen hinaus zu ragen und in dem Lebensverkehr mit ihnen diese moralische Höhe zu zeigen. Wenn sich hierzu bisweilen die kleine Eitelkeit jenes Pharisäers gesellen mag, der so ganz selbstgefällig ausrief: ich danke Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute; so bleibt jenes Bewußtseyn eines reinern Herzens doch immer ein moralischer Genuß seines innern Werths, der, als Contrast, durch das Zusammenleben mit Mindergesitteten erhöhet wird. Dieser Umgang kann aber auch noch von einem edlern Gutmeinen ausgehen, durch Warnung und Beyspiel, und stille moralische Einwirkungen eine verirrte Liebe oder

einen verirrten Willen aus seinen Labyrinthen zu ziehen, um noch größere Verirrungen zu verhindern. Es ist dem weiblichen Herzen, und besonders älteren Frauen, ohnehin so eigen, — Proselyten ihres eigenen Moralsystems zu machen, daß ihnen vielleicht nichts willkommener ist, als eine jüngere Sünderinn zu bekehren, und die Dankbarkeit in den Augen des geretteten Weibes zu lesen.

Ausserdem haben die Coquetten gemeiniglich jenes Talent des heitern Umganges so ganz in ihrer Gewalt, welches nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen von lebhaftem Geiste besonders anzieht. Ihr geselliger Ton und Tact ist unterhaltend, gewandt, leicht und angenehm, ihre Phantasie voll lieblicher Bilder und Ansichten; sie haben die Menschen studiert, wissen sie auf den ersten Blick zu deuten, und sich in die momentanen Stimmungen ihres und unseres Geschlechts klüglich zu schicken, — eine Leichtigkeit des Umganges, die selbst tugendhaften Weibern gefällt, wenn sie auch das Leben jener Frauen mißbilligen. Ist die Manier derselben, die Kunst ihrer Sprache, ihrer Rede, ihr munteres Spiel

mit Männern und Weibern, ihr gewöhnliches Zuvor- und Entgegenkommen natürlich und naiv: so sind sie die angenehmsten Schauspielerinnen der Societät, und für den weiblichen Beobachtungsgeist nicht minder interessant, weil sie in der Art und Weise, wie sie die Männer bald anziehen, bald zurückstoßen, ein wirkliches oft höchst komisches Drama sehen lassen. — Ich setze hier noch die Bemerkung hinzu. Die Neigung, zu gefallen, ist dem andern Geschlechte als ein Naturzweck angewiesen, und sie wohnt in allen weiblichen Seelen als ein in seiner Ursprünglichkeit vorwurfsloses Princip. Es kann also dem Weibe nicht mißfällig seyn, wenn sie diesen Gebrauch von andern üben sieht, ob ihr gleich immer das Richteramt über die Methode der Gefallsucht bleibt. Aber gerade diese Critiken haben selbst für edle Frauen so etwas Anziehendes, daß sie ihre unschuldige Neugier, jene Weiber zu belauschen, nie ganz aufgeben werden, — wäre es auch wieder aus dem Grunde, daß sie sich von einer edlern Neigung, zu gefallen, beseelt fühlen. Das weibliche Auge ist ohnehin in solchen Fällen ein viel scharfsehenderer Richter, als das un-

frige. Wir bemerken gewiß hundert kleine Nüancen und Spiele der Coquetterie nicht, welche dem Beobachtungsgeiste der Frauen sehr verständlich seyn mögen, und dem Geschlechtsblicke, wenn ich ihn so nennen darf, nicht entgehen können.

Die bemerkenswertheste Uebereinstimmung verschiedenartiger Gemüther finden wir auch besonders in der Ehe; ein Beweis, daß kein Stand, selbst das Heterogene, mit einander inniger verschmelzt und fester an einander schließt. — Wir finden Ehemänner von dem feurigsten und ungestümsten Charakter, die mit einer höchst langsamen, fast licht- und lebenslosen Gattinn in der seligsten Harmonie leben, und grade in dieser Langsamkeit die Engelgüte des weiblichen Geschlechts anbeten und bewundern. Es giebt hinwiederum Frauen von der lebendigsten Hastigkeit, die das geliebte männliche Automat, den Eheherrn, auf den Händen tragen, und für alles in der Welt dieses Material mit keinem andern Manne vertauschen würden. Es giebt Männer, die Feinde des Vergnügens sind, sich von der Welt absondern, und dem Luxus der Zeiten harte Strafpredigten halten, während sie ihren lustsüchtigen Frauen nicht nur

frivole Zeitvertreibe erlauben, sondern sie selbst zum fröhlichen und freyern Lebensgenusse auffordern. Es giebt Eheweiber, die ein heiliges und keusches Leben führen, und dagegen die Ausschweifungen ihrer Männer gut zu heissen scheinen, und in vertraulicher Innigkeit mit diesen Epicurern leben, — und wie alle dergleichen Contraste in diesem Stande weiter heissen mögen. Alle diese Dinge erklären sich schon meistentheils durch die subtile Gewalt der Liebe, besonders auch der Gewohnheit und der Zeit. In so engen, in einander greifenden Verhältnissen schleift sich nach und nach ein Charakter nach dem andern; es entsteht ein stillschweigender Vertrag, wie Eins das Andere nehmen will und soll. Wenn auch die äussere Verschiedenheit der Temperamente sichtbar bleibt: so hält doch die innere Accomodation das Ganze zusammen. Die Frau lernt den Trotz des Mannes tragen, während der Mann der ihm entgegenstrebenden Seite des Weibes nachgiebt. Die Billigkeit hat auch hier, so wie überall, das Vortreffliche, daß sie gern die Widersprüche der Charaktere zu verwischen sucht. — Und so wird oft zwischen ganz verschiedenartigen Gemüthern eine Ue-

bereinstimmung bewirkt, die man selbst bey gleichgestimmten nicht immer so antrifft. Der Wechselzustand der Gemüther ist ja ohnehin das, was dem Umgange Interesse und Unterhaltung, Leben und Genuß, Kraft und Fülle giebt.

Die Arten und Gelegenheiten, wie sich überhaupt Menschen an einander anschließen, und einander durch den Umgang berühren, sind eben so vielfach, als das Interesse, wodurch sie für einander gestimmt werden. Das Gefallen an einander verhält sich fast so, wie die Verschiedenartigkeit des Geschmacks in Hinsicht auf das Schöne und Nichtschöne, und so kann jemand für uns etwas Angenehmes, wenigstens etwas Erträgliches haben, was ein anderer nicht bemerkt, oder wohl gar widerlich findet. Daher die widersprechenden Urtheile über einen und den nehmlichen Menschen. Ein Geck kann einer gewissen Art Weiber sehr gefallen, den andere durchaus unausstehlich finden, und die Liebe selbst fällt bisweilen auf so zurückstoßende Gegenstände, daß der Unbefangene darüber erstaunen muß. Eben so sind manche Menschen durch den besondern Zauber des Spiels lebenslang wie an einander geket-

tet. Dieß ist ihr einziger Umgang, sie sind sich durch den Spieltisch einander nothwendig geworden, ihre Partie ist gleichsam für die ganze Ewigkeit abgeschlossen, und sie fühlen sich unglücklich, wenn sie durch Reisen oder Krankheit auf einige Tage unterbrochen wird. Ich hörte ein solches Triumphirat von Spielern einstmals scherzen, daß sie ihre Partie in jener Welt fortzusetzen gedächten. — In großen und kleinen Städten kommen die geselligen Zirkel oft nur deßwegen zusammen, um ihre Klatschereyen und die Geschichten des Tages gegen einander auszutauschen. Ein verständiger Geist kann es in diesen Treibhäusern der Redseligkeit kaum eine Stunde aushalten, während sich die Micrologie der gewöhnlichen Gesellschafter und Gesellschafterinnen daran bis in die Nächte hinein ergötzt, und wie in einem Zauberkreise mit frohen Sinnen zuhorcht. — Andere Menschen werden zu einander hingezogen, weil sie sich gegenseitig eine gewisse Bedeutsamkeit in Geschäften und Welthändeln vorgaukeln, von ihren wichtigen Einflüssen und vornehmen Briefwechseln schwatzen, und, im tiefen Incognito ihrer Existenz, das Ruder der Welt zu führen glauben.

Die Aehnlichkeit der Geschäfte, der Studien, der Lebensweise, der Gilde, hat von jeher die Menschen noch besonders an einander gebunden, und daher sind die vielerley Verbrüderungen, Orden, Institute aller Art in ihren bald ernsten, bald lächerlichen Formen entstanden. — Der Umgang in allen diesen Verbindungen hat etwas Leichtes und Gemächliches, ein Mitglied kennt das andere, glaubt es wenigstens zu kennen; einer hält sich für des andern Freund, und die Leichtigkeit des Umganges wird dadurch noch mehr befördert, daß er keine besondern Anstrengungen verlangt, sondern die Masse der Ideen nur von Zeit zu Zeit umgeschüttelt wird, und so das Ganze in seiner stillen Behaglichkeit fortdauert. Jeder betrachtet sich dabey als einen durchaus wichtigen Baustein dieses Ganzen, und staunt seine Verdienste um dasselbe an, ob er vielleicht nur ein blindes Werkzeug in den Händen schlauerer Machinisten und Obern ist. Glauben solche Gesellschaften gewisse Geheimnisse, eine höhere Cultur, und neue Ansichten des Lebens zu besitzen: so werden ihre Bande gemeiniglich durch die Schwärmerey für ihren Orden, durch den Glau-

ben an seine Heiligkeit und Wichtigkeit, auch wohl durch die Idee seiner besondern Nutzbarkeit, noch enger zusammen gezogen, indem der Orden das Zusammenhalten der Glieder als sein erstes Gesetz sanctionirt. Ein solcher Umgang hat auch wohl etwas Feierliches, weil alles, was der Mensch als Geheimniß betrachtet, ihn einen gewissen Ernst, oder doch wenigstens die Form der Bedeutsamkeit aufdringt, wie wir dieß fast bey allen Ordensgliedern bemerken, wenn von ihren Verbindungen und deren Absichten die Rede ist. Dieser Ernst geht aber dann in das Komische über, wenn die Geheimnisse von der Art sind, daß sie jeder durchschauet, oder so unbedeutend, daß sie gar keine ernste Betrachtung zulassen, wie dieß so oft die Mysterien der sogenannten Studentenorden waren.

Am geselligsten und gemüthlichsten eilen sich die Menschen auf ihren Steckenpferden einander entgegen. Diese Gewalt des Anziehens ist in der That magisch, und in den meisten Fällen unwiderstehlich. Sie stiftet oft Freundschaften auf die Ewigkeit hinaus, und fesselt die heterogensten Gemüther an einander, weil nichts so

sehr die Herzen der Menschen, als eine gewisse Liebhaberey für die nehmlichen Gegenstände und Zeitvertreibe, auf- und anschließt. In diesen verähnlichten Stimmungen können selbst Kleinigkeiten die Herzen mehr für einander, als die wichtigern Motive der Moralität und Vernunft, gewinnen. Der Mineralog umarmt den Mineralogen, wenn sie sich ihre Steinchen einander vorzählen, und sich stundenlang über ein neues oder altes, vielleicht sehr unbedeutendes Metall, unterhalten können; der Blumist hängt mit ganzer Seele an den Blumisten; eine Tulpenzwiebel, eine Aurikel hatte ihre Herzen an einander geschlossen. Die Schreier und Redner theilen sich einander ihre Phrasen mit, die Dichterlinge lesen sich ihre Reime vor. — So findet man zärtliche Verbindungen zwischen Frauenzimmern, welche durch eine gemeinschaftliche Liebe für die Thiere veranlaßt und unterhalten werden. Hunde, Katzen und Canarienvögel sind die Magnete ihrer geselligen Unterhaltungen, und ihrer Sympathien; andere Frauenzimmer, welche in dem Hange zum Luxus, in der Aehnlichkeit des Geschmacks und der Lectüre, auch wohl in den Stim-

mungen zur Satyre und Moquerie mit einander harmoniren, und durch noch kleinere Motive die Herzen einander hingeben. — Wer kennt nicht Männer, die sich in dem Besitze einer seichten und pedantischen Gelehrsamkeit für einander geschaffen fühlen, und ihre Micrologien aller Art, als reiche Schätze des Wissens und der Menschheit, gegen einander austauschen? — So wie überhaupt eine gewisse luftige Göttinn, welche ich das liebe Nichts nennen möchte, der Mittelpunct ist, um welchen sich tausend gesellige Verbindungen blindlings drehen, und sich dabey herzinniglich gefallen. Es giebt Menschen, die schon darum sich einander anziehen, weil sie sich in den Erinnerungen an ihre Jugendstreiche, oder an ähnliche Erfahrungen ihrer ersten Liebe einander berühren. Andere, die sich durch ein gegenseitiges Necken und Schrauben in den geselligen Zirkeln gleichsam nothwendig geworden sind, und, indem einer den Andern zur Zielscheibe seiner Witzeleyen macht, vertraulich neben einander stehen. Einer findet nehmlich in dem andern seinen Mann, — einen Geck, der den andern Geck willfährig belacht.

Selbst die Klage, die weinerliche Stimmung des Gemüths, und die Wehmuth hält ihre Zusammenkünfte und ihre Societät. Man findet Menschen genug, besonders von einem niedergeschlagenen Temperamente, die sich nur in jenen Trauerlauten anziehen, und ihre Herzen einander unter Thränen und Seufzern schenken. Eine ähnliche Modification des Gemüths, ähnliche leidende Erfahrungen und Verluste, ähnliche Täuschungen ihrer Hoffnung hatten sie zu einander geführt. Das Widrige des Geschicks hat das Eigenthümliche, daß es die Menschen enger zusammen drängt. — Wir glauben freyer zu athmen, wenn wir andern unser Leid klagen dürfen, und daher ist der verschlossene Kummer oft der allerpeinlichste. Die Rede, die Darstellung unseres Schicksals in Worten und Gebehrden, die Herauskehrung unseres Innern erleichtert dann unser Gemüth, als besäße der bildliche Ausdruck unseres Gefühls eine verborgene Kraft, unsere Schmerzen zu heilen, oder auch zu heiligen. Es tröstet uns, wenn in andern Gemüthern die nehmlichen Saiten widerhallen. Wir glauben nun dadurch einen Freund, einen Verwandten unseres Herzens

erkauft zu haben, und einen Theil unserer Last auf seine Schultern zu legen, indem er mit uns gleichstimmig empfindet. Gegenseitiges Mitleiden knüpft die engsten Bande der Humanität, und nicht selten die edelsten und dauerhaftesten, weil uns kein Gemüthszustand so lebhaft in die Stelle des andern versetzen kann, als ähnlicher Schmerz und Druck. — Der Mensch ist durch ein Gesetz der Natur, als theilnehmendes Wesen, des Menschen erster und nächster Verwandte.

Besonders wird das andere Geschlecht wegen seiner ganzen feinern Organisation durch jene Aehnlichkeiten des leidenden Gemüths tiefer gerührt und inniger verbunden, wenn auch seine Leiden in einzelnen Fällen nur imaginair seyn sollten. Es giebt eine gewisse Weichlichkeit des Charakters, eine Kränklichkeit und Schwäche der Nerven, welche die engsten Vertraulichkeiten stiftet, indem man sich nur in leisen und stillen Ergießungen berührt, und sich in der gemeinsamen Vermeidung harter Töne besser versteht. Gemüther dieser Art, männliche und weibliche, wollen alle ihre Ideen gleichsam nur wie Blumen pflücken, wie Blüthen sammeln, und sie so ein-

ander entgegen tragen. Ihr ganzer Lebensgenuß nennt sich Einklang, Liebe und Zärtlichkeit. Nichts soll sich in ihnen scharf durchkreutzen, nichts ihre Kraft und Anstrengung auffordern. Gemächlich dahin zu schwimmen auf dem Nachen des blumigen Lebens, unter ewigen Zephyrdüften, oder, wenn die leidende Phantasie geschmeichelt seyn will, — die Wunde immer sanfter und sanfter berühren zu lassen, — dieß ist die Art und Weise eines kränkelnden Gemüths, das dennoch in seinem Innern vortrefflich seyn kann. Gegenseitige, behutsame, schwesterliche Schonung kann diesem weiblichen Umgange wirklich eine Zartheit geben, die in keiner Verbindung des Lebens so wieder gefunden wird, — und eben darum ihr ein Interesse geben mag, was der härter organisirte Mann gar nicht zu deuten versteht. Es giebt Seelen, die sich nur in jenen Feinheiten der Empfindung, in einem stillen Hinneigen zu einerley Sinn und Gefühl begreifen, und in diesem Verein, wie vollendete Schatten, schon einer andern Welt anzugehören scheinen.

Eine Verwandtschaft dieses psychischen Umganges finden wir besonders unter Andächtlern,

Schwärmern und Fanatikern aller Art, Leute, die entfernt von der sündhaften Welt einen himmlischen Bund unter sich errichtet haben, und in ihren Zusammenkünften auch nur wie in einem Schattenreiche leben und reden. Auch diese Menschen verstehen sich nur in der heiligen und wehmüthigen Sprache ihrer Zunft, — und ihrer Verbindung dürfte es wohl nicht an Interesse fehlen, da ein Himmel, der aus lauter Phantasien besteht, des Stoffs zur Unterhaltung vollauf haben müßte. — Indeß bemerkt man doch in den Zusammenkünften dieser Leute grade das Gegentheil, — eine gewisse Feierlichkeit und Stille, die mit dem Reichthum ihrer Bilder zu contrastiren scheint, und die man sich nicht erklären würde, wenn zu viel Bilder nicht das Gefühl zu überladen pflegten, — so daß vollends, bey dem Mangel des wirklichen Denkens, die Sprache des Andächtlers nur einsilbiger wird. Ueberdieß sind die Gefühle dieser Menschen, einzelne Augenblicke der Begeisterung ausgenommen, nicht sowohl lebendig, kräftig und redselig, sondern vielmehr dumpf, verschlossen, hinbrütend und wehmüthig, weil sie sich immer von Feinden ihres Glaubens und ihres

Herzens, bey ihrer schwarzen Einbildung, umringt sehen, und überhaupt in einer ihnen höchst widerlichen Welt leben müssen. Sie sind deßwegen im eigentlichen Sinne des Worts die ungeselligsten Menschen von der Welt. Leute, die fast immer nur mit Geistern umgeben, haben sich, genau besehen, wohl wenig zu sagen, — und für die andern Menschen, die von jenem Geisterumgange nichts verstehen und nichts verstehen wollen, sind sie noch ungenießbarer, weil jene keinen Beruf in sich fühlen, sich an die sonderbaren, oft so lächerlichen Einbildungen des Schwärmers anzuschließen. — Es giebt indessen eine vernünftige Classe diese Andächtler, die sogar den Verkehr mit der Welt suchen und lieben, und nur daheim, oder wenn sie Bundesgenossen in der Societät antreffen, ihre geistigen Ergießungen üben. So findet man Religiosen, die sehr angenehme Gesellschafter sind, weil sie sich in dem Weltleben eine leichte Gewandtheit, und eine Menschenkenntniß erworben hatten, die von reichen Selbsterfahrungen zeigt. — Es sind kluge Männer, oder auch wohl Schlauköpfe, die mit ihrem innern Glaubenssysteme keine Parade machen wollen,

sondern die Welt und die Menschen so nehmen, und benutzen, wie sie dieselben finden, oder ihre Devotion ist auch wohl nur periodisch und momentan, vielleicht gar nach dem Glockenschlage; sie haben sich aus Gewohnheit, oder auch wohl aus Ueberzeugung von der Nützlichkeit einer stillen Andachtsfeyer ein Stündlein dazu festgesetzt, — im Uebrigen leben sie ganz wie die Weltkinder, verschmähen die Freuden des Lebens nicht, lassen sich wohl selbst zu kleinen Schwächen hinreissen, und tadeln eine Devotion, welche im Gepränge auftritt und Aufsehen erregen will.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Einwirkungen des Umgangs auf das menschliche Gemüth in den engern Verhältnissen des geselligen Lebens, und über den Umgang mit uns selbst.

Unter allen Arten des Umganges, der Annäherung zwischen Menschen und Menschen, des Austausches ihrer geselligen Bedürfnisse, Gefühle und Ideen bleibt aber vorzüglich der Umgang der Geister und der Herzen immer der reinste, edelste und wahrhaft menschlichste, — so wie er denn auch den Menschen eigentlich selbst bildet, heiligt und vergeistigt. — Was wäre ihm die ganze Welt mit ihren zahllosen Herrlichkeiten,

was die Schönheiten der ewigen Natur, — was wäre ihm der Mensch, was wäre er sich selbst werth, wenn sich nicht Herzen zu Herzen gesellen, nicht Geister in Geister übergehen, einander verstehen, fassen und lieben könnten! Dieser Umgang, dieser Vorschmack eines höhern und reinern Seyns, wenn wir freye und freundliche Ideen, unter dem wohlwollenden Einklange der Herzen, mit einander austauschen, und dabey so ganz Eines Geistes und Eines Sinnes werden, ist gewiß das höchste Gut des Menschen, — und er hat sich selbst darum seinen Himmel geschaffen, in sofern er auch dort mit verschwisterten Seelen in dem heiligsten Bunde des Gemüths und Glaubens fortleben soll. — Wenn wir von dieser geistigen bessern Art des Umganges, von dieser Höhe unserer moralisch geselligen Natur reden: so abstrahiren wir ganz von den gewöhnlichen Begriffen jenes Umganges, der entweder durch das Selbst-Interesse, durch ein gemeinschaftliches Lustsuchen, durch die conventionelle Höflichkeit, durch Aehnlichkeiten der Lebensweise und Geschäfte, oder durch andere geringere Motive unterhalten wird; — aber eben deßwegen nicht vom Herzen kommt

und nicht zu Herzen geht. Das, wovon wir jetzt reden wollen, ist ein Heiligthum der Menschheit und ihre höchste Glorie, welche selbst der Gottheit in uns, dem erleuchteten, fühlenden Geiste, einen höhern Rang giebt. Es ist die Religion des Umganges, der Gottesdienst der wahrhaftesten Menschenliebe in uns, indem wir den Menschen als unsern Schutzheiligen, als unsern Bruder und Freund mit gemeinschaftlicher Liebe an unser Herz drücken. — Herzlicher Umgang also — mit uns verwandten Seelen, mit unsern edlern Freunden, mit unsern Gattinnen und Kindern, — und endlich mit uns selbst, — davon ist in diesem Abschnitte die Rede.

Unter Herzlichkeit des Umganges verstehe ich im Allgemeinen den natürlichen unverfälschten Ausdruck des sittlichen Wohlwollens, und des innigen Sinnes, wie wir es wirklich meinen, — also reine, ungeschminkte Wahrheit und Treue unseres Gefühls für Andere, ohne alles Selbst-Interesse. Der herzliche Mann, das herzliche Weib nimmt den lebendigsten Antheil an dem Glück und dem Unglück seiner Nebenmenschen,

besonders seiner Freunde und Freundinnen, als träfe ihn das günstige oder ungünstige Schicksal unmittelbar selbst. — Darum liegt der Glückwunsch des Herzlichen, der sein Beyleid so ganz in seinem Auge, in seinen Thränen, in dem ganzen lebendigen Erguß jenes zärtlichen Gefühls, das keine Verstellung nachäffen kann, oder, wenn sie es auch könnte, durch den innern Neid und Kaltsinn sich selbst entehrt und bestraft. Der wahre Charakter der Herzlichkeit ist die humanste Menschengüte, das ungekünstelte und unvorbereitete Hingeben ihres ganzen Mitgefühls, wenn sie Andern eine Freude machen kann, die edelste Gutmüthigkeit, welche keinen Dank verlangt, sondern sich in ihren stillen Uebungen engel-glücklich und vollkommen belohnt fühlt. — Der innere Frohsinn, welcher die Herzlichkeit begleitet, die ganze Fülle und Größe ihres Ausdrucks, beweist, daß sie eine Tugend ist, die aus sich selbst hervorgeht, die nicht durch Kunst und Erziehung in uns hineingebracht wird, so wenig sie ein Kind der Gewohnheit genannt werden kann. Sie ist eine unmittelbare Wirkung eines edeln, vertraulichen und zärtlichen Gemüths, und kann nur durch lange, traurige Erfahrungen

und Mißgriffe geschwächt werden. — Aber auch selbst unter dem Drucke des Geschicks begleitet sie uns mit ihrer ganzen jugendlichen Wärme, oft bis in das Alter hinein, und erscheint noch da in dem Greise mit der ganzen liebenswürdigen Gutmüthigkeit und Zartheit ihrer engelreinen Natur.

Jeder Mensch, dessen Herz nicht ganz verwahrloset ist, schließt sich gern an etwas Liebes und ihm Gefälliges mit Vertraulichkeit an, und errichtet damit eine Art stillen und zärtlichen Einverständnisses, oft auf sein ganzes Leben hinaus. Die oft so sonderbare Liebe zu den Thieren ist das Nächste, was uns hierbey auffällt. Wir sehen sie bisweilen alle Grade der Hinneigung zu liebenswürdigern Gegenständen übersteigen; aber doch am meisten im Ehe- oder kinderlosen Stande, bey Hagestolzen und alten Mädchen, aber auch bey einer Nation mehr, als bey der andern, und Friedrich der Große beweinte selbst seine todten Hündlein, und trug sie eigenhändig mit wehmüthigem Schmerz in die ihnen zubereitete Gruft *). Die Anhänglichkeit an

*) Dieser große Mann erwähnt auch in seinen vortrefflichen Briefen an Suhm, eines Lieblingsaffen,

andere Gegenstände tausenderley Art, die Liebhaberey an Blumen, an Insecten und Münzen, an

---

Mimi genannt, in einer höchst launigen Manier, — und der Marquis d'Argens fand einst den König auf dem platten Boden sitzen †), vor ihm eine Schüssel mit Fricassee, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt, und dem Favorithunde die besten Bissen zuschob. Der Marquis trat einen Schritt zurück, schlug voll Verwunderung die Hände zusammen, und rief aus: „wie werden sich doch jetzt die fünf großen Mächte, die sich wider den Marquis de Brandebourg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut? Sie werden etwa glauben, er macht einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge; er sammlet die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder besorgt die Magazine für Mann und Pferd; oder er entwirft Negociationen, um seine Feinde zu trennen, und sich neue Alliirten zu schaffen. Nichts von alle dem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer, und füttert seine Hunde." — Ich habe einen alten sehr würdigen Gelehrten gekannt, der bey dem Tode seines Hundes untröstlich war, und sich endlich damit beruhigte, wie sein Leichenepigramm auf ihn besagte, ihn in

---

†) Nicolai Anecdoten. I. Heft. S. 46.

Bibliotheken, an Gemählden und Steinen, und selbst die Anhänglichkeit an unsern alten behag=

einer andern Welt wieder zu finden. — Der große Montaigne hält den Thieren in seinen unsterblichen Versuchen mehrere Lobreden. „Wir sind, sagt er an einem Orte †), nicht nur den Thieren, welche Leben und Empfindung besitzen, sondern selbst Bäumen und Pflanzen die Pflicht der Menschlichkeit schuldig. Es giebt eine gewisse gegenseitige Verbindlichkeit zwischen den Thieren und uns, und ich scheue mich nicht, meine kindische Zärtlichkeit zu bekennen, daß ich es meinem Hunde nicht verweigern kann, wenn er zur Unzeit mit mir spielen will. Montaigne nennt die alten Völker mit einer Art von Vorliebe, welche ihre Gänse, ihre Maulesel, ihre Pferde, ihr Ungeziefer sogar öffentlich verehrten, und rühmt die Aegypter, welche ihre Wölfe, Bären, Hunde und Katzen an heiligen Oertern begruben, ihre Körper balsamirten, und bey ihrem Tode Trauerkleider anlegten. Er geht noch weiter. Er schreibt in einer andern Stelle ††) den Thieren ein hohes Gerechtigkeitsgefühl und eine Freundschaft zu, die ungleich lebhafter und beständiger, als die des Menschen, sey, die auch, besonders in Absicht der Treue, den Thieren, vornehmlich den Hunden, weit nachstehe.

†) II. B. XI. Cap.

††) II. B. XII. Cap.

lichen Kleidern kann ähnliche Verwandtschaften erzeugen, — und dieser große Zug der Humanität geht bis zu den traurigsten Gemüthskrankheiten in den Irrhäusern hinunter. Nur in dem rasendsten Wahnsinne, wo die menschliche Natur alle ihre Kleinodien weggeworfen hatte, oder in einen totalen Stumpfsinn übergegangen war, pflegt er zu verschwinden, so wie es gemeiniglich ein Zeichen ihrer wiederkehrenden Heilung ist, wenn sich das Herz mit Sehnsucht, wenigstens mit Interesse, zu irgend einem Gegenstande wiederum hinzuneigen, und gleichsam für die Menschheit zu erwachen anfängt.

Wir erblicken jenen Umgangssinn, jenes zärtliche Anschließen vornehmlich an seines Gleichen, schon bey ganz kleinen Kindern, und zwar nicht immer aus Liebe zum geselligen Spiel, also aus einem geselligen Selbst-Interesse, sondern auch sehr oft, besonders bey kleinen Mädchen, aus Anhänglichkeit, Hinneigung und Hingebung des Herzens, aus reinem, ungekünstelten Wohlwollen der Natur. Man sieht Kinder bisweilen in eine ernste Stille versinken, wenn sie die Sehnsucht nach ihren Geliebten befällt, wenn sie die

ihnen zugedachten Geschenke nicht sogleich gutwillig vertheilen können. Oder ihre Laune nimmt auch wohl eine andere Richtung; sie werden eigensinnig und trotzig, bis man ihrem Herzen Luft macht, und sie ihren Gespielen wieder zuführt. Es ist ein überaus freundlicher und herzerhebender Anblick, wenn man siehet, wie sich diese schuldlosen Engelseelen so kindlich einander in die Arme fliegen, wie zärtlich und liebkosend sie sich begrüßen, wie weich und theilnehmend die Laute ihrer Stimme dabey werden, wie sie sich in ihrem gegenseitigen Anblicke gefallen, in ihrem unschuldigen Geschwätz einander vertraulich zuhören, und so die zärtlichste Liebe der Natur in einander überströmen lassen. — Ein Kind, welches diesen Umgang nicht sucht, ist entweder krank, oder eine Unnatur in seiner Art, oder eine Marionnette irgend einer verschrobenen Gouvernantenerziehung, die in vielen Häusern den Kindern eher alles, nur nicht den freyen Ausdruck ihrer natürlichen Gefühle gestattet.

Jene wohlwollende Innigkeit des Gemüths, und seine vertrauliche Herzensergießung bey gleichgestimmten Seelen wächst nun mit den Jahren,

als ob ihr die gütige Natur so recht absichtlich die Bildung ihrer schönsten Anlagen anvertrauet hätte. In dem Jünglinge und in der Jungfrau erwacht ein mächtigeres Gemüthsleben, ein lebendigeres Hoffen und Wünschen, eine neue Welt von neuen Aussichten und Ansichten der Dinge um sie her, — und in diesem Auffluge des Menschen zu seinen reifern Jahren bedarf er eines ihm beywohnenden Schutzgeistes, der ihn in diesem schönen Labyrinthe mit zärtlicher Liebe leitet, und den man den Schutzgeist jugendlicher Freundschaft nennen kann. — Ihnen verdanken wir gewiß meistentheils die bessern und freyern Richtungen unseres Gefühls, unserer Gutmüthigkeit und unseres Charakters überhaupt, — und da jeder Schutzgeist seiner Natur nach uneigennützig ist: so leitet er unser Wohlwollen zu einer Selbstkraft hin, welches uns bis in die spätesten Jahre hinein erwärmt. Die ersten Freundschaften, welche gutgeartete Herzen schließen, die ersten Blüthen und Früchte unserer Sympathie, gewinnen durch die leichten und ungezwungenen Mittheilungen jugendlichen Frohsinnes, durch das noch ungeprüfte freyere Leben, durch die romantischen Ansichten der Welt, durch die unbedenklichen Aufschlie-

ßungen der Herzen, ein vollendetes Interesse, und einen Genuß, den man den höchsten Triumph des geselligen Vereins nennen kann. — Da mischt sich noch nicht der schüchterne Argwohn in den Einklang der Gefühle, da trennt die rauhe und ungewisse Zeit die Gemüther noch nicht, da war die Welt noch unser, weil wir sie uns selbst schufen, und ihr Rosenroth sich so ganz zu den zärtlichen Aufwallungen unserer ersten Freundschaften eignete. — Ihr brachte die freundliche Natur alle ihre Opfer, ihre Frühlinge und ihre Blumen, — und selbst den ganzen Reichthum ihrer Zeit, indem wir da ihre Stunden im Genuß des vertraulichen Hingebens nicht zählten. Kaum war der fröhliche Tag verschwunden: so trat der andere, vielleicht noch schönere, an seine Stelle, — und kam einmal ein leerer Zwischenraum: so wurde auch dieser durch lebendige Reminiscenzen jugendlicher Freude, in ein Lustgefilde unserer Phantasie umgeschaffen.

Wenn die Freundschaften junger Mädchen von gleichgestimmtem Charakter gemeiniglich wohl inniger, wärmer und herzlicher seyn mögen: so könnte man doch wohl behaupten, daß die der

Jünglinge länger dauern, und lebendigere Rückerinnerungen im Alter hinter sich lassen. Das andere Geschlecht wird nicht durch so vielerley Bande des Lebens und dessen Verhältnisse, wie der Mann, an das seinige gekettet. Unser gemeinschaftliches Besuchen der Schulen, wo wir uns neben einander in einerley Studien und Anstrengungen reifen sehen, unsere häufigern Gelegenheiten, uns mit einander ohne Einschränkungen zu vergnügen, unser schon mehr zur Ausdauer und Haltbarkeit organisirtes Gemüth, unsere gutwilligern Aussöhnungen, wenn wir uns entzweyet hatten (während in solchen Fällen das weibliche Herz sich weniger hingiebt) lassen uns Ansprüche auf dauerndere Freundschaften machen, die hinterher überdem noch durch die Aehnlichkeit unserer öffentlichen Geschäfte, und unsern Einfluß auf einander gestärkt und erhalten werden. — Die Geschichte der Alten erzählt uns Wunder solcher zärtlichen Bündnisse, wo Freunde sich einander die allerhöchsten Opfer brachten, und selbst mit edler Entschlossenheit für einander sterben konnten.

Freylich waren auch im Alterthum solche höhere Beyspiele der Freundschaft etwas seltenes, da man

sie als solche sorgfältig aufzeichnete; aber sie stimmten doch auch mehr zu der Individualität ihres Zeitalters, wo die Männer durch den kriegerischen oder republikanischen Geist, und durch eine höhere Gewalt der Eintracht, als in unsern Zeiten, zusammen hingen, wo sie mehr von dem Commerz der Frauen getrennt lebten, und sowohl durch den Sinn ihrer Staatsverfassungen, als ihrer Gesetze, und ihrer eigenthümlichen Philosophie fester an einander halten mußten. — Dieß schien wenigstens die höhere und schönere Ansicht der Männnerliebe unter den Griechen zu seyn, eine Liebe, die, abgesondert von bekannten Nebendeutungen, sich bis zum Ideal des Seelenvereins erhob, und so von ihren Philosophen mit dem größten Ernste geschildert wird. — „Zu welchen Anstrengungen der Seele, sagt ein neuerer Schriftsteller, führten nicht diese Leidenschaften von Männern zu Männern. Wie weit größer war hier das Feld der Theilnahme! Der Geliebte konnte des Liebenden Gefühl fürs Vaterland ganz mit empfinden. Seine Liebe zu den Wissenschaften, zu den Künsten, seine Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten konnten auch ihn be-

seelen, und im Gefechte fürs Vaterland stritt er neben ihm, siegte, oder fiel ihm zur Seite. Wie viele Puncte, wo sie sich ganz fassen, ganz verstehen konnten, wo Weiber nie anders, als ungleich schwächer fühlen mußten. Wo konnte wechselseitige Achtung größer seyn? Die zur Liebe so wesentlichen Nüancen der Empfindungen, die anderswo das Geschlecht zeugt, gab hier gewöhnlich der Unterschied der Jahre. Der Ernst und die Rauhheit des reifern Alters ward durch die Sanftheit und Lebhaftigkeit des Jünglings aufgeheitert und gemildert" *).

Unter allen gebildeten Nationen, ja selbst unter den Wilden und Barbaren, hat man die Freundschaft als die engste, menschlichste und heiligste Herzensverbindung geachtet. Meine Leser werden hier keine umständliche Abhandlung über diesen großen und wichtigen Gegenstand erwarten, als welchen ich hier nur in so fern berühre, in sofern er einem Werke über Geselligkeit und

---

*) Brandes über die Weiber. 1787. S. 30.

Umgang, als Beytrag, angehört, und zu psychologischen Deutungen Veranlassung giebt. Also zunächst Einiges über die Entstehung der Freundschaft in uns, — und über diejenigen Charactere, welche sich nicht zu dieser edeln und zarten Herzensverbindung eignen.

Wir fühlen uns zu gewissen Menschen auf eine urplötzliche Art hingezogen; sie gefallen uns, ihr Anblick heitert uns auf, es ist uns, als ob wir schon lange mit ihnen gelebt hätten, wir nähern uns ihnen mit Vertrauen und Offenheit des Gemüths, wir biethen uns ihnen gleichsam dadurch an, — kurz, sie haben unser Herz gewonnen, nicht eben darum weil sie gute Gesellschafter sind, oder uns etwas Verbindliches gesagt haben, oder ihre Gemüthsart mit der unsrigen genau zusammen stimmt, sondern weil uns ihr ganzes Seyn und Wesen auf eine magische Art anspricht, und anlockt. Der gefällige Ton ihrer Sprache, besonders der weiblichen, das offne seelenvolle Auge, die anständige Haltung ihrer Bewegungen, die leichte Art ihres Vortrags, und ihrer Erzählungen, die zarte Aneinanderreihung ihrer Ideen, die bescheidene Kunst, dem geselligen Zirkel in keinem Stücke wehe zu thun,

sondern allgemein zuvorkommend zu erscheinen, — alles dieß nimmt uns für sie ein. Aber dieß ist nur vorläufig Zuneigung, und, wenn man will, auch schon Sympathie; aber noch nicht Freundschaft, welche, als eine reifere und edlere Frucht des Gemüths, einer längern Pflege und Wartung bedarf, ehe sie gewürdigt und genossen werden kann. In jüngern Gemüthern geht diese Zuneigung, bey der Lebendigkeit ihrer Empfindungen, freylich schneller in Freundschaft, in gegenseitige Ergießungen der Herzen, über, und so sehen wir oft durch die kleinsten Veranlassungen die zärtlichsten Freundschaften auf das ganze Leben hinaus entstehen.

In der Liebe giebt es noch mehrere Kleinigkeiten, welche die Herzen unwiderstehlich an einander ziehen, und wir würden hierbey viel Lächerliches vernehmen, wenn die Verliebten uns immer sagen wollten oder könnten, was sie zuerst auf einander aufmerksam machte, und durch welche kleinliche Spielereien oft ihre Wärme unterhalten wird. Jeder Liebende siehet mit andern Augen, und bewundert mit Entzücken die Reitze des geliebten Gegenstandes, die kein anderer ent-

decken kann. Selbst das Fehlerhafte desselben dichtet sich die Phantasie der Liebe schön und anlockend. Die kleine spitze Nase erscheint ihm als eine schöne, griechische Form; das Lispeln der Sprache nennt er schmelzenden Ton; das kleine plinzelnde Auge nennt er den Sitz der Grazien; die Magerkeit des Körpers, gentil; die Blässe des Gesichts, Lilienblüthe; und selbst das Einfältige, naiv; das Vorlaute, geistreich; das Coquette, magnetisch. Die Liebe verschönert alle ihre Gegenstände auf eine ihr ganz eigenthümliche Art, weil sie, ohne sich ein Ideal zü schaffen, nicht lieben kann, und in diesem Ideale, nach ihrer Form zü denken, keine Flecken seyn dürfen; — oder wenn sie auch von dem liebenden Herzen wahrgenommen würden, doch grade nur so von ihm gedeutet werden, daß sie als liebenswürdige Contraste nur desto mehr zur Vollendung des Ganzen beytragen müssen.

Unsre Züneigung für jene liebenswürdigen Männer und Frauen nimmt bey uns zü, und verwandelt sich nach und nach in wirkliches Wohlwollen, und in eine Annäherung der Geister, wenn wir bemerken, daß sie sich immer

gleich bleiben, daß sie Klugheit und Vertraulichkeit des Gemüths mit einander verbinden, daß sie uns in unserer Sinnesart verstehen, und für Andere edle Aufopferungen zu machen fähig sind. Wir fühlen es gar bald mit lebendiger Ueberzeugung, welche Menschen sich zu der Höhe des Gemüths eignen, welche wir Freundschaft nennen, oder nicht, — und wenn wir auch tausend Menschen dulden und achten: so wissen wir es doch recht gut, daß es für unser Herz, für die reine wahre Seelenliebe immer nur sehr wenige Auserwählte geben kann. — Von tausend andern werden wir sogar durch ihre Individualität gewaltsam abgestoßen, weil sich hier keine Berührungspuncte des Vertrauens zeigen, und die Annäherungen der Gemüther moralisch unmöglich sind.

So werden wir nicht leicht denjenigen zu unserm Freunde wählen, der nur überall selbst gefallen will, weil er seine Eigenliebe zu sehr hervorschimmern läßt, und die Eitelkeit der Freundschaft, als einer uneigennützigen Tugend, überhaupt zu sehr im Wege steht. Wenn die echte Freundschaft durchaus ein reines Hingeben seiner

selbst an den Freund oder die Freundinn verlangt, wenn ihr seligster Genuß in einer gegenseitigen Erwiederung des liebenden Gefühls besteht: so kann derjenige uns wohl nicht anziehen, welcher nur einnehmen und nichts ausgeben will, — und, nur mit seinem Ich beschäftigt, dem Freunde keine Opfer des Herzens zu bringen vermag. Die Frauen besitzen hierbey eine sehr zarte Unterscheidungskunst. Der Geck, der Gefallsüchtige, die männliche Coquette werden sie selten gewinnen, und sie haben sehr Recht, wenn sie glauben, daß der, welcher sein Herz ganz allein nur für sich selbst berechnet und verschwendet, für andere keinen Platz mehr darin übrig hat. — Die Freundschaft ist ihrer innern Natur nach ernst, gemüthlich und wahr. Alles, was in seiner Form diesem ihrem hohen und zarten Sinne widerspricht, was nicht den nehmlichen Charakter an sich trägt, sich nicht zu dieser Größe des Herzens erhebt, kann sie nicht berühren, ist ihr fremd, und wird ihr ewig fremd bleiben.

Eine andere Classe sich zu sehr gefallender Leute, die man aber von den gewöhnlichen Gefallsüchtigen unterscheiden muß, sind die sogenannten

Egoisten, als eben so untaugliche Menschen zur Freundschaft. Wenn der gewöhnliche Gefallsüchtige mehr durch seine äussere Manier, durch eine studierte Liebenswürdigkeit, durch seine Witzspiele, seine Eleganz, sein süßliches Wesen, seine Schmeicheleyen, durch sein ganzes geschminktes Nichts gefallen will, ohne einen Werth auf den Besitz edler Herzen zu legen: — so sucht der Egoist durch seine eingebildete Größe zu imponiren, sich die ersten Rollen auszutheilen, sich stolz vorzudrängen, und alles seinem Richteramte zu unterwerfen. Aber eben diese Richtermiene, diese Prätensionen, diese steife Ichheit, diese theatralische Gravität, oder auch diese gnädige Herablassung gegen seine Nebenmenschen stößt die Herzen von ihm zurück, und das warme Gemüth mag lieber gar keinen Freund, als einen solchen. Die echte Freundschaft verlangt, daß alles mit Liebe und Vertrauen von beyden Seiten geleistet wird, und zwar in einem zärtlichen Wettkampfe, wer wohl hierin das Meiste thun könne. Aber der Egoist giebt nichts mit dieser Liebe, nichts in diesem vertraulichen Wettstreite, — alles, was er giebt, geschieht fast

immer mit dem stolzen Hinblick auf seine Selbstgefälligkeit und seine eigene Glorie. Auf die Art kann er nie ein anderes Herz erwärmen, weil es so keinen Einklang der Gemüther geben kann, und ohne diesen jede Freundschaft wirklich ein sinnloses Ding ist.

Am wenigsten stimmt in solchen zarten Einverständnissen der Egoist mit dem Egoisten zusammen, weil es zwischen beyden vollends keine Berührungspuncte, und oft selbst sogar keine Nachsicht giebt. Je mehr sie sich in ihren Ansprüchen, ihrer Selbstbewunderung, und ihrem Selbstdünkel, einander ähnlich sind, je weiter sind ihre Gemüther von einander entfernt, und vielleicht giebt es nichts ähnliches in der moralischen Welt, was sich gegenseitig einander so widerlich findet. Man bemerkt auch leicht in den geselligen Zirkeln, wie bald sich diese Selbstler von einander trennen, einander vermeiden, oder einander widersprechen und rezensiren, wenn sie sich auch einander Achtung schuldig sind. Allenfalls affectiren sie nur gewisse äussere Seiten der Gewogenheit durch ein großmüthiges Herabsehen auf einander, das aber leicht in eine satyrische Veneration überzugehen

pflegt. — Ich will indessen nicht leugnen, daß der Egoist im geselligen Leben, in seinen Dienstverhältnissen, in den Stürmen der Zeit, großer Gefühle und edler Thaten fähig seyn kann, und die Geschichte ihm wohl selbst den Glanz ihres Reiches verdankt; aber zum vertraulichen, freundschaftlichen Herzensverein eignet er sich sehr wenig, indem er gewöhnlich nur Freunde sucht, durch die er glänzen kann. Auch erkältet die ewige Sehnsucht nach Huldigungen und Auszeichnungen selbst sein warmes Herz, — und während er sich über die Kälte der Menschen beklagt, denkt er nicht daran, daß er zuerst die Herzen von sich stieß, und sich sein isolirtes Leben selbst bereitete.

Noch weniger eignet sich der Pedant zu einem herzigen und freundschaftlichen Umgange, weil sich in ihm zu dem Egoismus nun noch die Micrologie, als eine zweyte Unnatur, gesellt, wodurch alle zärtliche Anhänglichkeit an andere Herzen und deren Zuneigung zu ihm selbst aufgehoben wird. Da, wo sogar ein lächerlicher Ernst in Kleinigkeiten, eine armselige Bedeutsamkeit, wie im Pedanten, vorherrschend ist, kann sich kein warmes Gemüth aufschließen, weil das Lächerliche je=

dem edlen Mitgefühle gradezu entgegen stehet, und durch seine widerliche Natur Liebe und Freundschaft entheiligt. Wir können es kaum begreifen, wie bisweilen gemüthliche und bessere Menschen mit solchen Thoren Umgang halten; allein es ist auch wohl nur ein äusserer, conventioneller Verkehr, womit das Herz nichts zu thun hat, oder wozu man durch Privatverhältnisse verpflichtet war. — Ueberdieß erscheint der Pedant im Allgemeinen als ein engherziger, kleiner Mensch, der keiner warmen Entschlüsse, keiner Aufopferungen fähig ist, seine kleinlichen Beschäftigungen höhern Berufen des Menschen vorzieht, und da, wo der Freund Muth und Kraft von seinem Freunde verlangen kann, sich furchtsam verkriecht, oder in der ängstlichen Verlegenheit Mittel anwendet, die eher schaden, als nützen. — Die wahre Freundschaft gesellet sich so gern zu einem geistvollen Willen, und der ist bey den Pedanten nicht zu erwarten, ob man gleich unter ihnen Leute von der erstaunlichsten Gutmüthigkeit findet.

Vornehmlich sind alle eigentlich sogenannte unzuverlässige Menschen nicht zu einer wahrhaften Freundschaft erkohren. Der Arglistige,

der nur immer fremden Schwächen auflauert, und nur den äussern Schein des Guten erheuchelt, der bloße Augendiener, der Schmeichler, der Selbstsüchtige, der seinen Freund nur als ein tragbares Ackerland betrachtet, — der schwankende Charakter, der täglich eine andere Farbe und Richtung annimmt, und die Freunde wie die Kleider wechselt, — der Windige, der überhaupt gar keine Grundsätze hat, — der Schwärmer und Empfindsame, der heute glühet und morgen eiskalt ist, — der Bedenkliche, der in den Mücken überall Elephanten sieht, — der Hypochondrist, der alle seine und Anderer Schritte nach den kleinlichsten und strengsten Maximen richtet, und aller Liberalität des Lebens feind ist, — der Schwätzer, der die Geheimnisse der Freundschaft ausplaudert, ob er gleich das heiligste Stillschweigen angelobt, so wie alle Schwächlinge an Leib und Seele, sie mögen sich selbst dazu gemacht haben, oder nicht, so wie alle Menschen, die irgend einen unheilbaren Wurm in ihrem Innern tragen, oder sich leidenschaftlich augenblicklich vergessen können, — der Zänker, der ewig Recht haben will, und nicht nachgeben, nicht die stürmische Auf-

wallung berquen kann, so wie der Frömmling selbst, der nur immer Proselyten seiner düstern Phantasie machen will: — alle diese Charaktere stehen der Freundschaft, als ihr feindselige Geister, entgegen, und verdienen ihr stilles Vertrauen nicht, wenn auch brauchbare und sonst treffliche Talente in ihnen wohnen.

Das innige Gefühl für Freundschaft, und ihre seligen Genüsse entwickeln sich in uns bald früher, bald später, bald schneller, bald langsamer; aber immer mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit des Gemüths, sobald wir sie zu schätzen wissen. Indem unser zärtliches Wohlwollen für den Freund täglich zunimmt, und immer mehr Saiten des Herzens zu dem seinigen stimmen, fühlen wir uns auch selbst täglich stärker, wärmer und vertraulicher zu ihm hingezogen, bis die süße Gewöhnung unser Glück vollendet, und wir nun in und mit ihm, wie in unserm zweyten Ich, leben und weben. In den spätern Perioden unseres Alters kommt diese freundliche Gewöhnung nicht so leicht, als in den frühern; wir geben uns in den Zeiten des Ernstes nicht so schnell hin, unsere Erfahrungen haben uns behutsamer gemacht, unser Ge-

müth hat eine gewisse Verschlossenheit und Zurückhaltung angenommen; der Einklang mit andern Menschen wird uns jetzt schwerer, und die ernstern Verhältnisse des Lebens gebiethen uns eine strengere Aufsicht über uns selbst und andere. Dagegen ist nun aber auch die Freundschaft, welche langsamer reift, eine desto köstlichere Frucht und das höchste Gut des geselligen Lebens. Alle große und edle Menschen, alle schöne Seelen haben sie gekannt, und geliebt, alle große Männer haben ihr Lobreden gehalten *), und die sie nicht kannten, waren gewiß kleine, verkrüppelte, von der Natur verlassene Seelen, Menschen ohne Herz und Geist, ohne Leben und Kraft, ohne Licht und Wahrheit; kurz, Unnaturen im verhaßtesten Sinne des Worts.

Montaigne, dessen Versuche die vortrefflichsten Schilderungen einer echten Freundschaft, aus eigenen echten Erfahrungen enthalten, erhebt

*) „Solem e mundo tollere videntur; qui amicitiam e vita tollunt; qua a diis immortalibus nihil melius habemus nihil jucundius." Cicero de amicitia.

ihren hohen Werth weit über alle Schönheiten und Seligkeiten der Liebe zu dem andern Geschlechte. Hier sind die Worte dieses großen Mannes. „Die Geschlechtsliebe, sagt er, kann man durchaus nicht mit meiner Heiligen vergleichen, ob sie gleich, so wie die Freundschaft, auf unserer Wahl beruht. Ihr Feuer ist freylich lebendiger, heisser und empfindlicher; allein es ist eine wilde, flüchtige, aufwallende, ungleiche Gluth, eine Art Fieberhitze, die uns bald ergreift, bald wieder verläßt, und uns gleichsam nur in einem Winkel unseres Gefühls einnimmt; die Freundschaft hingegen ist eine allgemeine in uns herrschende Wärme, die sich immer gleich bleibt, und nie die Grenzen überschreitet, — eine bleibende, stille, holdselige und reine Wärme, die fern von allem Schmerz ist, während die Liebe ihren Gegenstand mit einer peinlichen und rasenden Sehnsucht verfolgt, und im Genusse erstirbt. Aber Freundschaft wächst im Genusse, weil sie geistiger Natur ist, und wir durch den süßen Umgang mit ihr immer mehr geläutert werden."

Die schönste und fruchtbarste Ansicht, welche uns die Philosophie von der wahren Freundschaft

geben kann, ist eben die des tieffühlenden Montaigne, nehmlich die Ansicht: daß er die Freundschaft als ein heiliges, für sich bestehendes, nur auf sich selbst gegründetes Gut des Herzens betrachtet, das mit nichts in der Welt, als mit sich selbst, zu schaffen habe. — „Will man von mir wissen, sagt er, warum ich meinen Freund Boetie so innigst geliebt habe: so kann ich hierauf keine andere Antwort geben, als weil er es war, und ich es war. Es liegt etwas Unerklärbares und Göttliches in diesen zarten Annäherungen der Gemüther. Wir suchten uns, ehe wir uns gesehen hatten; wir umarmten uns gleichsam schon in unsern Nahmen, und sobald wir uns endlich einander wirklich fanden, wurden wir so eingenommen, so bekannt, so herzvertraulich mit einander, daß seit der Zeit nichts in der Welt einander näher und lieber seyn konnte. Nicht ein besonderer Beweggrund, nicht zwey oder drey oder vier oder tausend, sondern, ich weiß nicht welch' eine geheime Allgewalt dieser Gründe, bemächtigte sich meines Gemüths, und zwang dasselbe, mich ihm ganz hinzugeben, und mich gleichsam in seinem Herzen zu verlieren. Ich sage mit Recht: verlie-

ren, denn wir behielten uns nichts Eigenes, nichts, was sein oder mein war, vor. Unsere Seelen sind so einig gewesen, haben sich mit einer so innigen Hinneigung einander angeschauet, sich so einander in ihrem Innern begriffen, daß ich nicht allein die seinige so gut, als die meinige kannte, sondern daß ich auch mich ihm weit eher als mir selbst anvertrauet haben würde. Die vollkommene Freundschaft, fährt er fort, von welcher ich rede, ist untheilbar. Jeder ergiebt sich seinem Freunde so ganz, daß er nichts mehr zu vertheilen übrig behält. Vielmehr ist er unwillig, daß er nicht zwey-, drey-, oder vierfach vorhanden ist, und daß er nicht viele Seelen und viele Herzen besitzt, um sie alle dem geliebten Gegenstande hinzugeben *)."

Dieß ist die Freundschaft verwandter Seelen, die sich verstehen und lieben, sobald sie sich einander finden, — als ob sie sich schon früher in einer andern Region der Zeit und des Daseyns gekannt hätten, und jetzt nur das Fest eines glücklichen Wiedersehens auf der Erde feierten. Sie

*) Liv. I. chap. 27, de l'amitié.

können ohne einander, als Theile eines schönen Ganzen, nicht leben, weil ihr Leben in allen seinen Ergießungen und Gefühlen, wie zwey vereinte Flammen, in einander verschlungen ist, und jeder selbst in den leisesten Ahndungen, aus Bedürfniß des Herzens, die Wünsche und Gedanken des andern erräth, und innigst fühlt. Daher das zärtliche Zuvorkommen, den Freund durch Güte und Liebespflichten zu überraschen, seinen Kümmernissen vorzubeugen, ihm überall das Leben zu verschönern und zu verherrlichen, mit ihm Freude und Leid edelmüthig zu theilen, und ihn leise und schonend zu berühren, wo sein Gefühl angegriffen, und sein Gemüth verstimmt oder gereizt ist. Daher die süße stille Besorgniß, ob man auch wohl seiner Liebespflicht überall und treulich genug gethan, ob man seinem Freunde nichts vergeben, ob man sich seiner Angelegenheiten mit aller Wärme des Herzens, und aller Klugheit des Lebens angenommen, und ihn auf keine Weise irre geführt habe, und ob man dem Ideale und dem Heiligthume einer echten Freundschaft wirklich näher getreten sey. Daher jenes selige Gefühl, und jener reine Einklang der Gemüther, als ob wir in un-

serm Freunde lebten, und nur durch diese innige Gemeinschaft der Seelen gut und glücklich seyn könnten. Wenn die Geister in dieser reinen Zusammenstimmung, wie in einer beglückten Ehe, sich berühren, einander so vertraulich durchschauen, so ganz durchdringen, dann ist zwischen ihnen keine Trennung möglich, sie halten und tragen sich selbst in den fürchterlichsten Stürmen der Zeit mit gegenseitigen liebevollen Aufopferungen. Der Tod kann zwar ihre Herzen zerreissen; aber sie leben auch in dem entschlafnen Freunde mit unauslöschlicher Liebe fort, — und hätten wir keine andern Erwartungen einer künftigen Fortdauer, so würde uns die Hoffnung, den Geliebten dereinst wieder zu finden, aufrichten, und den Glauben der Unsterblichkeit in uns fest halten.

„Das Bild der Alten von der Freundschaft, die beyden in einandergeschlungenen Hände, scheinen mir das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn, bedeutender, als die zwey gleichgestimmten Saitenspiele. Diese drücken nichts aus, als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist. Ein geselliger Mensch ist leicht und wohl gestimmt, er stimmt sich selbst

leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen, und so ist gern jedermann um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere dieser Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft, — welch ein anderes heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt, da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts, als der Tod, es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die Alle wie Einer siegten oder starben, jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen, Scythen und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen, und dem Herzen so wohl thun, — wodurch waren sie Freunde? Ein gemeinschaftlicher Zweck verband sie, Gefahr zog den Knoten zusammen; erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, ge=

meinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ists, was jener Freund von seinem Freunde singet: Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe! Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwey freywillig und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwey freywillig eins gewordene Herzen und Leben, gleichviel ob diese beyden Hände männlich oder weiblich, oder beyderley Geschlechts sind. Es ist ein stolzes, aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib zu ihr zarter, treuer, fester und und goldreiner, als eine Reihe schwacher, fühlloser, unreiner Männerseelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn statt findet, da ist Freundschaft für beyde Geschlechter unmöglich. — Auch Ehe soll Freundschaft seyn. Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr; sie sich in ihm wirksam, fröhlich, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beyde süß be-

lohnt. Als zwey verschlungene Bäume stehen sie da, und werden da stehen, umringt vom Kranze jugendlich grünender Bäume und Zweige" *).

„Weltsatt wird man leicht und bald in den Armen aufgeklärter, zärtlicher und duldsamer Freundschaft, wo man ungezwungen und frey sagen darf, was man will; wo man alles sagen kann, was man fühlt und denkt, wo man sich alle seine Gedanken und Wünsche anvertrauet, wo man immer mit Sanftheit zurecht gewiesen wird bey jedem Irrthum; wo man sich immer versteht auf den ersten Laut; wo man Unterstützung, Hülfe, Rath und Trost findet, und giebt, bey allen Geschäften und im Unglück, bey allen Vorfällen des Lebens und in jeder Noth; wo der müde und zerdrückte Geist immer wieder aufwacht aus seiner Unthätigkeit, seiner Muthlosigkeit und seinem Todesschlummer; wo ihm die Hoffnung immer wieder aufgehet und grünet; wo man bey jedem Rückblick auf die vergangene Zeit wechselseitig mit der süßesten Weh-

*) Herder über Liebe und Selbstheit, im 8ten Theil seiner sämmtlichen Werke zur Philosophie und Geschichte. S. 319 u. f.

muth sich sagt: ach! was haben wir nicht schon mit einander durchgelebet; wo man Abende in Minuten verschwatzt; und wo man nie müde wird, sich anzuhören und zu unterhalten; wo man keine andere lange Weile fürchtet, als nur die schrecklichste von allen, die lange Weile der Trennung, der Entfernung und des Todes; wo man jede Thräne sich abwischet; wo man alle seine Schmerzen sich erleichtert; wo Ein Herz und Eine Seele so ganz und unmittelbar in der Seele des Andern sich fühlet; wo man Alles sich mittheilet, was man sieht, höret und liest, alles, was man erfahren hat, alles, jeden Tag, worüber man sich freuet, und wobey man leidet" *).

Die zärtlichsten Freundschaften sind immer diejenigen, welche aus der Gleichheit edler Empfindungen, offener und vertraulicher Charaktere und derjenigen Gemüthsart entstehen, die keiner Verstellung und keiner Heucheley fähig ist. Diese Offenheit und Freymüthigkeit der Herzen, diese Lauterkeit und Wahrheit des Umganges

---

*) Zimmermann über die Einsamkeit. 3ter Theil, 8tes Capitel.

ist eine Hauptbedingung jeder echten Freundschaft. Alles Versteckte, Gedrückte und Schielende, alle Zurückgezogenheit und Beklommenheit, alles leidige Farbenspiel des Gefühls, so wie jede Art der Empfindeley, sind ihr durchaus zuwider. Sie muß in den innersten Tiefen der Herzen lesen können und dürfen, wenn sie in ihrer eigenen Offenheit sich glücklich fühlen soll. Kann sie dieses Eindringen in die Seele des andern nicht ganz erreichen, bleibt ihr auch nur der leiseste Argwohn, der kleinste Zweifel übrig: so ist sie auch schon ihrem Tode nahe, und so sehen wir oft Freunde gegen einander erkalten, die ewig für einander geschaffen zu seyn schienen. — Mißtrauen ist das Gift jeder zärtlichen Verbindung, weil es uns gegen den Freund, in dessen Herzen wir wohnen sollen, verschließt, und den freiern Erguß unseres Wohlwollens zurück hält, weil wir nun Geheimnisse für ihn haben, und, statt uns ihm hinzugeben, uns selbst der Sicherheit wegen zu bewachen anfangen, um dem Schmerze einer noch größern Täuschung zuvorzukommen.

Selbst der weniger enge und nur allgemeinere freundschaftliche Umgang, der eben keine Ideale

sucht, sondern sich zunächst nur in seiner Vertraulichkeit und Humanität gefällt, hat Vorzüge vor vielen andern Arten des geselligen Verkehrs, und so führen dergleichen freundliche Zirkel oft die angenehmsten Stunden des Lebens mit sich. Dieß sind jene geselligen Zusammenkünfte, worin sich gute Menschen von ähnlicher und besserer Denkungsart mit einander verbinden, sich einander ohne Rückhalt öffnen, mit einander schuldlos froh sind, auch wohl sich selbst noch, durch den unter ihnen herrschenden guten Ton, gemeinschaftlich bilden. In diese herzigen Verbindungen schleicht sich kein gegenseitiges Mißtrauen ein; man trägt und entschuldigt kleine Schwächen, man versteht und deutet sich ohne Bitterkeit. Es ist eine Art Bruder- und Schwestersinn, der das Ganze zusammenhält. Keiner sucht hier einen Vorrang vor dem andern, der Hohe und Niedere stellen sich da auf Eine Linie, weil ein edler Frohsinn Alle gleich macht, und ein gesuchtes Hervorragen sich durchaus zu keiner freundschaftlichen Verbindung schickt. Man darf es sogar wagen, sich in schuldlosen Scherzen zu necken, sobald sich keine Ueberlegenheit des gesuchten Witzes einmischt, wo-

durch gar leicht ein widerlicher Ton des geselligen Umganges geweckt wird. — Genug, alle Gemüther stehen sich hier einander freundlich nahe, theilen sich ohne Zwang einander mit, berathen sich einander in ihren Angelegenheiten, und verschönern sich auf die Art ein Leben, das vielleicht für sie, ohne diese geselligen Freuden, wenig Reiz haben würde.

Alle sogenannte Clubbs, Resourcen, Kränzchen, Cotterien, und wie alle diese bloß zum Zeitvertreib erfundenen Zirkel heissen mögen, halten mit jenen freundschaftlichen Verbindungen keinen Vergleich aus, sie sind vielmehr oft die Antithesen derselben, und müssen gleichsam durch Policeygesetze zusammengehalten werden. Freundschaftlich kann man diese Zusammenkünfte schon darum nicht nennen, weil sie zu zahlreich sind, und aus den verschiedenartigsten Menschen bestehen, weil dabey die Herzen wenig oder gar nicht befragt werden, und das Ganze eher ein Tumult, als ein humaner Umgang genannt werden muß. Der Spieltisch, das Weinglas, die Tabackspfeife, oder wilde unartige Gesellschaftsspiele, und

zum Theil eine betäubende, sinnlose Geschwätzigkeit sind die Regenten dieser allerliebsten Zirkel. Man berührt sich nur wie neben einander gestellte Marionetten; man beklatscht und verleumdet sich hinter dem Rücken; man zankt auf eine bäuerische Art im Spiel und bey der Tafel; man sagt sich einander Derbheiten, oder jauchzt einem Spaßmacher Beyfall zu, und schnappt nach faden Wizzeleyen. Man sammelt zur Belustigung hämische Anecdoten, und durchwühlt die politischen Neuigkeiten; man ist sehr beredt, sobald die Histoire scandaleuse einzelner Familien und Frauen berührt wird; man nennt die Männer und Weiber, die in der Ehe kein gar zu enges Gewissen haben; man meistert die Sitten, die Garderobe, den Umgang und Geschmack der liebenswürdigen Nachbarinn; man ist unbarmherzig selbst gegen ihren entschieden guten Ruf. — Kurz, die ganze Form dieses Umganges hat etwas Rohes, Ungeschliffenes und Gemeines, worin man sich oft selbst die stillere Weiblichkeit in sonderbaren Zerrbildern verlieren sieht.

Das liebreitzende Bild und Glück der Freundschaft erhält seine schöne Vollendung in einer wahrhaft glücklichen Ehe, unter gebildeten Menschen. Dieser Umgang hat noch etwas Zarteres, Innigeres und Herzlicheres, als die Freundschaft zwischen Männern, weil sich die Liebe zu ihm gesellt, und das gegenseitige Vertrauen durch sie noch mehr an Stärke und Festigkeit gewinnt. Ich rede hier nicht von der eigentlichen Geschlechtsliebe, sondern von der Zuneigung einer höhern Art, die in edlern Seelen vorhanden ist, ohne daß sie dabey an Genuß und Vergnügen denken; — eine Liebe, die sich der Liebenswürdigkeit des Weibes heiligt, und von aller Sinnlichkeit frey seyn kann, — die Seelenliebe zu dem Weibe, die Achtung ihrer zarten Anlagen, das innere Wohlwollen, die Hinneigung zu ihrer natürlichen Güte, ihrer Sittenunschuld, ihrer Tugend, das innigste Dankgefühl für ihr stilles, uneigennützi-ges Entgegenkommen, und für ihre freundlichen Duldungen unserer Schwächen. — Alle diese Vorzüge achten und lieben wir auch im Freunde; aber im Weibe, in der Freundinn erscheinen sie uns in einer liebenswürdigern Form,

in einem zartern Gewande, in einem lieblichern Lichte, und eben darum ziehen sie uns so mächtig an, und eben darum macht uns ihr Anschauen so glücklich. Wem könnte man sich auch wohl sicherer anvertrauen, wem mehr und lieber sein Herz öffnen, sein Herz ganz hingeben, von wem mehr Theilnahme, reines Mitgefühl und ungeheuchelte Liebe erwarten, als von einem liebenden, edeln und gebildeten Weibe, die im ganzen Sinne des Worts nur ihrem Gatten und ihren Kindern lebt, und kein anderes höheres und geistigeres Leben, als diesen ihren Beruf kennt!

Der eheliche, freundschaftliche Umgang wird fast durch nichts so sehr gesichert und gleichsam immer neu gemacht, als durch zweckmäßige Beschäftigung und Arbeitsamkeit eines jeden in seinem Berufe. Wenn ein jeder darin das Seine thut: so werden selbst diejenigen Gemüther schon durch das süße Pflichtgefühl an einander gezogen, deren Denkart und Temperament verschieden sind. Selbst rohere Menschen achten an einander einen nützlichen Fleiß; einmahl des Fleißes selbst wegen, und zweytens weil es ein Anziehungsmittel des geselligen Lebens ist, sich nach der Arbeit gemeinschaftlich und

schuldlos zu erholen. „Sehr gut ist es, wenn der Mann bestimmte Berufsarbeiten hat, die ihn wenigstens einige Stunden täglich an seinen Schreibtisch fesseln, oder ausser Hause rufen; wenn zuweilen kleine Abwesenheiten, Reisen in Geschäften und dergleichen seiner Gegenwart neuen Reiz geben. Ihn erwartet dann sehnsuchtsvoll die treue Gattinn, die indeß ihrem Hauswesen vorgestanden. Sie empfängt ihn liebreich und freundlich; die Abendstunden gehen unter frohen Gesprächen, bey Verabredungen, die das Wohl ihrer Familie zum Gegenstande haben, im häuslichen Zirkel vorüber, und man wird sich einander nie überdrüssig. Es giebt eine feine, bescheidne Art sich rar zu machen, zu veranlassen, daß man sich nach uns sehne, — diese soll man studieren *).“

Man vermeide kleinliche Gelegenheiten zum Widerspruch, weil, wenn er auch nicht erbittert, doch den ehelichen Umgang erschwert, und das Herz wenigstens auf einige Momente ver-

---

*) Knigge über den Umgang mit Menschen. 2ter Theil. Von dem Umgange unter Eheleuten.

schließt. Ich weiß es wohl, daß in diesen engen Verhältnissen, dergleichen die Ehe ist, der Widerspruch gleichsam nur als eine Ausfüllung der Zeit gebraucht wird, wobey man nichts Arges denkt, und wodurch man wohl gar die Unterhaltung zu würzen glaubt. Allein unsere Launen und Stimmungen sind nicht immer dieselben, und wir können in diesem Augenblick über einen Vorwurf oder Widerspruch ruhig hinwegsehen, der uns kurz darauf empört, und unser Gleichgewicht erschüttert. — Ist das Widersprechen gegenseitig geworden, und in Hader ausgeartet: so rathe ich die Reminiscenz desselben nicht lange, oder wohl gar böslich in sich fortdauern zu lassen, weil dieß an sich schon nicht nur ein feindseliger Gemüthszustand ist, sondern auch leicht Repetitionen des Vorgefallenen veranlassen kann. Wenn sich Eheleute einander lieben: so ist auch der häusliche Friede bald wieder hergestellt, und die gegenseitigen Gefälligkeiten werden nachher gemeiniglich auf eine liebevolle und zärtliche Weise verdoppelt. Lebhafte und gutmüthige Herzen können ohnehin nicht lange mit einander uneinig seyn. Ihre kleinen Uneinigkeiten sind nur vorübergehende Aufwallungen

des Bluts, welche das Gemüth selbst nicht angreifen, und nie in bleibende Erbitterungen übergehen.

Unter gebildeten Ehen treibe man zur geselligen Abwechselung irgend etwas Wissenschaftliches, um die allen Verhältnissen des Lebens so gefährliche lange Weile nicht aufkommen zu lassen. Das menschliche Leben und Wissen biethet uns überall so viel edlere Zeitvertreibe an, daß ich nicht begreife, wie oft selbst sehr gebildete Eheleute die langen Stunden nicht fortzuschaffen wissen. Die Lectüre vortrefflicher und geistreicher Werke ist ja schon ein hinlängliches Mittel, sich interessant zu beschäftigen; aber man lese nicht zu viel, man überlese, man übersättige sich nicht, man rede und urtheile über das Gelesene. Es liegt ein hoher Geistesgenuß darin, zu bemerken, wie sich der männliche und weibliche Verstand oft über einerley Gegenstände so verschieden, und doch wiederum so einstimmig äussert und ausspricht. Man lese bald ernsthafte, bald scherzhafte Schriften; man lese abwechselnd, weil die Lectüre dadurch neuen Reiz bekommt, und die Stimmen sich selbst veredeln. Man lese mit seinen erwach-

senen Kindern. Es kann uns nicht entgehen, wie tief sie schon in frühern Jahren in einzelnen Stellen das Edle und Schöne empfinden, und wie kalt sie dagegen über das Mittelgut von Rechtswegen weglesen. Man lasse es dabey nicht bewenden, man leite sie an, ihre Gefühle über das Gute und Schlechte rein auszusprechen; dieß ist gewöhnlich die noch unverdorbene frische Natur des Urtheils, welche die Begriffe unmittelbar so wiedergiebt, wie sie sich in dem Innern, ohne Kunst, gebildet hatten. — Ausser der Lectüre suche man irgend eine schöne Wissenschaft oder Kunst in seinem häuslichen und ehelichen Zirkel einheimisch zu machen. Diese edeln Zeitvertreibe behalten stets eine liebenswürdige Neuheit für uns, und haben einen großen, wunderbaren Einfluß auf die Stille und Zufriedenheit des Gemüths, so wie auf die Veredlung des Characters, — vornehmlich die Musik, welche in keiner gebildeten Familie fehlen sollte. Da, wo sie mit Liebe und Geschmack geübt wird, ist Heiterkeit und Ruhe im Hause, und in dem Herzen; in ihrer Nähe und in ihrem Genusse ersterben die bösen Launen, verstummen die ewigen Klagen

über schlechte Zeiten, und öffnen sich die Seelen zu vertraulichen Ergießungen. Man siehet es gleichsam den Familien an, wo sie geliebt wird, man fühlt sich zu ihnen hingezogen, man argwohnt nichts Böses von den Freunden und Freundinnen einer so heiligen Gottheit. — Und welch eine Erquickung liegt in ihren Saiten und ihrem himmlischen Gesange nach den Lasten des Tages und nach überstandenen Leiden, als ob sich durch ihre zarten Töne nun der Himmel vor uns öffnete, und eine neue, herrlichere Welt für uns aufstehe! — Das Zeichnen ist ebenfalls eine sehr heilsame Zerstreuung im häuslichen Leben, aber doch mehr für die Kinder, als für die Aeltern. Ist diese Kunst der eigentliche Beruf der letztern nicht: so darf nicht zu viel Zeit darauf verwandt werden, am wenigsten von den Müttern. Es verschlingt zu viel Stunden, die der Hausfrau heiliger seyn müssen, und artet am Ende in eine Zeichenmanie aus, welche öffentlich gerühmt seyn will, und gern auf die Parade zieht. Die schönen Künste im häuslichen Kreise sollten nie auf eine solche Publicität sehen, sondern nur im stillen, einfachen Genusse des häuslichen Glücks empfunden werden.

Ueberhaupt wird und kann es wahrhaft gebildeten Eheleuten nie an Hülfsquellen des edelsten Zeitgenusses fehlen, wenn sie die süße Kunst des Umganges mit ihren Kindern, und die damit verbundenen Freuden der Erziehung kennen und verstehen. — Das viele Hin- und Hergerede über unglückliche Ehen, über ihre Mißgriffe und Verkehrtheiten, über den schwankenden Sinn der Weiber und Mütter, ihre Untreue und die Mittel, sie zur Tugend zu zwingen, verbreiteten gemeiniglich ehelose Schriftsteller, Weiberhasser, Hypochondristen oder Schwächlinge, die den häuslichen Frieden in der Ehe, als den immer noch allgemeinern auf dieser Erde, nicht kannten. Die Kinder sind und bleiben das wundersame Band, welches so oft selbst heterogene Gemüther freundlich zusammen knüpft, und so bemerken wir selbst bey Ehescheidungen noch einen gewissen zärtlichen Streit zwischen den sich Trennenden, wer die Kinder behalten soll. Das Kind ist ein den Aeltern geschenktes gemeinschaftliches Gut, und darum ist die wahre Liebe zu den Kindern mit der wahren ehelichen Herzlichkeit so geistig, und so unmittelbar verwandt, daß sich beyde Eigenschaften in gutgear-

teten Gemüthern durchaus nicht trennen lassen, sondern nur einen Einklang der Herzen für das ganze Leben ausmachen. — Welche gemeinschaftlich genossenen Reitze liegen nicht schon für die Aeltern in der Anschauung der zarten Anlagen der Kinder, ihre sich entwickelnden Aehnlichkeiten mit dem Vater- und Mutterherzen, oder auch schon einzelner Gesichtszüge, — wie hoffnungsvoll deuten wir uns schon in diesen Entwickelungen die Zukunft unserer Lieblinge, — wie erquickt uns ihr reges Streben im reifenden Jünglinge, wie das schöne Aufblühen der Jungfrau, — wie ergötzt uns ihr Fleiß, ihr Erwachen zu reinen und kräftigen Gefühlen, ihre herzige Reue jugendlicher Fehler, ihre Unschuld, ihre ungekünstelte Natürlichkeit, — und wie erquickend und aufheiternd ist ihr Anblick und ihre Vertraulichkeit für uns, wenn wir aus seelenlosen Gesellschaften, oder von mühsamen Geschäften in den Kreis unserer Häuslichkeit zurückkehren! Wir möchten die Menschen alle gern so sehen, und weil wir sie nicht so finden, so bilden gutgeartete Kinder eigentlich die bessere Welt um uns her, so wie sie gemeiniglich die Schutzengel des ehelichen Glücks sind.

Ein Hauptstück in dem Katechismus des ehelichen Lebens ist die Erhaltung des häuslichen Frohsinnes und seiner Unbefangenheit durch die Liebe *). Dann ist eigentlich Alles gewonnen, und alles Seyn und Leben in diesem schönen Verhältnisse fest begründet. — Das frohe Herz ist der beste Freund des Menschen, so wie der Ehe selbst, und alles Großen und Guten, was sie in sich schließt. Ich meine hier nicht die leichtfertige Jovialität, welche in mancher, vornehmlich jugendlichen, Ehe bis zu Ueberladungen der Lebensfreuden herrscht, und in einem wahren Sinnentaumel ihre Tage verlebt, sondern jenen stillen, herzigen Frohsinn, der sich an dem heitern Anblick des Andern, an dessen geistvollem Umgange und Mittheilungen ergötzt, den geliebten Gegenstand fast täglich neu findet, mit ihm

*) Und zwar derjenigen Liebe, von welcher die alte Dichtung sagt: daß sie die Welt aus dem Chaos gezogen, und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig an einander geknüpft habe, daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte, und zu dem Einen leite, welcher der Quell alles Lichts ist, wie aller Liebe. Herder über Liebe und Selbstheit.

verschlungen das schuldlose Leben genießt, mit ihm den Schönheiten der Natur huldigt, und die Stürme der Zeit durch seine Liebe besiegt. Ein solches Haus ist eine feste Burg im Unglück, und ein Freudentempel in heitern Stunden. Die Tage kommen und gehen, ohne die lange Weile mit sich zu führen, schuldlose Scherze mischen sich in den ernstern Umgang, alle Geschäfte werden freudig und fröhlich verrichtet, die Spiele der Kinder gesellen sich zu den Pflichten der Aeltern, und die Liebe selbst behält unter diesem schönen Himmel des Frohsinns alle ihre jugendliche Wärme. — Der Frohsinn in der Ehe hat noch die wunderthätige Kraft, daß er die Gemüther auch bey Verschiedenheit der Meinungen und selbst der Religionen enge zusammenhält, gegen einander ausgleicht und veredelt, und nie den Launen, diesen Furien und Verfolgerinnen der Liebe, und alles Glücks überhaupt, eine lange Dauer gestattet.

Vornehmlich suche man diese bösen Geister, auch wenn der Frohsinn nicht immer mitwirken kann, aus dem häuslichen Zirkel zu verbannen. Sie verderben und vergiften die besten Herzen,

und legen oft zu einer Kälte und Gleichgültigkeit den Grund, welcher unter mißmüthigen Stimmungen durch das ganze Leben fortdauert. Man spreche sich auch in der Ehe immer grade, klar und offen aus, hasche nach keinen Grillen, nach keinem unnöthigen Argwohn; man verzeihe sich kleine Schwächen, man suche in einander keine unerreichbare Ideale; man verstelle und verstecke sich nicht gegen einander; man vermeide das unselige Schmollen, als eine Krankheit der Seele, und eine Pest der guten Eintracht. Es ist freylich nicht möglich, daß wir immer gleich heiter gestimmt seyn können, es giebt harte Stunden, wo wir geistig und körperlich angegriffen sind, wo uns die Menschen und die Zeiten drücken, uns Hoffnungen verschwinden, und freundliche Gestirne untergehen; aber dieß lasse man sich in der Ehe nicht gegenseitig fühlen, sondern lasse lieber die Wunden in der Stille verbluten. Dann trägt auch Einer schon bereitwilliger des Andern Last, und die Grillen gehen gemeiniglich durch ein freundliches Entgegenkommen leichter vorüber.

Besonders vermeide man diese Launen, diese Ungleichheiten und momentanen Aufwallun-

gen, oder düstern Einhüllungen des Gemüths den Kindern sehen zu lassen. — Der Beobachtungsgeist der Kinder, ihr eigenthümlicher Scharfblick ist in Hinsicht dieser Schwächen sehr reizbar, und sie nehmen dieselben theils aus Nachahmungssucht, theils aus eigener Hinneigung zu solchen bizarren Willkührlichkeiten gar leicht selbst an, um einen neuen Spielraum für ihren Freiheitssinn zu gewinnen. — Das ganze Erziehungswesen, so wie der Umgang mit Kindern, muß liberal und fröhlichen Muths geübt werden. Es wäre am besten, wenn uns die Kinder nur in dieser Form sehen könnten, wenn sie uns nie mit einer finstern Stirn, als bey ihren Fehlern, erblickten, weil ihr Vertrauen zu uns durch eine offne Behandlung, durch den Geist der Liebe und des Frohsinns erhalten, durch das Gegentheil aber von uns abgeschreckt wird. Damit will ich aber nicht sagen, daß wir, wie so viele Aeltern, mit ihren Kindern nur immer spielen und tändeln, und zeitlebens die Schmeichler derselben machen sollen. Dieß ist ein schlaffer, empfindelnder Ton, eine mißverstandene Zärtlichkeit und Aufopferung, welche die Kinder nur verwöhnt, eigenwillig und

egoistisch macht, und in ihnen den Hang zum Nichtsthun erregt; — wir sollen vielmehr nur immer so mit ihnen umgehen, daß sie nichts Launisches, Wunderliches und Absurdes, sondern den guten Willen an uns bemerken, uns mit ihnen, so viel wir können, freundlich zu unterhalten. Alsdann lassen sie sich auch schon eher bedeuten, warten die bessern Augenblicke ab, und fliegen dann, wenn wir mehr Muße und Geneigtheit haben, desto freudiger in unsere Arme. Da, wo das wahre häusliche Glück wohnt, wo die Herzen der Kinder an den Aeltern mit unauslöschlicher Wärme hängen, wo die Geschäfte besser gelingen, die Erziehung die wenigsten Schwierigkeiten findet, wo ein Tag gleichsam den andern zu neuen häuslichen Freuden weckt, — da hausete gewiß die üble Laune nicht, da stimmte alles, wie die Töne eines vortrefflichen Saitenspiels, zusammen; und dieses Glück finden wir nicht sowohl in hochgebildeten Familien, am wenigsten in höhern Ständen, sondern öfters da, wo ein gesunder Menschenverstand sich mit einem gesunden Herzen zu einem stillen, häuslichen Lebensfrieden vereinigte.

Die Gleichheit des Benehmens und Um-

ganges mit den Kindern ist die beste Methode, in diesem Umgange selbst nicht leicht zu fehlen. Auch gewöhnen sich die Kinder schon dadurch an eine gewisse Consequenz des Characters und des äussern Betragens, an Gehorsam, Aufrichtigkeit und Gradheit, und lernen dadurch zur rechten Zeit froh, oder ernst zu seyn. — Es giebt Aeltern, die augenblicklich in ihrem Benehmen gegen die Kinder und ihren Erziehungsmanieren auf eine seltsame Art wechseln; heute verziehen und verzärteln sie dieselben, lassen ihnen alle Freiheiten, sind ihnen zu ihren kleinen Streichen selbst behülflich, und morgen kerkern sie dieselben sclavisch ein, zeigen ihnen nur drohende Gesichter, und bestrafen sie wohl gar für den gestrigen Frohsinn, den sie selbst unterstützt, oder doch Nachsicht dabey gezeigt hatten. Der Fehler liegt allerdings darin, daß solche Aeltern mit den bessern Erziehungsgrundsätzen noch nicht recht einverstanden waren, sondern nur ihren momentanen Launen und Stimmungen oder unreifen Meinungen über das Erziehungswesen selbst folgten. Sie glauben gestern durch ihr weiches und schlaffes Hingeben den Kindern zu viel erlaubt zu haben, und wollen nun

den Folgen desselben durch einen richterlichen und strafenden Ernst zuvorkommen, — und morgen meinen sie wieder, diese Härte tauge nichts, man habe dem armen Kinde vielleicht zu viel gethan, man müsse ihm lieber seine Freiheit gönnen, — und so schwankt in solchen Häusern das ganze Erziehungsgeschäft hin- und her, bis die Aeltern, die Erzieher und Erzieherinnen eben so launische, inconsequente und wunderliche Geschöpfe gebildet haben, als sie selbst sind *).

In einem Werke über den Umgang sollte die Abhandlung über den Umgang mit uns selbst, dem Anscheine nach, oben an stehen, weil wir uns doch immer selbst die nächsten sind, und unsere Erziehung unmittelbar aus uns selbst hervor gehen müßte. — Allein die Erfahrung lehrt, daß wir erst dann mit uns selbst umzugehen lernen, und uns zu deuten anfangen, wenn wir

---

*) Ausführlicher sind alle diese Gegenstände in der Schrift des Herausgebers: über den Umagng mit Kindern, Hannover, bey den Gebrüdern Hahn 1811, abgehandelt worden.

lange vorher durch den Umgang mit Andern abgerichtet, geformt, gebildet oder verbildet waren. Der Mensch kommt in der Regel immer erst durch fremde und äussere Gegenstände auf sein Inneres zurück, — und, wenn er lange genug die Welt beschauet, genossen und erkannt hat, fängt er sich selbst zu beschauen an, und öffnet sein Herz einer Selbstkenntniß, die ihm früher unendlich vortheilhaft gewesen seyn würde. Dieß successive Zurückkommen des Menschen von äussern Dingen auf sich selbst liegt in der ganzen Art und Weise, wie wir nach den Gesetzen der Natur zu denken und zu empfinden anfangen. Die Aussenwelt ist der erste Tummelplatz, worin sich unsere Sinnen, Kräfte und Gefühle üben, ohne daß wir wissen, oder uns darum bekümmern, wie dieß alles zugehe. Wir haben in der Kindheit schon viel tausend Begriffe aufgefaßt, wir können sie schon durch die Sprache und die Mimik, diese große Künstlerinnen der menschlichen Seele, aussprechen; aber wir kennen die Intelligenz, welche alle diese Begriffe und Empfindungen in sich aufnahm, und nun auf immer besitzt, kaum dem Worte nach. Unsere Ideen und Phantasien

schwärmen dann nur in äussern Fernen, als hätten sie sich von ihrem Innern losgerissen; noch sammeln wir da nur von fremden Blumen die Süßigkeiten des Lebens ein; unser früheres Daseyn ist gleichsam nur ein Leben ausser uns *),

---

*) „Der Mensch ist dazu gemacht, ausser sich zu leben, ehe er in sich selbst zurückkehrt, — zuerst die Gegenstände, welche ihn umgeben, zu besichtigen, und dann erst durch ein von den Gegenständen auf ihn zurückgeworfenes Licht sich selbst zu betrachten. Die Vorstellungen und Gefühle des innern Sinnes sind gleichsam der Nachhall der Eindrücke, welche von den äussern Sinnen herkommen, durch diese müssen jene zuerst geweckt, — nur durch starke Abwechselungen der letztern können die fernern Unterschiede der ersten bemerkbar werden. — Dadurch, daß uns das Betragen gewisser Menschen gefällt und uns Achtung einflößt, das Betragen anderer uns beleidigt, oder unser Mißfallen erregt, werden wir zuerst auf die moralischen Unterschiede unserer eigenen Handlungen, und durch diese noch später auf die ihnen zum Grunde liegenden Tugenden, oder Fehler des Charakters aufmerksam. Verstand, Witz, Artigkeit, gutes Herz, Wohlwollen und Großmuth, alle die Eigenschaften, welche die menschliche Natur veredeln, und die entgegengesetzten, welche sie erniedrigen, kurz, alle die Aeusserun-

und der große Umfang der Dinge und Erscheinungen um uns her läßt uns keine Zeit übrig, unsere Blicke anhaltend auf uns selbst zu heften. — So wachsen wir, aus uns selbst heraus gerissen, aber endlich gesättigt von dem Ueberfluß neuer Begriffe und Empfindungen, zu reifern Menschen heran, und nun erst beginnen für uns die ernstern Ansichten des Menschenlebens und seine Beziehungen auf unser Ich, durch eindringliche Erfahrungen aller Art. — Auch wenn wir nicht wollen, und lieber dem bunten, freundlichen Wechsel der Aussenwelt immer noch fortleben möchten; so werden wir doch nun stets auf uns zurück gewiesen, und oft genug auf uns zurück gestoßen. Das Gemüth leidet bey seinem Reifwerden neue und ungewöhnliche Erschütterungen; Liebe und Freundschaft zeigen uns goldene und eiserne Tage; die Ehrgefühle glühen in uns auf, und können,

gen, aus welchen wir die Bestandtheile des Genies und des Charakters nach und nach sammeln, fallen uns bey andern Menschen in die Augen, ehe wir sie bey uns selbst gewahr werden †)."

†) Garve über Gesellschaft und Einsamkeit, 1ster Band. S. 6. u. f.

ohne daß wir uns selbst geprüft haben, nicht wohl befriedigt werden. Wir fangen nun die Masse unserer Kräfte zu berechnen an, wir ziehen den Vorhang, den bisher das leere Aussenleben vor uns hin gezaubert hatte, auf; die Schuppen fallen uns schmerzlich von den Augen; wir erblicken weder uns noch die Menschen in einer vortheilhaften Gestalt, und verzweifeln oft einen Ausweg zu finden, auf dem wir mit uns selbst und andern jemals ausgesöhnt werden könnten.

Da tritt der Schutzgeist des Menschen, die ruhigere Vernunft, zu uns hin, und ruft uns aus ihrem Innern zu, weil sie sich endlich selbst verstehen lernte, uns von Zeit zu Zeit in uns selbst zurück zu ziehen, und da das Heil und die bessern Lebensstunden zu finden, welche die Aussenwelt uns nicht geben kann. — Unser Selbstgefühl erwacht jetzt mit alle den Freuden, welche die Anschauung unserer innern Kraft erweckt; — aber auch mit alle den Verbitterungen ihres Genusses, die das Andenken an verschleuderte Jahre mit sich führt. Allein gerade diese Verbitterungen sind unsere Wohlthäter, indem sie uns sehr nachdrücklich unterrichten, was wir nun noch

durch den Umgang mit uns selbst an uns zu bauen und zu bessern haben, — und so muß auch hier, nach dem weisen Gesetz der Natur, der Schmerz vorhergehen, ehe die Wunden geheilt werden können. Diese Ansicht des Umganges mit sich selbst ist die schönste in seinem ganzen Gebiethe, denn sie bezweckt die reinere Sittlichkeit in uns, und ist zugleich das kräftigste Mittel, diese Zwecke zu erreichen. Sie ist die einzige reine Selbstkenntniß, weil sie uns durch die Ablegung unserer Schwächen, und durch die Erhebung des Gemüths dem Ideale der Menschheit näher bringt, — und mit der Kraft, sich empor zu heben, die edle Reue verbindet, nicht früher dahin gestrebt zu haben. Diese Reue drückt ihre Kraft nicht danieder, sondern ist eher ein Stärkungsmittel derselben bey allen schönen Seelen, die mit unermüdlichem Sinnen und Trachten das Versäumte nachzuholen suchen, und in diesem Aufstreben nach einem höhern Seyn sich allein glücklich fühlen. Nun liegt die vorher so hochgefeierte Aussenwelt und ihr nichtiges Weltleben tief unter ihren Füßen, und sie sehen auf sie als ein unbrauchbares, armseliges

Wohnhaus herab, da sie in sich selbst ein weit schöneres gestiftet haben.

Wir gehen mit uns selbst um, wir verstehen, wir fassen uns selbst, wenn wir uns in dem Innersten des Gemüths hoch beglückt fühlen, daß wir so auf das Vergängliche, auf die Leerheiten des Lebens, auf das Getreibe kleinlicher Menschen, auf den elenden Schimmer einer erträumten Größe herabsehen können. Das Weltleben berührt uns mit allen seinen Farben und Spielereyen und Afterfreuden nicht, als in sofern wir dabey nebenher gehen, — weil wir uns aus Vernunftgründen von seinen Schauspielern und Schauspielerinnen nie ganz trennen dürfen. Aber wir erfreuen uns der innern Stärke und des eigenen guten Willens, uns hierbey selbst augenblicklich zu berathen und zu deuten, um mitten in dem Getümmel der Welt in unserm Geleise zu bleiben, und fest zu stehen, wenn sie uns gern in ihre Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten verwickeln möchte. Unser inneres Glück bestehet nur in der Achtung, die wir uns selbst mit Recht schenken dürfen, und in der Summe aller kleinen und größern Siege, die wir in uns zu unserer eigenen Verede-

lung über die Thorheiten der Menschen und uns selbst zählen, — ohne daß dieses Zählen in den Stolz des Egoisten ausartet, der zwar auch recht fleißig mit sich umgehet; aber nicht, um sich zu veredeln, sondern um sich gefällig selbst zu bewundern und im eigentlichen Sinne des Worts mit seinem Ich zu coquettiren.

Wir gehen mit uns selbst um, wenn wir uns aufrichtig und mit Freudigkeit des Gemüths zu unsern Pflichten und Geschäften vorbereiten, und das Edle und Schöne aufsuchen, wo wir es nur finden können. Der stille, wahrhaft geistige Genuß unseres Pflichtgefühls ist zugleich der reinste unseres Umganges mit uns selbst, und gehet unendlich weit über alle Glorie des armseligen Weltlebens hinaus. — In der Vorbereitung zu einer guten That, in dem reifen Entschlusse, Menschen zu beglücken, und Thränen abzutrocknen, in der stillen geräuschlosen Art, dieses auszuführen, ohne Dank zu fordern, ohne Dank zu wollen, in der süßen Wehmuth des thätigen Mitgefühls, in der Ueberzeugung unserer Uneigennützigkeit — liegt ein Himmel voll Seligkeit für ein gutes Herz. — Nur muß man seine Pflicht

nicht mechanisch, nicht nach einer gewissen Taxe, nicht obenhin, nicht ungern, wie einen beschwerlichen Frohndienst, sondern immer mit Rücksicht auf unsere fortschreitende Veredelung thun. Wir müssen uns immer dabey redlich fragen: wie viel wir durch unsere Pflichtübung und das Aufsuchen alles Guten und Schönen an innerem Gehalte gewannen, wie tief unser wahres Selbst dabey begründet, unsere moralische Kraft gestärkt, und unser Gewissen dabey befriedigt wurde. — Dieß heißt allein in seiner Humanität, in seiner Pflicht leben, und für sie leben, indem wir dabey aus den reinsten Absichten unsern moralischen Zustand beschauen, um unserer selbst, und des heiligen Wesens würdig zu seyn, welches uns mit unendlicher Güte diese sittliche Natur gab. Nun erst kann der reinere Sinn des Guten in uns aufglühen, nun üben wir es um sein selbst willen, nun wird es für uns etwas Heiliges und Göttliches, es wird die Religion unseres innersten Gemüths, — und es sind gewiß die seligsten Stunden des Lebens, die wir in seinen stillen Anschauungen zubringen.

Wir gehen mit uns um, wenn wir ernsthaft unsere eigenen Schwächen prüfen, wenn wir uns hierbey nichts verbergen, wenn wir unsern Eigenheiten nicht schmeicheln, sie nicht schlau und weichlich bey uns entschuldigen wollen, ihnen keine gutscheinende Gründe unterschieben, die sich nur eine uns verzärtelnde Eigenliebe erdichtete; wenn wir durchaus offen und aufrichtig gegen uns sind, mit unsern Selbstbetrachtungen nicht spielen, nicht um ein äusseres Interesse dadurch zu gewinnen, — und überhaupt wenn wir unsern ganzen moralischen Werth nicht höher anschlagen, als er wirklich ist. — Die Aufrichtigkeit, welche den Umgang mit uns selbst leitet und vergeistiget, die Wahrheit unseres Selbstgefühls, ist die liebenswürdigste Eigenschaft unseres Herzens, und auf ihr und durch sie allein läßt sich das innere Glück des Menschen bauen und ins Unendliche vervielfältigen. Es sind wahrhaft große Seelen, die sich auf die Art in sich selbst orientiren, von allen Winkeln ihres Herzens unterrichtet sind, ihre Tiefen genau berechnet haben, und sich eben darum ohne Schonung, und ohne Ausbiegungen berühren. Es sind gewiß edle Menschen, welche

unverholen in stillen Gemüthsstunden zu sich selbst sagen: so war ich, so bin ich, darin liegen meine Schwächen, da fehlt mir noch so viel zu meiner höhern moralischen Bestimmung. — Es ist nicht nöthig, dieß einer auflauernden und horchenden Welt zu sagen; aber wir müssen mit uns selbst so und nicht anders zu jeder Zeit reden können und wollen. Das Studium unseres Herzens ist ein elendes und blindes Geschäft, wenn es nicht mit jener Lauterkeit und Aufrichtigkeit getrieben wird, die vor dem unsichtbaren Richter unserer Handlungen hintreten und sagen kann: du, heiliges Wesen, wirst mein Inneres selbst nicht anders finden.

Wir gehen mit uns selbst um, wenn wir unserm Herzen die Stille und Ruhe nach seinen Leiden und Stürmen wieder zu geben wissen, und uns in der Freyheit und Unabhängigkeit von Leidenschaften und Gemüthserschütterungen in unserm Innern so ganz glücklich fühlen. — Jene Stürme und Erschütterungen kommen oft durch unsere eigene Schuld, trüben unerwartet den schönsten Frieden unseres Gemüths, und zerreissen nicht selten seine köstlichsten Früchte und Blüthen; —

oft kommen sie auch durch die Veranlassungen Anderer, oder durch die allgewaltige Zeit, wenn sie zwischen unsere Wünsche, Hoffnungen und Rechte tritt und sie wohl gar zertritt. — In diesen Stunden, wenn wir uns von uns selbst, von Andern, und von der finstern Gegenwart so hingeworfen fühlen, in diesem zerrissenen Zustande unseres Herzens und unseres Muths, in diesen eisernen Ketten, die uns binden, und die wir uns vielleicht selbst gebunden hatten, auf diesem stürmischen Meere in uns und ausser uns — giebt es keinen Anker und keinen Hafen, wenn wir ihn endlich nicht in uns selbst finden. — Wiedergefunden haben wir uns dann in diesen schauerlichen Wüsten des Lebens, weil wir nun wieder uns mit uns selbst befreundet fühlen, weil nun die tobende Leidenschaft in uns schweigt, eine erneuerte Kraft sich um unsern Schmerz schlingt, und Ruhe und Stille in unser Gemüth zurück führt. — Jeder ehrliche Beobachter seiner selbst wird es innigst empfunden haben, wie wohl ihm ist, nach einem so überstandenen, innern oder äussern Sturme, wie er sich nun wieder seiner bessern Selbstheit freuet, wie ihm seine Genesung

von der wilden Leidenschaft erquickt, mit welcher Wärme ihn nun neue edle Vorsätze ergreifen, und wie viel Trost und Kraft ihm diese Gemüthsstille, dieser innere Friede, dieser Umgang mit sich selbst für die Zukunft verspricht. Es ist ihm, — als ob er von einer höhern unsichtbaren Macht, von einer ihn stärkenden Gottheit, eine neue Waffenrüstung bekommen hätte, in welcher er allen künftigen Gefahren von Aussem, allen ihn drohenden Leidenschaften von Innem trotzen und Hohn sprechen dürfe. — Auch die Stürme des Gemüths erquicken nach ihrer Ueberstehung, vornehmlich wenn wir sie durch eigene Kraft in uns besiegt hatten.

Wir gehen mit uns selbst um, wenn wir uns in stillen geräuschlosen und vertraulichen Stunden mit dem Unsichtbaren und Unendlichen beschäftigen, der uns überall aus der größten Ferne und aus der nahesten Nähe entgegen winkt, und überall zu unserm Geiste wie zu unserm Herzen spricht. — Die Erhebung des Gemüths zu einem höhern geistigen Wesen, zur Anschauung seiner unendlichen Welt und ihrer zahllosen Wunder, der Aufschwung unseres Geistes in das große Reich seiner

Zwecke und ihrer weisesten Entwickelungen von dem Sandkorn bis zur Sonnenwelt hinauf, wirkt in uns selbst eine Veredelung, die durch keinen andern Gang unserer Gedanken, oder unseres Gefühls so erzeugt werden kann. — Es ist nicht jene Art von Andächteley, die sich in dunkeln Räumen blindlings verliert, um nun gar nichts mehr zu thun, als die Hände zu falten, und dumpfe Seufzer auszustoßen; es ist nicht die weinerliche Contemplation des stumpfsinnigen Anachoreten, und sein sogenanntes Versinken in das Meer der göttlichen Liebe, oder des Fanatikers, welcher den Durchbruch der Gnade und des Glaubens in sich erwartet, — es ist die auf reine Vernunft und reines Gefühl gegründete Anbetung des weisen Schöpfers der Natur, und die reine und innige Liebe, welche diese Vernunft uns im Anschauen seiner Größe und Güte einflößt. Es ist der heißeste Dank unseres Gefühls, daß eben Er uns diese innere Fackel des Geistes schenkte, wodurch uns allein seine herrliche Welt sichtbar wurde, und mit welcher wir ihre unendlichen Reiche sicher durchwandern können. Es ist der Glaube an seine ewige Liebe

die nichts vernichtet, was sie aus ihrem Schooße hervorrief, und den Menschen durch sich selbst seine Unsterblichkeit zugesichert hat; es ist die in uns lebende Religion, die kein Gottesdienst, keine Schwärmerey, keine Andächteley, sondern reine Gottesverehrung ist, und mit der sittlichen Natur des Menschen, mit der Heiligkeit des Herzens jedesmahl in der engsten Vereinigung steht; — es ist der uns beseligende Umgang in der höhern Geisterwelt, und der schönste Genuß unserer innern Ueberzeugung, daß wir zu einem noch bessern Daseyn berufen sind, und unsere Hoffnungen hierin ewig fest stehen.

Wir gehen mit uns selbst um, wenn wir das Andenken an geliebte Entschlafene, an ihre uns geschenkte Liebe, ihre Verdienste, ihre Tugenden und ihre schönen Seelen in uns fleißig zurück rufen. Jedes zartgebildete Herz empfindet in diesem Umgange mit sich selbst und den Seligen etwas Geistiges und Beglückendes, das uns besonders in stillen Augenblicken mit einer süßen Wehmuth und Sehnsucht überrascht, und tiefes ernstes Nachdenken über uns selbst und über unsere Zukunft veranlaßt. Vielleicht wandelten wir

noch vor wenigen Tagen in ihren Armen, noch gestern vielleicht, unterrichtete uns ihre liebevolle Rede, empfingen wir noch Wohlthaten von ihnen, genossen noch in zärtlicher Vertraulichkeit die reichen Früchte ihres Geistes und ihrer treuen Liebe, — und nun sind sie schon vor uns in eine andere Welt hinüber geschritten. Unser Inneres ist wie zermalmt, unsere Thränen fordern ihre Rechte, und wollen durch nichts aufgehalten werden; wir versinken in eine schmerzliche Traurigkeit, die unmittelbar aus dem verwundeten Herzen hervorgeht, und durch keine Sprache in der Welt sich ausdrücken läßt. — Die Welt mit allen ihren Freuden, die Natur mit allen ihren Schönheiten ist jetzt für uns untergegangen; wir blicken nur in das finstere Grab des Geliebten; wir möchten ihm nacheilen in das Reich seines neuen Daseyns. — Aber noch ernstere Gedanken kommen uns in dieser frommen Stimmung des Gemüths, ob wir auch des edeln Entschlafenen würdig waren, ob wir ihm in seinem Leben nie wehe gethan, ob wir seine Liebe immer herzlich erwiederten, ob wir ihm in seinen reinen Gesinnungen ähnlich zu werden suchten, ob wir uns ihm in einer bessern Welt

werden mit ruhigem Gemüthe nähern können. Noch sehen wir ihn in seinem ganzen Seyn und Wesen vor uns, noch lächelt uns sein liebevolles Auge entgegen, noch hören wir die zärtlichen Laute seiner Stimme, noch fühlen wir seine Küsse und Umarmungen, noch vernehmen wir seine gutmüthigen Lehren und Winke, mit tiefer und dankbarer Wehmuth, und der geliebte Todte steht als ein großer heiliger Lehrer ernst und gütig vor uns. — Wir kehren mit seinem Bilde in uns selbst zurück, wir verweben es in alle unsere Gefühle, wir flehen den Seligen an, uns nicht zu verlassen, und als ein frommer Schutzgeist um uns zu schweben, wenn wir fallen und uns verirren wollen, — und tausendmahl hat uns nur das wehmüthige Ankenken an geliebte Verstorbene gerettet, und uns selbst veredelt. Unsere Gefühle entglühen bey diesem Andenken zu bessern Vorsätzen und Handlungen, wir üben sie mit einem größern Eifer, mit einer wärmern Liebe, weil wir uns so gern die Guten von uns Geschiedenen als die Zuschauer unseres Lebens denken mögen, weil wir ihren seligen Geistern diese Opfer bringen, und sie ihnen als ein Unterpfand eines künf-

tigen Wiedersehens darreichen. — Wir leben noch mitten unter ihnen, oft mehr als in unsern nächsten Umgebungen, wir erquicken uns an unserm eigenen Schmerz, wir besuchen, zur Stärkung unseres Glaubens an eine Unsterblichkeit, ihre Gräber, und das geringste Andenken von ihnen, wären es auch nur die letzten Buchstaben ihrer Handschrift, oder eine von ihnen gepflanzte Blume, bleibt lebenslang für unsere Herzen ein Heiligthum, welches lebenslang unserm sittlichen Gefühle wohlthut.

Auch alles das nennen wir Umgang mit uns selbst, obgleich in einer andern Ansicht, wenn wir unsern Geist auf eine nützliche und löbliche Art beschäftigen. Wenn wir das Gebieth der Wissenschaften durchreisen, und seine Schätze in uns aufzunehmen, oder Andern mitzutheilen suchen; wenn wir die Kräfte unserer geistigen Natur, ihre ewigen Gesetze im Denken und Wollen studieren, und auf das practische Leben anwenden; wenn wir über die Mittel zum Anbau und zur Erziehung des Menschengeschlechts nachsinnen; wenn wir uns der Bildung jugendlicher Seelen widmen, und der Wahrheit, die uns schon tau-

sendmahl entschlüpfte, auf die Spur zu kommen suchen; wenn wir den trüben und hellen Zeiten unser Nachdenken widmen, um uns in beyde mit Vorsicht und Rechtlichkeit zu schicken; wenn wir an dem Schlechten auch das Gute aufsuchen, um überall gerecht und billig zu urtheilen; wenn wir den Gefahren und Irrthümern nachspüren, welche uns zu falschen Meinungen und voreiligen Schritten im Leben verleiten könnten; wenn wir den Eindrücken, die ein blinder Glaube, Systemszwang, Schwärmerey und Empfindeley veranlassen, in uns durch eine gesunde Urtheilskraft vorzubauen suchen, und die grade und unbestochene Vernunft in dem ganzen Lebensgebrauche an uns und Andern ehren; wenn wir einen in uns wahrgenommenen Irrwahn sogleich fortschaffen und ihn, selbst als ein Schooßkind unserer Phantasie, nicht fortdauern und nicht fortwirken lassen; wenn Wahrheit im Denken und Wissen und Handeln unser höchster Wunsch, und jeder bloße Vernunftschimmer uns verhaßt ist; wenn wir immer recht zu sehen, recht zu hören und recht zu empfinden suchen, und aus unserm Gefühlskreise alles verbannen, was die gesunde Vernunft nicht gut heißt,

folglich auch alle Spielereyen des Gefühls, alle Künsteley und Ziererey, alle Verweichlichung, alle Träumerey und alle erschlaffende Wehmuth und Laune, — so wie alle unnöthige Aengstlichkeit und Zaghaftigkeit, alle zu große Reizbarkeit bey widrigen Zufällen, alle lächerliche Peinlichkeit, wenn man einmahl aus seinem Geleise geführt wird, alles unnütze, sorgsame Deuteln der Zukunft, — kurz alles, was uns gewissermaßen von uns selbst entfernt, unsere Kraft lähmt, und also auch die Würde unserer Natur entehrt.

Es giebt keine unglücklichere Menschen beyderley Geschlechts, als diejenigen, welche sich selbst fremd sind, und in sich keine Quellen und Hülfsmittel zum Selbstumgange finden. — Da sie in sich nichts haben, da ihr Geist und Herz hohl und leer ist, da sie mit sich selbst nichts anzufangen wissen: so treiben sie sich, von den Martern der langen Weile verfolgt, unruhig in dem armseligen Weltleben umher, und geben allen Thorheiten, Spielereyen und Wunderlichkeiten Gehör, um die langen Stunden nur einigermaßen fortzu-

schieben. In sich selbst ausgetrocknet und dürftig, rennen sie von Visiten zu Visiten, um die alltäglichsten Neuigkeiten aufzuhaschen, oder zu verbreiten, während sie selbst, in der Regel, die kläglichsten Alltagsmenschen sind. Sie quälen andere mit ihren Zudringlichkeiten, mit ihrem leeren Geschwätz, mit ihren kindischen Anmerkungen, mit ihren schiefen Ansichten aller Dinge, und sind unbarmherzig genug, nicht leicht einen Fehler ihrer Nebenmenschen nachzusehen. Mit einem glühenden Heißhunger schnappen sie nach jeder Kleinigkeit, um sich unterhalten zu lassen. Das Gesinde, alte Frauen, redselige Aerzte und Hebammen werden zusammen berufen, um durch ihre Klatschereyen die Angst und Verzweiflung ihrer Gemüthsleere zu verscheuchen; aber unbefriedigt und zankend mit der Welt, den Menschen und dem Geschick, legen sie sich zu einem unruhigen Schlaf nieder, und erwachen nur zu einem neuen Umhertreiben in ihrer kümmerlichen Welt. Der böse Geist, der in dieser Leerheit wohnt, das Nichtsseyn, der Müssiggang, das ewige Haschen nach Schatten- und Puppenspielen hält sie gleichsam in einer fortwährenden Fieberhitze, gegen welche es kein Heilmittel giebt, weil

der ganze Grund und Boden ihres Innern ohne Gehalt und Kraft ist, und solche Menschen immer nur an der matten Aussenseite der Dinge kleben. Vergehen möchten sie, wenn ein paar Tage ihre jämmerlichen Zeitvertreibe unterbrochen werden, wenn die Gesetze des Wohlstandes, Krankheiten der Familie, widrige Zufälle u. dgl. in jenem gedankenlosen Umhertreiben einen Stillstand gebiethen, wenn nicht immer geschnackt und gelästert werden kann, oder wenn die Gegenwart geistreicher Männer und Frauen ihren Absurditäten in den Weg tritt. In bessern Gesellschaften sind solche sich selbst fremde, geistlose Wesen wie im Fegefeuer, sie verstehen den unterrichtenden Ideenwechsel nicht, es ist ihnen zu Sinne, als ob man eine ausländische unbekannte Sprache um sie her redete; sie gähnen, sie schnappen gleichsam nach Luft, und fühlen sich beklommen, wie ein Wasserthier, das man aus seinem Elemente gerissen, und auf das Trockne hingeschleudert hat.

Oder solche Menschen sinken in andere Fehler; sie verlieren alles Zutrauen, alle Achtung zu sich selbst, sind schüchtern, ängstlich, ohne alle Kraft, wie vernichtet und erstarret, weil sie sich an sich

selbst nicht erwärmen können, und in ihrem Innern keinen Ideenstoff finden, wodurch sie sich halten und ermannen sollten. — Dieß sind die traurigsten Schwächlinge des Geistes und Herzens, von der Natur Verwaisete, immer am Rande der Verzweiflung, und immer den Mund voll weinerlicher Klagen über Menschen, Zeiten und Umstände. Das kleinste Mißgeschick bringt sie ausser Fassung; sie sehen auch bey dem heitersten Himmel drohende Gewitterwolken, und strecken auch da, wo sie nicht untersinken können, die zitternden Hände nach Hülfe aus. Ermunterungen zur Festigkeit, zur Ausdauer, zur Selbstheit des Charakters richten hier nichts aus, da das ganze Gebäude keine Stützen verträgt, — und in vielen Fällen auch wirklich nur zu dem Umfallen taugt. — Können sie sich hinter andere kräftige Menschen verkriechen, und bey ihren Handlungen und Unternehmungen vorschieben: so haben sie bisweilen noch eine ruhige Stunde, wenigstens einen ruhigen Augenblick, und dann nehmen sie sogar wohl den Anstrich von Kraft und Selbstthätigkeit an; aber es ist nur der Anstrich einer matten Farbe, welcher durch das kleinste Mißgeschick gar

leicht wieder abgespühlt wird. — Diese Menschen sind in der That zu beklagen, da jene Charakterschwäche ohne Haltung und Selbstheit des Willens gemeiniglich mit sichtbarer Gutmüthigkeit verbunden ist, und sie ohne ihre innere Geistesleere die Wohlthäter der Menschheit seyn würden. Allein dieß können sie nicht, weil sie zugleich von einer ewigen Unentschlossenheit hin- und her geworfen werden. Sie haben momentane edle Vorsätze; sie thun ein paar Schritte vorwärts, nehmen auch wohl einen muthigscheinenden Anlauf; allein zur Vollendung kommt nichts, — sie prallen zurück, und erschrecken vor ihrem eigenen Schatten. Dazu kommt noch, daß ihr kleinliches Mißtrauen gegen sich selbst zugleich ihren Argwohn gegen andere Menschen vermehrt. Da sie diesen keine Waffen entgegen zu setzen haben: so fürchten sie überall Antastungen ihrer Person und Rechte, Verfolgungen und üble Auslegungen ihrer Handlungen, und thun lieber gar nichts, um selbst der Möglichkeit solcher Urtheile auszubiegen. Nun versinken sie oft in einen kläglichen Müssiggang, in ein Phlegma und eine Indolenz, oft auch in eine Gleichgültigkeit gegen sich selbst, die

nicht einmahl die kleinern Unannehmlichkeiten des Lebens fortzuschaffen sucht, sondern sich jedem leicht zu vermeidenden Ereignisse und Verdrusse mit einem totalen Stumpfsinne blindlings unterwirft.

Oft ist dieser matte und kraftlose Zustand des Gemüths auch nur momentan. Krankheit der Organe und des Herzens, Abstumpfung, Ueberreiz, Ueberladung oder Empfindeley des Gefühls aus physischen oder andern Ursachen, die wir uns nicht immer erklären können. — Es giebt bisweilen selbst in den thätigsten und lebendigsten Geistern seltsame Augenblicke, und Zustände, wo sie gleichsam ihr eigenes Ich und ihre Originalität ganz verloren halten, wo sie nichts erheitern und befestigen kann, wo sie alles anders, als gestern und vorgestern anschauen, die gewöhnlichsten Dinge als etwas Bedenkliches und Fremdes anstarren, alles um sich her und sich selbst unleidlich und fatal finden, und in dieser Verdüsterung des Gemüths, bey diesem innern Stumpfsinne, sich vor den Menschen, oft selbst vor ihren Freunden und zärtlichen Familien, lichtscheu und kindisch verkriechen. — In diesen unglücklichen

Verstimmungen, die oft selbst durch einen übermäßigen Fleiß in den Wissenschaften hervorgebracht werden, sind wir uns dann fremd geworden, — und dieser Zustand kann oft lange anhalten, weil wir selbst in diese geistlose Beklemmung nicht hineinschauen mögen, um uns nicht noch verworrener und gedrückter zu erscheinen. Nun ist aller Umgang mit uns selbst abgebrochen, aller Selbstgenuß zerstört, nun leben wir im Kriege und Feindschaft mit uns selbst, und haben uns wie Sterbende aufgegeben. Wir wagen keine kräftige Unternehmung mehr, wir mögen nicht einmal an eine Unternehmung denken, wir beben vor jeder Anstrengung zurück, wir zittern, wenn wir ein unbedeutendes Papier unterzeichnen, einen Besuch annehmen oder geben, einen Brief lesen, ein Buch aufschlagen, einen Bittenden anhören, einen Rath ertheilen, ein freyes Urtheil fällen sollen, weil wir überall unsicher und linkisch zugreifen und aufzutreten glauben, und weil wir nun alles, was uns noch so freundlich umgiebt, in den verpesteten Dunstkreis unserer Laune und unseres Mißtrauens zu uns selbst, hineinzuziehen suchen.

Der traurige Zustand des Hypochondristen ist das sprechendste Nebenstück zu dem vorstehenden Gemählde. „Der Hypochondrist, sagt ein großer Psycholog, verachtet niemand so sehr, als sich selbst, und doch, wenn man ihn an eine prunkvolle Tafel und in eine glänzende Gesellschaft bittet: so kommt ihm das eben so vor, als wenn ihm einer sehr höflich sagen ließe: erlauben Sie, daß ich morgen Mittag die Ehre habe, Ihnen in meinem Hause die Kehle abzuschneiden, oder Ihnen, mit Ihrem gütigen Wohlnehmen, wenigstens die Zunge aus dem Munde zu reissen.“ Er fühlt es und weiß es, daß er unfähig ist, irgend einem Menschen Vergnügen zu machen, oder auch irgend ein gesellschaftliches Vergnügen zu genießen. — Gefoltert unter einem immerwährenden Drucke voll schmerzhafter und ängstlicher Empfindungen, kann ein Hypochondrist wahrlich nicht fröhlich seyn mit den Fröhlichen, noch mit Zuversicht sich zeigen im Hause der Freude. Er hat allenthalben, wo er nicht gern ist, ein Bret vor dem Kopfe. Jede kleine und jede große Freude des Lebens ist ihm vergiftet. Alle Kraft des Geistes in ihm vernichtet, wenn man ihn mit un=

kluger Zudringlichkeit und auswendig gelernter frostiger Höflichkeit in Gesellschaft zu gehen zwingt. Mit der unzerstörbaren Ueberzeugung: ich passe zu keinem Menschen, und wenige Menschen passen zu mir; ich habe weder Verstand, noch Wissenschaft, noch irgend eine Fähigkeit, etwas Gutes zu thun, oder zu sagen, — mit dem so oft unwiderleglichen Gedanken: kein Mensch versteht mich, weil kein Mensch weiß, wie mir ist, — mit allen diesen Empfindungen, die unaussprechlich unglücklich machen, wenn sie auch nur an den subtilsten Faden der Einbildung hängen, — mit dieser schrecklichen Krankheit der Imagination, die man gewöhnlich über alle Begriffe unvernünftig beurtheilt, verachtet und verlacht, weil man nicht weiß, welcher Schmerz und welches Leiden, und welche körperliche Qual im Hintergrunde solcher Einbildungen liegen, — mit diesen Dornen im Herzen, hat man an jedem Orte, wo man viele Menschen versammelt sieht, in der besten Gesellschaft, an jeder Tafel, wo Glanz und Ceremonie, Ueberfluß, Witz und Aberwitz herrschen, das Gefühl, als stünde man am Pranger."

Können wir es nur über uns, durch eigene Kraft, erhalten, ruhig zu seyn: so dürfen wir auf eine baldige Genesung von jenen Gemüthsverstimmungen rechnen. Die Ruhe ist auch dem Geisteskranken, wie dem Körperkranken, überaus heilsam, dagegen der innere Ungestüm das Uebel nur ärger macht. Nur die Ruhe und Stille kann in uns den bessern Zustand erzeugen, den wir Sammlung des Gemüths nennen; ein Zustand, wo wir uns wieder mit einander befreunden, die trüben Launen zu verfliegen anfangen, wo wir in das rechte Geleise wieder eingreifen, — kurz, nach unsern stillen oder unruhigern Paroxismen wieder zur Besinnung kommen, und wieder Glauben und Vertrauen zu uns selbst fassen. — Wenn jener todte oder auch ungestüme Gemüthszustand mehr von körperlichen Ursachen herrührt, wenn es Nervenschwäche und Kränklichkeit war: so geht er auch oft unvermuthet in heitere Stimmungen über, ohne daß wir hiezu durch unser Raisonnement etwas beytragen, wie wir dieß eben an den Hypochondristen bemerken, welche aus der peinlichsten Niedergeschlagenheit oft augenblicklich und durch die kleinsten Veranlassungen in eine laute Jovialität übergehen

können. — Die Natur scheint sogar bisweilen unsere stillern Verstimmungen als Ruhepunkte ihrer zu großen Geistesthätigkeit herbey zu führen, die sie aber auch, sobald sie ausgeruhet hat, freywillig wiederum aufgiebt, und durch den Frohsinn sich zu neuen Kräften rüstet. Uebrigens bedürfen diejenigen obiger Heilmittel zur Sammlung des Gemüths nicht, welche leider nur zu viel Vertrauen zu sich selbst haben, sich wohl gar für untrüglich halten, und in ihren Vergleichungen mit wirklich schwächern Menschen mit stolzer Zufriedenheit und lächerlichem Selbstdünkel ihr Kraftgefühl bewundern, und sich so ankündigen.

Die sogenannte religiöse Absonderung des Gemüths von der Welt, die Andacht des gläubigen Schwärmers, das in sich Versinken, — dieser Umgang mit sich selbst, der alles Irdische um sich her verachtet, und Alles nur in sich allein finden will, — ist ein ganz eigener Selbstgenuß, der freylich dem aufgeklärtern Nichtkenner unerklärlich scheinen mag; aber doch wohl nicht selten im Hintergrunde andächtigen Stolz und gläubige Selbstgefälligkeit, oder wohl gar schnöde Arroganz hegen mag. — Wenn man im Umgange mit solchen Leuten sie genauer studiert und beobachtet hat: so kann

es uns nicht entgehen, daß ihnen bisweilen ein Hohnlächeln über die sogenannten Profanen entwischt, und daß sie auf diese mit Erbarmen, oder doch mit eiskalter Gleichgültigkeit, als auf Irrende und Unerleuchtete, herabsehen. — Es giebt auch nichts, was den geistlichen Stolz des Menschen mehr nähren könnte, als wenn der arme Mensch dem Unsichtbaren so ganz nahe zu stehen glaubt, oder sich gar als einen in der Gottheit selbst ruhenden Lichttheil betrachtet, folglich ihm alles Uebrige nach dieser Ansicht unheilig und lichtlos erscheinen muß. Verbindet sich dieser andächtige Stolz vollends mit gläubigen Entzückungen der Phantasie, glauben diese Leute die Wirkungen der Gottheit in sich unmittelbar und persönlich zu empfinden, können sie ihre Entzückungen und Begeisterungen, gleichsam wie der Taschenspieler seine Teufel und Engel, citiren, also willkührlich über den Himmel schalten und walten, — dann muß ihnen eine Welt noch mehr zum Ekel werden, die sich als ein trotziges und eigensinniges Ding nicht so leicht befehlen läßt, und mehr nach Regel und Recht, als durch Visionen, regiert seyn will. — Aber auch hier verräth die Na-

tur des Menschen, die ihn nicht bloß zu seinen Contemplationen, sondern auch zur Geselligkeit bestimmte, ihre Forderungen und Gesetze. Man findet, daß sich die der Welt abgestorbenen Heiligen bey ihrer frommen Devotion nicht immer glücklich fühlen, daß sie oft von gewaltigen Launen, Wünschen und Leidenschaften, eben so wie andere Menschen, getrieben werden, daß sie, in dem gläubigen Kampfe mit sich selbst, und bey den hohen Einbildungen von ihrer Frömmigkeit, oft tiefer als die sogenannten Weltkinder fallen, daß ihre Andächteley oft nur ein erzwungener Zustand ist, daß sie der von ihnen so verachteten Welt im Stillen manche zärtliche Opfer bringen, daß sie wie die betenden Mönche durch die Finger die Reize der weiblichen Schönheit betrachten, daß ihre Entsagungen oft nur ehrenhalber geschehen, — oder vermöge einer andern Schattenseite ihrer andächtigen Einkehrungen, ihre kleinsten Fehler wie Todtsünden bejammern, kein frohes Lebensgefühl in sich aufzuregen wissen, und, bey aller ihrer Gläubigkeit, in den Martern eines irrigen Gewissens dahinleben.

Vierter Abschnitt.

Anhang.

Ueber das eheliche, — gesellige und öffentliche Leben der Griechen, mit Hinsicht auf die Individualität ihres Nationalcharakters.

Die Veredlung der Nationen und ihre höhere Verfeinerung durch die Cultur hat sich überall durch die Heiligkeit und Einheit der Ehe ausgesprochen. — Da, wo die höhern Motive der Ausbildung noch nicht auf das Innere des Menschen wirken konnten, trat die Natur selbst als die Schutzheilige der Ehe auf, indem sie dem Menschen schon auf den ersten Stufen seiner Entwickelung ein gewisses Zartgefühl für die Zucht

und das häusliche Leben einflößte, und ihm hierin Gesetze gab, die bis zum tiefsten Alterthume hinan reichen. — So weit führt uns überall die Geschichte in der unendlichen Reihe ihrer Thatsachen. Aber auch ohne sie würde der Philosoph aus bloßen Begriffen den Menschen als ein Wesen abbilden, welches bey solchen Anlagen des Gefühls, und bey diesem dringenden Bedürfnisse einer geselligen Ordnung, — ohne die Ehe kaum gedacht werden kann.

Sobald der Mensch es fühlt, daß sein Beruf und Werth hoch über das Thier hinaus geht, daß sich ihm durch seine ganze innere Natur ein höheres Seyn ankündigt, daß sein Geist und sein Herz gesättigt seyn will, — und gern in seinen Kindern fortleben möchte; so sehnt er sich nach einem vertrauten Umgange mit dem zweyten Geschlechte — durch die Liebe. — Diese zarte Leidenschaft ist ihm nicht bloß zu seiner Fortpflanzung, sondern auch zu seiner Veredelung gegeben, und zeigt oft selbst schon in dem ungebildetsten Menschen die Lichtfunken einer höhern moralischen Natur. Eine Leidenschaft, die durch sich selbst so viel Beglückendes mit sich führt,

und schon durch ihre ersten leisesten Ahndungen in dem Jünglinge und in der Jungfrau auf die Ehe hindeutet, nimmt gleichsam den bessern Theil unserer Wünsche und Gefühle in Anspruch, und führt uns aus einem doppelten und eben darum desto stärkeren Bedürfnisse in die Arme einer Gattinn. — Das Weib wird der einzige Gegenstand seiner Liebe, die Mutter seiner Kinder, die Gespielinn und Freundinn seines Lebens, — und die nächste und treueste Verwandte seines ganzen Ichs, und zwar, unter dieser höhern Ansicht, — auf ein ganzes Leben, auf eine ganze Ewigkeit hinaus.

Schon in dem einfachen und rohern Naturstande des Mannes, wo sich in beyden Geschlechtern die Liebenswürdigkeit noch nicht entwickelt hatte, also ihnen noch alle schönern Bande des Herzens fehlten, fordert der Mann: daß das geliebte Weib ihm allein angehören soll. Er kann seine kostbarsten Güter mit seinen Freunden theilen; aber das Weib seiner Wahl wird davon ausgenommen, und er wird Leib und Leben zur Behauptung ihres Besitzes wagen. Dieß ist unstreitig eine der vortrefflichsten Einrichtungen der

Natur, ein innerer heiliger Beruf zur Einfachheit der Ehe, welcher aus der ganzen Oeconomie unserer Geselligkeit hervor geht, und ein Instinct genannt werden könnte, weil man ihn, bey so wenigen Ausnahmen, wirklich allgemein nennen darf. Auf die Art hat die Natur zum Heile der Menschheit die Liebe zur eigennützigsten und zugleich zur geselligsten aller Leidenschaften gemacht, und durch ihre ewige Freundinn, — durch die Eifersucht, die so höchst unnatürliche Gemeinschaft der Weiber verhindert. — Ihr verdankt zwar das andere Geschlecht bey ganzen Nationen nahmenlose Qualen; aber zur Erhaltung der Ordnung des Ganzen, zur Heiligkeit der Ehe, und zur Erweckung der feurigern Liebe war sie so nothwendig, wie zum Leben — die Seele.

Im Culturstande giebt zwar der Mann dem Weibe größere Rechte der gemeinsamen Geselligkeit, als seine Freundinn steht sie hier mit ihm auf Einer Stufe, oder wohl gar noch einige Stufen höher; aber der Mann gestattet dieß gewiß nicht aus Leichtsinn oder Gleichgültigkeit gegen die weibliche Tugend selbst, sondern aus jenem weit edlern Grunde, weil er voraussetzt, daß

die Bildung des Weibes ihre natürliche Keuschheit nur noch mehr sichere, und ihre Tugend zugleich auf die Ehre des Geschlechts gründe. Der freyer geschaffene Mann wird sich zwar, bey einem schwächern Gefühle für seine eigene Keuschheit, Vergehungen gegen die eheliche Treue erlauben; aber er wird sie der Gattinn nicht gestatten, weil ihm die weibliche Tugend gleichsam heiliger, als seine eigene erscheint; ja, er wird immer noch Ansprüche auf die Liebe der Gattinn machen, wenn er sich schon ganz dem Wechsel unerlaubter Vergnügungen hingegeben hat.

Genug, der Mensch ist zur Ehe eben so gut, wie zum Leben, erschaffen, — und es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, daß große, höchst uncultivirte Nationen des Alterthums, wie z. B. die celtischen Völker, die Reinheit des Ehestandes so heilig und zart, wie die cultivirtesten, verehrten. Es ist freylich schwer zu bestimmen, ob hierbey schon ein höherer Grad der Humanität, ein gleichsam angeborner Edelsinn, oder ein Nationalcharakter der Keuschheit wirksam gewesen sey; es ist schwer zu bestimmen, ob ein Mensch oder wohl gar eine ganze Nation

edler, als eine andere, gebohren werde, da wir wissen, daß der Mensch fast alles durch die Erziehung wird, und da man der Natur den Vorwurf machen könnte, warum sie nur einen so kleinen Theil ihrer Menschen edler hervorgehen ließ, und dagegen den allergrößten Theil der Erdbewohner ihrer Verwilderung überläßt. —. Die Heiligkeit der Ehe bey den celtischen Völkerstämmen war, wie überall, zugleich ein Werk der Nationalreligion; sie war ein Stück des Gottesdienstes, der sich bey allen Völkern nach dem Locale des Landes und seiner Sittenweise richtete. — Die nomadische Lebensart, welche unsere Voraltern, die alten Germanen, führten, würde ihnen eine orientalische Vielweiberey und die Wollüste eines Harems nicht einmahl gestattet haben. Die ewigen Kriege, die sie führten, mußten in ihnen nach und nach die Ideen eines gewissen Familienadels aufregen. Nur die echte Gattinn konnte dem Manne in ihrem Sohne einen echten Krieger schenken, und schon darum standen die celtischen Weiber bey ihrer Nation so hoch. — Sie waren nicht bloß Familienmütter; sie waren zugleich die Mütter des Staats, die Müt-

ter der Heere, die an den Gefahren der letztern und an ihren Siegen, gleich den erstaunlichen Spartanerinnen, Antheil nahmen, und nicht selten in ihrem heroischen Muthe selbst auf den Schlachtfeldern mit den Männern wetteiferten. —

Wir finden bey den Griechen eine Heiligkeit des Ehestandes, und eine Achtung dieses Vereins, welche ganz der Ehe, wie unter den celtischen Völkern, geschenkt wurde. Die Griechen haben durch die eingezogene Lebensweise ihrer Frauen das Geschlecht nichts weniger als herabsetzen, sondern vielmehr in seinem ursprünglichen Berufe erheben und befestigen wollen. Sie kannten das verführerische Klima ihres schönen Landes; sie kannten die große Eitelkeit ihrer Frauen, und ihre Neigung zur Herrschaft über die Männer, die vielleicht unter keinem Volke stärker war. Sie sahen es voraus, daß, wenn sich jene Eitelkeit mit dieser Herrschsucht verbinden dürfte, es um die hochgepriesene Freyheit griechischer Männer und Staaten geschehen sey. Die Einschränkung des schönen Geschlechts auf sein Haus und seine häuslichen Geschäfte war also nur eine Vorsichtsmaaßregel, um die Tugenden der Frauen zu sichern,

ihrem Freyheitssinne seine gehörigen Grenzen anzuweisen, und ihn von der Einmischung in die Staatsgeschäfte, wozu sich die gebildetern Griechinnen oft so geneigt fühlten, — zurückzuhalten.

Das Weib ist ein ganz anderes Wesen in der Monarchie, als in einem Freystaate, weil es überall, vermöge seiner großen Bildungsfähigkeit und seiner innigen Verwandtschaft mit dem Manne, sehr leicht und gern die Farbe und die Stimmung desselben annimmt. In einem monarchischen Staate, wo die Subordination das höchste Gesetz ist, und der Wille Aller unter einem Einzigen gebeugt wird, kann ein allgemeinerer Freyheitssinn des zweyten Geschlechts nicht erwachen, weil er dort dem Manne selbst genommen, und das Wort Freyheit nur ein Nahme ist. In den Freystaaten dagegen giebt das Volk die Gesetze, und da die Frauen einen Theil des Volks ausmachen: so kann es ihnen nicht entgehen, daß sie an dieser freyern Legislation Theil haben, und sich größere Rechte in der Societät erwerben dürfen. Ihre Stimmungen nehmen also ihre Formen von dem freyern Manne an, d. i. sie werden

republicanisch, — selbst in ihrem Hauswesen, — und der sich freydünkende Republicaner wird durch jenen Geist der Frauen, vielleicht in seinem eigenen Hause, ein Sclave. Es bleibt ihm also bey dieser Furcht vor der weiblichen Herrschaft kein anderes Mittel übrig, als die Gattinn auf eine anständige Art von der größern Societät abzusondern, und ihr nur das stillere Regiment über seine Kinder anzuvertrauen.

Die Sittengeschichte der Griechen lehrt uns: daß alle ihre Ehegesetze in den gebildetern Zeiten auf die Würde und Achtung des andern Geschlechts berechnet waren, und zwar in vielen Fällen mit einer Zartheit und Verständigkeit, die selbst zum Theil unsern Ehegesetzen fehlt. — Eins der ersten Gesetze, welches der weise Cecrops als Stifter des berühmten Attica entwarf, betraf die Einfachheit der Ehe, ein schönes häusliches Bild, das er vielleicht aus dem Himmel der Aegyptischen Fabelwelt auf die Erde herabzog. — Er geboth: daß jeder Grieche nur eine rechtmäßige Gattinn haben solle. Vor seiner Zeit, sagt Athenäus*),

*) Deipnosoph. XIII. Buch, im Anfange.

lebten die Griechen ohne Ehe, in gemeinschaftlichen Vermischungen; in einem Zustande, wo man nicht wissen konnte welches die Väter der neuen Generationen waren, — also in dem Zustande der absoluten Wildheit. Cecrops hatte den höhern Sinn der Ehe zur Gründung eines neuen regelmäßigen Staats gefaßt. Sie mußte erst sanctionirt seyn, ehe er seinem Volke eine menschliche Bildung geben konnte. Er hob die Griechen aus ihrer Verwilderung durch zwey Hebel empor, denen auch der Barbar nicht widerstehen kann, — durch das Bedürfniß seiner Geschlechts- und Familienehre, und durch das süße Gefühl, zu wissen: welche Kinder man die seinen nennen kann. Hierdurch ward der schönste aller Nahmen, der Vatername, bey seinem Volke gegründet, und das heilige Band zwischen Aeltern und Kindern geschlossen. Cecrops verdiente, mehr als ein Jupiter oder eine Pallas Athenä, die göttliche Verehrung von seinen Griechen, da er ihnen ihr Alles, Aeltern und Kinder, — eine gesetzmäßige Ehe, häusliches Glück und ein Vaterland geschenkt hatte.

Diese Einfachheit des ehelichen Bundes dauerte in

Griechenland von Cecrops an bis zur gänzlichen Erlöschung aller jener kleinen Freystaaten, zwey Jahrtausende hindurch, als ein heiliges Gesetz der Societät. — Ausnahmen hiervon scheinen jedesmahl Aufsehen erregt zu haben, und nur in den höchsten Nothfällen, — wenn der Staat durch Kriege und allgemeine Krankheiten entvölkert war, soll es erlaubt gewesen seyn, zwey Frauen zu gleicher Zeit zu ehelichen. Man hat es nicht vergessen, bey dieser Gelegenheit vorzüglich zwey berühmte Männer des Alterthums, den Socrates und Euripides, zu nennen. Aristoteles sagt ausdrücklich: Socrates habe zwey Frauen, die weltberühmte, zu hart beschuldigte Xantippe, und die Myrto, eine Tochter Aristides des Gerechten, zur Gattinn gehabt *). Ist diese Sache ein Factum: so hat sich der weise Socrates die Stürme seines Hauses unstreitig selbst zubereitet, weil da kein häuslicher Friede seyn kann, wo zwey Frauen zugleich über den Willen und die Gunstbezeugungen des Mannes gebiethen wollen. Selbst die Erhohlungen können in einer Ehe nur

*) Diogen. Laert. im Leben des Socrates.

momentan seyn, wenn der Mann sich aus dem Gezänk der einen in die Arme der andern flüchtet, und ohne Aufhören von der weiblichen Eifersucht verfolgt wird. — Die nachfolgenden Schriftsteller *) haben sich daher noch mitleidig genug des armen Socrates angenommen, und seine Vielweiberey, wozu ihn vielleicht seine bekannte Verachtung des öffentlichen Urtheils mit verleiten konnte, gradezu abgeläugnet. Wenigstens können die Worte des Diogenes von Laerte **) auch so verstanden werden, daß Socrates nach dem Tode der einen Frau, noch eine zweyte geheyrathet habe. Hätte die Vielweiberey des weisen Mannes ihre historische Richtigkeit: so würde sein satyrischer Gegner, Aristophanes, nicht unterlassen haben, die Frauenliebe desselben zu bespötteln, und die Eilfertigkeit zu schildern, wodurch grade — ein Philosoph, durch Hülfe zweyer Weiber, den Staat von seinem Untergange zu retten gesucht habe. —

*) Vornehmlich Panätius von Rhodus. Selbst eine Apologie der Xantippe findet man in den Actis Philos. Tom. I. von Heumann.

**) Προτεραν — δευτεραν.

Fast eben so widersprechend scheint die Zweyweiberey des unsterblichen Euripides zu seyn. Er wird als ein kalter und finsterer Mann geschildert, welcher den vertrauten Umgang mit Weibern vermieden, und aus Frostigkeit des Temperaments die Freuden der Liebe wenig geachtet habe *), und doch geben ihm die alten Schriftsteller zwey Frauen auf einmahl. Indeß mag ich das Factum selbst nicht gradezu widerlegen, da sich bey einem Genie, wie Euripides war, oft die widersprechendsten Erscheinungen zeigen, und das Spiel dramatischer Ideen leicht in das Leben des genialischen Schriftstellers selbst übergeht. Wenn Euripides sich die Ehe durch zwey Weiber natürlicherweise selbst verbitterte, da er als ein so scharfsehender Kopf wohl wissen konnte, daß man nur Ein Weib herzlich lieben kann: so hat er sich durch seine vielfachen Bitterkeiten gegen das schöne Geschlecht an demselben sehr versündigt. Seine Strafe dafür lag in seinem eigenen Weiberhasse, weil man den nicht glücklich nennen kann,

---

*) Suidas und Moschopulus. Aulus Gellius B. XV. Cap. 20.

welcher ein ganzes Geschlecht, das mit uns durch die zartesten Bande der Natur und Geselligkeit vereinigt ist, verabscheuet, und durch innern Groll von sich stößt. Sophokles, der Gegner seines großen Nebenbuhlers, hatte freilich eine ganz andere Meinung von ihm. Entweder kannten sich diese schönen Geister einander schon genauer, oder Sophokles wollte sich bey den Schönen Athens durch ein Witzwort gegen den Euripides empfehlen, und sie an ihm selbst rächen, indem er sagte: Euripides zeigt sich nur in seinen dramatischen Werken als Weiberfeind, — unter vier Augen ist er grade das Gegentheil *). — Bayle **) macht hierbey die sehr naive Bemerkung: Sophokles habe in ein Paar Worten mehr Böses von dem schönen Geschlechte, als Euripides in allen seinen Tragödien gesagt, indem er sich einst so geäussert: Euripides schildert die Frauen wie sie sind; — ich, wie sie seyn sollen. Und wirklich findet man im Sophokles die liebenswürdigsten und trefflichsten Gemählde weiblicher Tugenden und weiblicher

*) Athenäus Deipnosoph. XIII. p. 557. Casaubon. Ausgabe.

**) Euripides. Im 2ten Bande des Wörterbuchs.

Größe, dagegen sie Euripides gemeiniglich wie Eumeniden abbildet.

Man würde aber doch die Gesichtspuncte der griechischen Ehe sehr unrichtig auffassen, wenn man die dortige Achtung für sie aus einer höhern moralischen Vergeistigung dieses Volks, aus dem reinern Glauben an die Würde der Frauen ableiten wollte. Selbst in den philosophischen Schriften dieses Volks wird das Weib fast immer nur als ein Eigenthum des Mannes betrachtet. Eine Ansicht, welche den feinern Sinn für einen höhern Standpunct des Geschlechts und seine moralische Vollendung nicht wohl gestattete. Ueberall scheint aus der griechischen Ehe zu sehr das Institut des Staats hervor, als daß sie ein edleres Werk des Sittengesetzes und der wahren Humanität seyn konnte. Sie war dort eigentlich kein Vertrag, den die Tugend des Mannes mit der Tugend des Weibes machte, sondern nur eine, obgleich sehr achtbare, Disciplin für die Ordnung und Bevölkerung der Nation. — Zu einer ganz veredeltern Ansicht der Ehe kommt der Mensch erst durch eine veredelte Religion, — indem diese dem Weibe alle ihre Rechte wieder giebt, und sie

uns als ein freyes und selbstständiges Wesen zugesellt, wovon die griechische Philosophie nichts zu ahnden schien. Nach den Begriffen jener veredeltern Religion, welche die Herzen auf eine ganze Ewigkeit mit einander verbindet, ist die Frau dem Manne nur vermöge des Geschlechts untergeordnet; aber in allem übrigen steht sie, als Vernunftwesen und Theilnehmerinn an der Religion des Gemüths, mit ihm auf Einer Stufe der Menschheit, — und sie wäre vernichtet, wenn sie nicht da stünde.

Ferner scheinen die Griechen die Ehre nicht gekannt zu haben, welche für beyde Theile, nach unsern Begriffen, in der Einheit der Ehe liegt. Wir würden es für eine Schande halten, diese Einheit mit Wissen und Willen zu verletzen, und wenn auch das Naturrecht, zwey oder mehrere Frauen zu haben, gestattete: so würde doch der höhere Bildungssinn und das Religiöse, was in jeder Ehe liegen muß, — jene Freyheit der Indecenz beschuldigen. Wir würden einen solchen Mann fast nicht anders, als unter der Form des sinnlichen Orientalers denken können, und wür-

den ihn für absolut unfähig halten, seiner Familie eine gute Erziehung zu geben.

Eben darum, weil bey den Griechen die Ehe kein religiöses, sondern gleichsam nur polizeyliches und Staatsgesetz war, weil die Unkeuschheit des Ehemannes, wegen des noch schlummernden moralischen Gefühls der Nation, keine Schande brachte: so durfte er sich Ausnahmen von der Regel gestatten, und so herrschte denn das Concubinat durch ganz Griechenland als ein erlaubter, obgleich seltener Gebrauch, — und dieser Gebrauch ging wieder unmittelbar aus dem Geiste des Orients hervor. Selbst auf dem höchsten Gipfel der Cultur und Philosophie konnten sich die Griechen von dem Nationalbedürfnisse, — Sclavinnen zu halten, nicht loswinden. Wo aber dieses Bedürfniß herrscht [die Sclavinn mag ihm gebohren, von ihm gekauft oder geerbt werden], da genießt der Hausvater als Despot die Reitze der Schönern nach Willkür, während er seiner Gattinn alle Rechte der Hausfrau zugesteht.

Wir finden die schönen und verführerischen Pallakiden schon in den ältesten Zeiten der Heroen und Patriarchen, als eine Eigenthümlichkeit in

den Sitten des Orients. Die Schriftsteller erwähnen dieser Mägdchen sogar mit einer Art von Veneration, und die Einwirkungen derselben auf die Weltbegebenheiten haben das Interesse der schönsten Gedichte des Alterthums. Welch einen reichen ästhetischen Stoff hat ihnen nicht die einzige Cassandra geliehen! Homer hat uns seine Helden ganz in ihrer menschlichen Form aufgestellt, und hat ihre Schwächen so wenig als Moses die Sinnlichkeit seiner Heroen vergessen. — Das höchste Interesse aller Geschichte und aller Dichtkunst liegt in dem wunderbaren Wechsel zwischen Licht und Schatten der menschlichen Natur, und die Heroen des Homer würden vielleicht gar nichts seyn, wenn er sie als Ideale einer vollendeten Tugend abgebildet hätte. Der Mensch in dem großen Getriebe der Welt ist ein ganz anderes, vielseitigeres, und man könnte sagen von dem Schicksale abhängigeres Wesen, als der stille, und tugendhafte Privatmann. Homer wollte in seinen Charakteren nicht das Ideal der Tugend, — sondern der Tapferkeit aufstellen, — und der Tapfere ist um so viel mehr den Schwächen seines Geschlechts ausgesetzt, weil die Stärke des Ge-

müths gemeiniglich von einer großen Leidenschaftlichkeit begleitet wird, und weil selbst die weibliche Liebe dem Tapfern bereitwilliger, als dem Feigen, entgegen kommt.

Der heroische Achill liebte die schöne Briseis, sie war seine eroberte Sclavinn, eine durch Kampf errungene ehemahlige Fürstinn, welche den griechischen Feldherrn durch alle Zauber der Liebe gefesselt hatte. Homer schildert diese Liebe, als ein vollendeter Dichter der Natur, wie sie sich in dem kraftvollen Manne, in dem Heros, stark und kühn, und ohne jene Empfindeley ausspricht, die das Zeichen eines verweichlichten Sinnes ist. Achill droht, für seine Geliebte auf Tod und Leben zu kämpfen, und den Räuber seines schönsten Kleinods niederzustoßen. — Aber hierdurch hätte der Dichter selbst dem unendlichen Interesse seiner Iliade geschadet. Die ruhigere Vernunft, welche Homer unter dem freundlichen Bilde der Pallas Athenä auftreten läßt, hält das Schwert des gewaltigen Mannes in der Scheide, — ohne von jener Rache frey zu seyn, welche als eine Eigenthümlichkeit die heisse und beleidigte Liebe jedesmahl begleitet. Das Gefühl dieser

Rache, der Ingrimm des Gemüths bricht selbst bey dem Heros in Thränen aus, und so ist die Ehre des Dichters gerettet, dem man jene Thränen in dem starken und heroischen Charakter eines Achill nicht verziehen haben würde. Daß dieser selbst seine rosige Briseis, wie sie Homer nennt, in dem unruhigen Kriegesleben bald wieder vergessen konnte, sieht man daraus, daß bald nachher die schöne Diomeda eine seiner Pallakiden wurde. — Welche Gewalt diese Frauen über das Gemüth der Heroen ausübten, sieht man aus der Geschichte der nicht minder schönen Chryseis, Agamemnons Nebengeliebte, die bekanntlich den feindseligen Zwist der beyden Atriden mit veranlaßte. Die Eroberung eines solchen Weibes schien den Werth ganzer Städte und Länder zu übersteigen, indem man sie gleichsam als Ehrengeschenke von der ganzen Nation betrachtete. Wahrscheinlich wurden sie auch als solche den Siegern überreicht, indem man für sie die schönsten und liebenswürdigsten Sclavinnen auszuwählen pflegte.

Selbst hochbejahrte Männer, die im Rufe der höchsten Vernunftmäßigkeit standen, wie z. B. ein Nestor, unterhielten Pallakiden, und

man hat dieß naiv genug mit ähnlichen Beyspielen der göttlichen Männer im alten Testamente entschuldigt. Die geselligen Verhältnisse in dem großen Weltleben sind überall dieselben gewesen. Die Großen haben sich immer eine größere Freyheit der Sitten erlaubt, und der Dichter durfte diese Freyheit in dem Gemählde der Heroen sogar noch erhöhen, weil er sie in dem ungebundenern Kriegsleben aufstellt. Er durfte ihnen nicht den Charakter einer stoischen Apathie aufdrücken, wenn er den kühnen und leidenschaftlichen Heros, also die Natur des Mannes in ihrer ersten Urform, schildern wollte. Homer ist hierin den Bedingungen der Charakteristik vollkommen treu geblieben, und er scheint die zärtlichen Intriguen seiner Helden dadurch entschuldigen zu wollen, daß sie so viele Jahre lang von ihrem Vaterlande und ihren Hausfrauen entfernt waren. Nur eine ungetreue Clytemnestra wollte dem ungetreuen Gemahl es nicht verzeihen, daß eine Cassandra sein Herz gewann.

Ehe wir in der Geschichte der griechischen Zärtlichkeit weiter gehen, — wollen wir ein skitzirtes Gemählde von der herrschenden Philodonie, von der sinnlichen Stimmung der Griechen, und den Ursachen jenes sinnlichen Geschmacks selbst entwerfen, weil er eine ihrer entschiedensten Individualitäten war. — Die Natur hatte für Griechenland und seine Einwohner alles gethan, um sie zu einer der entzündbarsten und empfänglichsten Nationen der Erde zu bilden, und ihre Sinnlichkeit durch alle Zauber des Lebens aufzureizen. Ueber ihnen schwebte der lachendste und reinste Himmel, und das leichte und warme Klima gab ihnen das leichte und warme Blut, und jenen heitern griechischen Sinn, welcher vornehmlich den jovialen Athenern eigen war. Unter diesem freyen Himmel mußte sich der Geist dieses Volks zur Freyheit und Liberalität seiner Sitten emporschwingen, und seinem ästhetischen Gefühle eine Kraft und Mobilität verleihen, die wir vielleicht in dem Grade bey keiner andern Nation der Erde wiederfinden. Man hätte es im Scherz das ätherische Volk nennen dürfen, wenn man bedenkt, wie schnell und inflammabel es gleichsam in seiner ganzen Psychologie erscheint, wie leicht

es dachte, fühlte und redete, wie electrisch es alles Schöne und Neue auffaßte, und wie geistig in die Tiefen der Kunst und Philosophie eindrang.

Griechenland war ein großes, liebliches Gefilde der Erde. An einzelnen Stellen war es freylich nichts weniger, als ein Arcadien; aber im Allgemeinen doch ein schöner Garten der verherrlichten Natur. Die Einwohner hatten es durch ihre geniale Thätigkeit dazu umgeschaffen. Man sah überall die Wunder dieses Fleißes, welcher Aecker, Gärten und Weinberge bis an die Felsengipfel hinauf anlegte, und auf Sandflächen lachende Baumgänge und Blumenwiesen hervorrief. Von jenen nackten Felsen, und vornehmlich von dem Hymettus herab, hatte man die reitzendsten Aussichten, und aus ihrem Innern quollen die freundlichsten Wasserbäche hervor. Wie die Ruinen einer alten Welt erhoben sich diese Felsenketten über die schöne Vegetation der Thäler, und von ihnen herab blickte man auf das Land, wie auf ein großes, höchst interessantes Buch der Geschichte der Kunst und der Menschheit. — Die originelle Liebe der Griechen zum Landleben, welche in ihnen bis zur Schwärmerey

stieg, hatte alle Umgebungen der Städte, alle Landstraßen, ihre Dörfer und Gärten, ihre heiligen Haine unendlich verschönert, und hatte die Kunst selbst mit ihren zahllosen Meisterwerken aus den Mauern der Städte unter den freyern Himmel gerufen. Der Weg von Athen nach Orope war wunderschön. Die Griechen waren durch ihren Enthusiasmus für das Landleben glückliche und fröhliche Kinder der Natur geblieben, — und eben dieses Landleben hatte ihnen jenen romantischen Schwung gegeben, der sich in der Freiheit und Leichtigkeit ihrer ganzen Lebens- und Denkweise ausspricht. Freylich hatte dieß auch seine schlimmen Folgen.

„Der Luxus, sagt ein Alterthumsforscher *), welcher sich nicht sogleich wie ein Strom in den Städten verbreiten konnte, schränkte sich auf das Innere der Landhäuser ein, wo man mehr Freyheit genoß, weil man hier nicht so unmittelbar den Augen der Obrigkeit und den Blicken der Nei-

*) von Pauw Philosoph. Untersuchungen über die Griechen. Von Villaume übersetzt. I. S. 13. und ferner.

der ausgesetzt war. Auch ward nichts verabsäumt, in diesen ländlichen Wohnungen alle Annehmlichkeiten zu vervielfältigen. Dort unterhielt man die Vögel und Gewächse des Orients, die Fasanen aus Colchis, die Pfauen aus Indien, und die Zitronenbäume aus Medien. Die Erde verschönerte man durch Haine von Myrten und Rosen, welche die Athener Rhodonia nannten. Man gab dem Buxbaum und der Linde tausend abwechselnde Gestalten, und diese Bäume wurden gemeiniglich zur Zierde der Luststücke und Bogenlauben gebraucht. — Die Landleute befleissigten sich hauptsächlich, die schönen Früchte des Sommers und des Frühlings, mitten im Winter hervor zu bringen. Selbst wenn in Athen der Marktplatz ganz mit Schnee bedeckt war, standen da noch junge Früchte und Veilchenkränze feil, von denen manche Dorfschaften ganze Plantagen unterhielten, und dieß mag uns die Erscheinung erklären, wie die Griechen bey ihren Hochzeitfesten, ungeachtet diese meistentheils im Januar gefeiert wurden, dennoch so verschwenderisch mit den Blumen seyn konnten. Die reichern Griechen unterhielten in ihren Gärten die geschmackreichsten,

Früchte aller Art, und mehrere derselben waren in Paradiese der schönsten und üppigsten Natur umgeschaffen, mit welchen wir unsere Pflanzungen wohl nicht vergleichen dürfen. Ihre Weinberge trugen die köstlichsten Trauben, und die griechischen Weine waren in der ganzen alten Welt als die vorzüglichsten bekannt. Was dem Continent an Fruchtbarkeit abging, lieferten die reichen Inseln des aegäischen Meeres, deren jede ihre eigene Betriebsamkeit hatte, und jede ihre Schätze der Kunst und Natur dem großen, genußsuchenden Mutterlande zuschickte.

Alle diese schönen Eilande, welche Griechenland zum Theil wie ein großer Frucht- und Blumenkranz umgaben, und wegen ihrer Nähe den nachbarlichen Handel in dem lebhaftesten Schwunge erhielten, können gleichsam als eben so viel Gespielinnen der griechischen Genußliebe betrachtet werden. Eine malerische Reise durch diese romantischen Inselgruppen, nicht mit der Trockenheit eines Pausanias, sondern mit der blühenden Diction eines Plato geschildert, würde uns unstreitig ein Gemählde des Schönen und Erhabenen aufstellen, das uns noch kein Reisebe-

schreiber, selbst der lachendsten Südsee-Inseln, gegegeben hätte. Denn eben die Feinheit der griechischen Kunst, welche dort überall so innig und geschmackvoll mit der schönen Natur sich vereinte, und so lebhaft von den Einwohnern gefühlt wurde, hätte den Beobachtungsgeist zu Anschauungen und Verherrlichungen dieser schönen Inselwelt erheben müssen, die wohl kein anderes Land veranlassen konnte. Himmel und Erde, Luft und Klima, und man könnte sagen, alle Elemente hatten sich verbündet, — durch das Schöne und Liebreizende auf den Geist und Sinn der Griechen zu wirken, und ihnen jenen eigenthümlichen Charakter zu leihen, welcher den verfeinerten Sinnengenuß bis zur Schwärmerey liebte, und sich so in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit aussprach. —

Eben darum waren sie auch so empfänglich für die Schönheit menschlicher Formen, und zwar in einem Grade, daß sie das andere Geschlecht in Absicht der Schönheit dem männlichen untergeordnet zu haben scheinen. Aber dessen ungeachtet war die Frauenliebe eine ihrer lebendigsten Leiden-

schaften, und wurde durch die Grazie des Geschlechts oft bis zum Wahnsinne gespannt. — Man hat zwar mit Recht behauptet, daß die Griechinnen nicht gerade vollendete Schönheiten waren, und mehrere noch vorhandene Kunstgebilde einer Iphigenia, Cassandra, Sappho u. s. w., scheinen dieß zu beweisen; allein man hat doch wohl die Sache zu einseitig interpretirt. — Das, was die Kunst und der Geschmack hohe Regelmäßigkeit *) des Gesichts nennt, konnte vielleicht den meisten

*) Die lieblichsten Abbildungen der Griechinnen haben dennoch einen etwas aufgeworfenen Mund — und selbst die der Musen; ein Ausdruck, welcher dem Charakter des weiblichen Liebreitzes entgegen zu seyn scheint, weil er auf Herrschsucht und Sinnlichkeit hindeutet. Die Künstler haben daher jenen Ausdruck in den Gebilden der Liebesgöttinn, als etwas ihr durchaus Heterogenes, vermieden, — und ihr Mund öffnet sich nur, um Küsse zu nehmen und zu geben. In den noch vorhandenen Büsten der Sappho, — dieser sinnlichen, aber höchst geistreichen Dichterinn des Alterthums, — ist der Mund auffallend aufgeworfen, — und dieß war schon hinreichend, den Defect ihrer Schönheit anzukündigen, — dessen Opfer sie wurde. Ovid führt sie in seinen Heroiden — sich selbst ab-

griechischen Schönen fehlen; aber dieß war nur ein partieller Defect, welcher durch den schönen Bau des ganzen Wuchses, durch die schön gerundete Form des weiblichen Busens, durch die Schönheit des griechischen Nackens, und durch jene Reitze der Weiblichkeit und Anmuth ersetzt wurde, die man eigentlich das Liebenswürdige in dem weiblichen Gebilde nennen müßte. Was die Griechen, nach ihrem Kunstsinne, Schönheit nennen, bezieht sich allemahl mehr auf die ganze Form, als auf das Gesicht, und diesem Sinne haben wir die hohe Vortrefflichkeit ihrer Bildsäulen zu verdanken, die man idealisch nennt, weil sie die schönen Formen in ihrer Vollendung zeigen, wenn auch, nach unsern Begriffen, ihren weiblichen Physiognomien ein Theil des Schönen fehlen sollte. Das, was wir Schönheit nennen, ist zugleich ein Werk des Colorits, der feinern Haut, der schönen Rundung der Wangen, der Carna-

---

bildend auf. Ein Gemählde, worin sie sich fast alle körperliche Reitze abspricht. Epist. XV:

Si mihi difficilis formam natura negavit.

u. s. w.

tion, also mehr etwas Accidentelles; dagegen die Regelmäßigkeit in der Form das allein Selbstständige für die Kunst ausmacht.

Wahrscheinlich ist selbst die Hautfarbe der schönsten Griechinnen nicht so blendend und lieblich, wie in den nördlichen Regionen Europens, gewesen, indem sie sich wohl mehr dem italienischen Colorit nähern mochte. Wahrscheinlich glich ihr damaliges Bild demjenigen, welches ein neuerer Reisebeschreiber, D'Anse de Villoison, von den jetzigen Griechinnen entwirft. — „Sie besitzen, sagt er, gewöhnlich die Schönheit nicht, die man an ihren Bildsäulen bewundert. Sie sind mehr artig, als schön; aber alle haben schöne Augen, die Nase senkrecht herabfallend, und den Hals etwas lang." Man darf also annehmen, daß die griechischen Künstler bey der unnachahmlichen Schönheit ihrer Bildsäulen wirklich verherrlichte Gestalten der weiblichen Form, wie sie dieselbe an Individuen wahrnahmen, auswählten, und das Fehlende idealisch hinzusetzten, eben so wie die Madonnen eines Raphael, Guido und Correggio — Copien ihrer angebeteten Weiber und

Mädchen, oder wohl gar ihrer Buhlerinnen, waren.

Andere neuere Reisebeschreiber finden dagegen die jetzigen Griechinnen desto schöner, so wie man überhaupt wohl annehmen darf, daß sich die alten Griechen das zweyte Geschlecht fast nicht anders, als unter dem Zauberbilde der Schönheit denken mochten. Guys sagt in seinem 32 Briefe *): „dieselbe Sonne, die Griechenland vormahls erleuchtete, scheint immer daselbst noch ohne Wolken; dort kündigen mir eine reine Luft, ein sanfter Himmel und ewig heitere Tage mit jedem Augenblicke an, daß ich eine Venus des Praxiteles und Apelles, die regelmäßigsten Bildungen, schwarze lebhafte, von einem natürlichen Feuer beseelte Augen, einen zierlichen und majestätischen Wuchs, eine einfache und leichte Kleidung finden werde, welche die ganze Schönheit des Körpers verräth, und keinen Fehler verbirgt.“ Die Franzosen, die gegenwärtig in Constantinopel sind, und bald zu Pera, bald auf dem Dorfe Tarapia

*) Litterarische Reise nach Griechenland. Aus dem Franz. 2ter Theil. 1772.

an dem Canale des schwarzen Meeres, mehr Griechinnen, als vormahls sahen, werden zugeben, daß die griechischen Schönheiten die vollkommensten in der Welt sind, und man sieht daselbst noch täglich schöne Frauen und Jungfrauen, die eines Pinsels des Apelles und der Schilderung eines Mariette würdig sind, wie er uns die Göttinn von Cythere in ihrem schönsten Liebreitze sehen läßt *)."

Unstreitig war das schöne, große und seelenvolle Auge der Griechinnen einer ihrer anziehendsten Magnete. Die Kunst hat freylich dieses Leben und dieses Feuer des weiblichen Auges nicht dem Marmor mittheilen können; allein, daß es von einer so zärtlichen Nation tief gefühlt wurde, und die Herrschaft der Schönheit in Griechenland allgemein gründen half, beweisen ihre feurigsten Gedichte der Liebe. Man nannte die schönern Griechinnen — die mit großen Augen Begabten (πλατυοφθαλμοσ). Homer will mit seinem Epitheton βοωπης, welches er so oft der Königinn des Himmels, der majestätischen Here,

*) traité des pierres gravées. Tom. II. p. 19.

beylegt, eben das sagen, und man würde es sehr geschmacklos durch die Stieraugige übersetzen; Hoheitblickende hat es Voß besser gegeben. — Da sich die Schönheit überhaupt als eine reine Composition des Mannigfaltigen zu einem reitzenden Bilde nicht durch einzelne Worte angeben läßt: so hat der Dichter sich damit beholfen, seinen sterblichen und unsterblichen Frauen irgend einen einzelnen schönen Theil zu leihen, um damit auf die Schönheit der ganzen Form hinzudeuten. So wird Athenae stets die blauaugige Tochter des Zeus genannt, Thetis die silberfüßige, Juno die lilienarmige, die Buhlerinnen der Atriden heissen die schönwangigen. Die Göttinn der Liebe erhält eine Menge der lieblichsten Beynahmen, und die Dichter haben fast keinen Theil ihrer schönen Form unberührt gelassen. Man hatte sogar eine Venus, Καλλιπυγη genannt *), als ein Symbol, daß die Göttinn der Liebe in allen Thei-

*) Athenäus erzählt den Ursprung dieser Liebesgöttinn, oder vielmehr eines ihrer Tempel, auf folgende Art. Ein Paar syracusische Bäuerinnen,

len ihrer Form, — anlockend und schön seyn müsse.

---

zwey Schwestern, geriethen auf öffentlicher Straße in einen ganz sonderbaren Ehrenstreit mit einander, welche von beyden sich wohl am meisten durch die schöne Rundung jenes körperlichen Theils auszeichne, welchen die Ehrbarkeit nicht nennt. Da die leichtfertigen Mädchen in ihrer eigenen Sache nicht Richterinnen seyn konnten: so riefen sie einen jungen Mann zum Schiedsrichter auf, welcher der ältesten Bäuerinn den Preis der schönern Form zuerkannte, und mit dieser Sentenz dem Mädchen zugleich seine Hand antrug. Kaum war er heim gekehrt, als ihn eine Krankheit überfiel. Der Kranke erzählte seinem Bruder sein höchst seltsames Abentheuer, und auch dieser eilte nach dem Dörfchen hinaus, wo die Mädchen wohnten, und verliebte sich in die zweyte. Nun wurde der reiche Vater von beyden Söhnen wegen seiner Einwilligung zu ihrer Ehe bestürmt, und da alle väterlichen Einwendungen dagegen nichts wirkten, gab er endlich nach, ließ die Schwiegertöchter nach der Stadt kommen, und die Ehen wurden vollzogen. Da die Bäuerinnen nun reiche Weiber geworden waren: so wollten sie der Liebesgöttinn ein Opfer ihrer Dankbarkeit bringen, und baueten ihr einen schönen Tempel, worin wahrscheinlich eine den jungen Frauen in jener Hinsicht ähnliche Bildsäule der Göttinn aufgerichtet wurde. Deipnosoph. am

Wenn uns die alten Künstler die Schönheit der Griechinnen so anziehend und idealisch abgebildet haben: so haben sie dieß nicht minder in Absicht der hohen Regelmäßigkeit der männlichen Formen gethan, — und vielleicht waren die Griechen, nach einzelnen Vermuthungen, schöner als die Griechinnen, wozu ihre Leibesübungen sehr viel beytragen konnten. Waren die Griechen aber wirklich so schön, nahmen die Künstler die Jünglinge selbst zu Abbildungen ihrer jugendlichen Gottheiten, war der wunderschöne Apoll im Belvedere wohl selbst nur die verschönerte Nachbildung eines griechischen Körpers: so darf es uns nicht auffallen, daß die griechischen Frauen und Mädchen im ganzen Sinne des Worts so verliebt waren, und eben dadurch den so entzündbaren Genußsinn der Nation befördern halfen. Bey einer so großen

---

Ende des 12ten Buchs. — Bayle im Worte Lycurg benutzt diese Stelle, um nach seiner Weise darzuthun: daß die minderschönen Spartanerinnen, durch die Enthüllung anderer Reitze, sich wohl eben so beliebt machen konnten, als die, welche durch die Schönheit ihres Gesichts die alleinigen Siegerinnen zu seyn wähnten.

gegenseitigen Empfänglichkeit für die Geschlechts-sympathie mußte die Liebe sich überall zahllose Triumphe bilden, und Griechenland würde endlich durch seine Sinnlichkeit in die tiefste Verwilderung versunken seyn, wenn die Ehe der Nation nicht so heilig gewesen wäre. — Alle Nationen, wo sich die Frauen durch ihre Schönheit auszeichneten, sind durch den Hang zu sinnlichen Vergnügungen bekannt geworden, und schon darum waren die Wollüste zu Lacedämon so ganz an der Tagesordnung. Hermippus sagt in seiner Abhandlung von den Gesetzgebern *), daß es dort sogar verborgene, inwendig verdunkelte Häuser gegeben, worin man Jünglinge und Jungfrauen gemeinschaftlich einschloß, um sich einander als Gatten blindlings die Hände zu reichen. — Da, wo die Natur der weiblichen Schönheit besondere Reitze verliehen, hat sie ihr auch gleichsam größere Rechte gegeben, — und sie hat sich selbst dieser Rechte überall aufs beste zu bedienen gewußt, da sie nie alltäglich werden kann, sondern jedesmahl wie neugeschaffen als ewige Siegerinn durch ihre Zauber hervortritt.

*) Athenäus XIII. S. 555.

Zudem scheint der Schönheitssinn sich bey den Griechen unter allen Nationen der Erde am meisten entwickelt zu haben, — und zwar nicht allein in den höhern Ständen, der eleganten Welt, sondern auch bey dem größten Theile des Volks. Die schöne Kunst war ein allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung, da sie in tausend reizenden Denkmahlen ihrer Wunder vor den Augen der Nation stand *), und selbst ohne weitern Unterricht den Sinn für das Schöne auch bey den gemeinsten Leuten erwecken und beleben mußten. Dieser Sinn wacht fast in jedem gutorganisirten Auge ohne Mühe und Anstrengung auf, und führt durch unmerkliche Fortschritte den bessern Geschmack herbey. Das innere Gefühl für Regelmäßigkeit der Formen ist gleichsam instinctartig, und sucht überall schöne Befriedigungen, wenn es so vielseitig, wie in Griechenland, beschäftigt wird, — und kann, wie alle lebhafte Gefühle, zu einer nationalen Leidenschaftlichkeit werden, wenn

*) Man zählte 3000 Bildsäulen, die allein auf den öffentlichen Plätzen und unter den Hallen Athens aufgestellt waren.

seine Welt, wie dort, immer neue Blüthen und Früchte zeigt.

Der Schönheitssinn war ein Grundzug in der griechischen Originalität, — als eine Folge ihrer lebendigsten Reizbarkeit und Empfänglichkeit für alles Objective, Anschauliche und Formelle. War dieses zarte Organ der Seele einmahl geweckt und gestimmt: so mußte es sich, da wir uns fast alles nur unter einer gewissen Form denken können, nun vollends der ganzen Denkweise der Griechen aneignen, und den größten Theil ihrer ästhetischen Bildung ausmachen. — Als der prädominirende Sinn nahm er, wie eine prädominirende Leidenschaft, alles zu seinem Vortheile und seiner Begünstigung in sich auf, bis er zu einer Induition des Talents wurde, welches sich genialisch aus sich selbst entwickelte, und das Schöne in alle seine Uebungen, als letzte Bedingung, einwebte. — Man denke sich ein durchaus musikalisches Volk, dessen Seele gleichsam nur in Harmonien reift und lebt, — und es wird fast nichts ohne Musik denken können, und durch die leisesten Dissonanzen tief erschüttert werden. Es wird, um mich so auszudrücken, musikalisch reden, schreiben, lachen und weinen,

weil sein Gehörsinn nun einmahl bis zu dieser Empfänglichkeit gespannt ist, und durch ihn das innere Gemüth die schönsten Genüsse empfängt. Man denke sich aber auch ein Volk, welches von dem Schönheitssinne innerlich ganz durchglühet und modificirt ist, — und wir haben die Griechen, nur mit dem Unterschiede, daß der so hoch ausgebildete Formensinn wohl noch bleibendere Eindrücke in dem Gemüthe zurück läßt, als die so leicht verhallende Musik. Der ideale Umriß einer liebreitzenden Bildsäule wird lebenslang vor dem innern Auge des Geistes stehen, uns wie eine Gespielinn der fröhlichen Jugend in der Idee überall begleiten, und überall die stille Frage in uns aufregen: was ist schön? und warum ist es schön?

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Natur selbst durch die ausserordentliche Schärfe des Gesichts den Schönheits- und Formensinn der Griechen nicht wenig befördern half, — ein Talent, welches man gleichfalls bey allen ausgezeichneten Künstlern beobachtete. Jene ausserordentliche Schärfe des Gesichts, welche die Griechen so empfänglich für Alles, was Proportion hieß, machte, scheint sie schon dadurch für die

schöne Kunst organisirt zu haben, während die Aegypter, welche schwache Augen hatten, in den Künsten nicht einmahl die Mittelmäßigkeit erreichten. — Waren also wirklich die Griechen sogar physiologisch, durch das Subtile ihrer Sehkraft, für die Empfindung des Schönen so reizbar organisirt, und trat die freyere Kunst mit ihrem Zauber in der Form und Gymnastik hinzu: so darf man nicht erstaunen, daß bey ihnen die Wirkungen des Schönen so wundersam und magisch erscheinen. Die alten Schriftsteller reden gleichsam im Nahmen der ganzen Nation mit feurigem Entzücken von weiblicher und männlicher Schönheit, und selbst ihre Sprache wird in diesen zarten Gemählden zur schönsten Poesie. Selbst ihre ernsten Philosophen reden von dem Schönen wie von einer vollendeten Aussteuer der Natur, welche selbst bey der Flüchtigkeit der Jahre nimmer ganz verschwinde *). Das Schöne und Gute ist, nach ihrer tiefsinnigern Deutung, nur Ein Gedanke, nur Ein Gefühl, oder beyde stehen doch in einer so ewigen und innigen Verwandtschaft, daß ihre

---

*) Xenophons Gastmahl.

Trennung kaum denkbar sey, — eben so wie man zuversichtlich voraussetzen könne, daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohne.

Es würde unter uns etwas sehr Auffallendes seyn, wenn ein schöner Mann sich öffentlich dafür ausgeben, und einen so ganz besondern Werth sogar in philosophischen Gesprächen darauf legen wollte. Allein der schöne Grieche durfte ohne Anstoß damit prunken, und war er wirklich in seinem Aeussern regelmäßig geformt: so hing die ganze Nation, wie an einem Heiligenbilde, an ihm, liebte ihn, und betrauerte endlich seinen Tod als einen unersetzlichen Verlust fürs Vaterland. So darf z. B. Kritobul im Symposium des Xenophon laut auftreten, und seiner Schönheit eine stattliche Lobrede halten. „Bin ich, sagte er, wirklich schön, und fühlt ihr für mich, was ich für einen schönen Mann empfinde: so schwöre ich bey allen Göttern, ich wollte meine Schönheit nicht gegen das Reich des Königs von Persien vertauschen. Denn ich gestehe, daß ich an dem Anschauen des schönen Klinias mehr Vergnügen finde, als an allem andern, was die Menschen sonst wohl schön nennen, und daß ich, wenn ich

nur ihn allein noch sehen könnte, mit Freuden für alles übrige blind seyn wollte. Ich zürne der Nacht und dem Schlafe, weil sie mir seinen Anblick entziehen; dem Tage hingegen und der Sonne weiß ich für nichts so großen Dank, als daß sie mir den Klinias sichtbar macht!" „Der Schöne, fährt Kritobul fort, richtet alles aus, was er will, ohne daß er einen Finger zu rühren braucht, während der Starke, um sich geltend zu machen, — arbeiten, der Beredte seine Lunge anstrengen, der Tapfere Leib und Leben wagen muß" u. s. w.

Diese Sprache und dieser Sinn war in Griechenland allgemein. Das Schöne war das Höchsten, wonach man strebte, [so wenig auch die feinern Zergliederungen seiner mystischen Natur im Plato allgemein aufgefaßt werden mochten]. Eben darum wurden ihre schönen Knaben und Jünglinge so heiß und fanatisch geliebt. — Aber die Schönheit des weiblichen Geschlechts bethörte nicht weniger Köpfe und Herzen. Ein schönes Mädchen wurde von ganz Griechenland besungen; man machte weite Reisen, um sie zu sehen, alle Künstler lagen zu ihren Füßen, und die reichsten

Männer bothen ihr die Hand. Selbst die verworfenern Hetären erhielten die Besuche der ersten Staatsmänner und Philosophen, wenn jene nur wirklich schön waren. Ueberall finden wir in der griechischen Welt die ausgezeichnetesten Huldigungen weiblicher Reitze, — und es gab eine Galanterie der höchsten und feinsten Gattung, welche nur der weiblichen Schönheit galt, und die nachherige steife Veneration der Frauen in der Ritterzeit tief hinter sich zurück ließ, — eine Galanterie, welche in dem schönen Gebilde des Weibes das Ideal des Liebenswürdigen anbetete, und ihr die glühenden Herzen opferte, — wenn der galante Ritter nur einer geschmacklosen Ziererey zu huldigen pflegte.

Die Sinnlichkeit der Griechen ging nicht allein aus ihrer Frauenliebe, sondern auch aus ihrem lebendigen Schönheitsgefühl, und noch aus andern Gründen hervor, die wir nachher berühren wollen. — Der Schönheitssinn ist selbst in seinen höhern Bedingungen doch immer noch ein Sinn, — eine Anlage, ein Leben in der menschlichen Natur, welches gewisse unauslöschliche Beziehungen auf die Verschiedenheit des Geschlechts hat. Wenn sich auch die reine An-

schauung des Schönen in dem Künstler jener Beziehungen nicht bewußt seyn, oder davon abstrahiren sollte: so sagt doch wenigstens das Gefühl dem Zuschauer, — daß das Schöne im Geschlechte nicht bloß als ein Zweck des Ideals, sondern zugleich als ein Zweck des Lebens gefalle, und daß das Weib nicht bloß für den Künstler, sondern für unser ganzes Geschlecht so schön und liebreitzend geschaffen wurde. Es sollte durch seine Zauber gefallen, um die Liebe des Mannes zu erwecken, und zu erhalten, und so die Mutter des Menschengeschlechts zu seyn. — Dem Künstler muß die weibliche Schönheit mehr architectonisch, den Menschen überhaupt mehr durch ihre Grazie und durch ihre Zauber magisch ergötzen. Jener berechnet die Schönheit der Verhältnisse zu einem in sich vollendeten Ideale. — Dieser berechnet hierbey gar nichts, sondern folgt allein dem geheimen Zuge seiner Sympathie zu einem Wesen hin, mit dem er in der möglichst genauen Verwandtschaft zu stehen wünscht. Eben daher nimmt es auch dieser nicht so genau, wie der Künstler, und wird auch das Minderschöne lieben können, weil ihm der Naturzweck des Wei-

des lebhafter, als die vollendete Regelmäßigkeit der weiblichen Form, vorschweben muß.

Natur und Kunst verband sich daher bey den Griechen zu ihrer innern Versinnlichung wie noch bey keinem Volke der Erde. — Die Natur durch ihre schönen lebendigen Körperformen beyder Geschlechter, und durch die verführerische Liebenswürdigkeit und Reizbarkeit derselben; — die Kunst durch die Nachbildungen und Enthüllungen des Geschlechts; eine Freyheit, die man der Kunst selbst als keine Indecenz anrechnen durfte, da ihr Zweck nur idealisch seyn kann. So blieb freylich die Kunst eine Heilige mitten unter ihren verführerischen Formen. Aber da es ihr nicht gegeben wurde, das moralische Gefühl einzurichten: so blieb der Mensch, wie das Privatleben der größten Künstler beweist, in ihren Umarmungen immer noch ein leidenschaftliches Wesen, und erblickte in ihren Idealen das Menschliche wieder, d. h. die Schönheit als den Naturzweck zur Erhaltung der Geschlechter. Die schönsten Bildsäulen des Alterthums waren solche idealisirte Vorstellungen des Geschlechts. So erscheint der Apoll als die höchst veredelte Form des jungen kraftvollen Mannes, — so die Göttinn der Liebe als die blühen-

de Jungfrau, gleichsam in dem schönsten Vorgebilde der künftigen Mutter. Da man die Kunst die höchste Versinnlichung des Schönen in der Form nennen kann: so ist es begreiflich, daß man ihre Werke selten nach den abstracten Begriffen ihrer Verhältnisse, sondern mehr nach den Eindrücken zu beurtheilen pflegte, die sie auf das Geschlechtsgefühl machten, — und so gab es Beyspiele genug, daß ihre leblosen Gebilde leidenschaftliche Gefühle weckten, als ob jenen die Natur das warme Leben verliehen hätte.

Nicht minder wirkten auf den sinnlichen Charakter der Nation ihre erotischen Dichter, und ihre ausgelassenen Comiker in einem Grade, von welchem wir, bey der Züchtigkeit unserer Bühnen, kaum einen Begriff haben. — Ihre Dichter zeichnen uns Gruppen und Gemählde der Liebe, welche alle Schleier sinken läßt. Selbst ihre Dichterinnen durften es in ihren poetischen Versuchen der Welt sagen, von welchem Feuer sie verzehrt wurden. So hat sich die Sappho in einem ihrer glühendsten Gedichte selbst verewigt *). Die Fragmente der griechischen Erotiker sind eben

*) 'Αισμα εισ Κορην.

so viel Bilder und Hindeutungen einer verführerischen Sichtbarkeit, wenigstens in so transparenten Farben, daß nichts zu errathen übrig bleibt. Theocrit führt seine Leser in eine arcadische Unschuldswelt, die der Jugend alles verzeiht, weil sie noch kein Laster kennt. Sein Daphnis und seine Kore sind solche Kinder der Natur, — obgleich auch hier selbst das unbefangene Landmädchen auf einige Augenblicke die Spröde macht, bis sie sich dem zärtlichen Schäfer hingiebt. — Tausend solche Versinnlichungen der Liebe sind in den Dichtern zerstreut, und in ihre Kunst, ihre Vaterlandsgeschichte, und selbst in ihre Religion und Mythologie sinnlich genug verschmolzen. Vermeiden sie auch die zu grellen Enthüllungen zärtlicher Leidenschaften: so zeichnen sie uns doch wenigstens ihre Allgewalt mit den lebendigsten Farben. Eben jener Theocrit läßt einen seiner Schäfer in verliebter Verzweiflung sagen: „Eros ist ein grausamer Gott; er hat an den Brüsten einer Löwinn getrunken, und eine Löwinn hat ihn in den Wäldern aufgesäugt.“ Es ist etwas sehr gewöhnliches, daß dort sich die Verliebten zu ermorden drohen, wenn ihre Liebe unerhört bleiben

sollte. Sappho stürzte sich von dem leucadischen Felsen in das Meer, und endigte da ihr Leben, da sie ihren geliebten Phaon nicht länger fesseln konnte.

Die wollüstigen Gemählde der römischen Poeten, die Liebeskunst eines Ovid, die unheiligen Gruppen eines Petron und Apulejus scheinen nur ein Nachhall der griechischen Liebeskünste gewesen zu seyn, denn hierin waren die Römer nur zu getreue und empfängliche Schüler der griechischen Philodonie. — Die Wichtigkeit des an sich unschuldigen Naturzwecks, aus dem die Geschlechtsliebe hervorgeht, scheint in beyden Nationen die große Freiheit ihrer Gemählde entschuldigt zu haben. — Wenn es selbst Philosophen gab, welche behaupteten, daß das Natürliche nie die Schamhaftigkeit beleidige, daß folglich die Natur alle ihre Geschäfte öffentlich und ohne Zwang verrichten dürfe, — wie frey konnten sich da vollends die Dichter ihren Phantasien überlassen, — da ohnehin ihr Publicum von der Schamhaftigkeit ganz andere Begriffe, als wir, hatte.

Die griechischen Comiker erlaubten sich noch größere Freyheiten gegen das Sittliche, als die

Dichter, da sie ihre schlüpfrigen Ausdrücke mit der frechsten Mimik verbinden durften. — Dem maskirten Schauspieler waren die unsittlichsten Frivolitäten erlaubt, die der nicht maskirte wohl nicht gewagt hätte. Dieser Umstand scheint die Masken der Alten so nothwendig gemacht zu haben, vornehmlich bey den Griechen, die das Freye und Ungezwungene auf ihren Bühnen eben so enthusiastisch, wie in ihren Regierungsformen, liebten. — Welche Eindrücke mußten jene schlüpfrigen Schauspiele auf ein Volk machen, welches einer unserer kundigsten Männer des Alterthums mit Recht ein äusserst lebhaftes und feuriges, leicht bewegliches, zur Schwärmerey geneigtes, in allen seinen Neigungen, Leidenschaften, Wünschen und Entwürfen ausschweifendes, und mit der größten Leichtigkeit von einem Aeussersten zum andern überspringendes Volk nennt *). — Einem solchen Nationalcharakter, der wenigstens den Athenern eigen war, mußte allen Arten des Vergnügens offen stehen, und sich darin, wie in seiner

*) Wieland im Attischen Museum, 2ter Band, 1stes Heft, in der Einleitung zu Aristophan: Rittern.

einzigen und eigenthümlichen Atmosphäre gefallen. Das Pudicum,

qui primus virtutis honos *)

haben die griechischen Comiker wenig beachtet, und selbst Nahmen und Handlungen aufgeführt, welche die Muse der Unschuld nie zu nennen wagte. Wenn man das griechische Publicum nach den höchst naiven, aber auch zum Theil höchst ausgelassenen Lustspielen des Aristophanes beurtheilt: so darf man sich wohl jeden Zweifel gegen die Moralität eines solchen Publicums erlauben. Ein Volk, mit welchem seine Schauspieler so muthwillig, so indecent und so gemein reden durften, muß auch, bey seiner höhern Cultur, einen regen Sinn für das Gemeine selbst haben, und, man könnte sagen, unheilbar in seinen Schwächen seyn, weil es sich an den öffentlichen Gemählden derselben, und an den Satyren gegen dasselbe ergötzte.

Wie hätte auch dieses so leicht gereizte und entzündbare Volk, das nur an Vergnügungen dachte, zu einer reinern Stimmung für das Sittliche erhoben werden können, da selbst das ganze

*) Die Schamhaftigkeit, welche die höchste Zierde der Tugend ist.

Gebilde seiner Religion sich auf sinnliche, und zum Theil unsittliche, Anschauungen gründete. Alle Deutungen, die man, nach den verschiedenen Perioden seiner Bildung, seinen Göttern unterschieben mag, sagen, bey Lichte besehen, nichts mehr und nichts weniger, als daß sie Spiele der Phantasie waren, und daß alle griechische Religion, ohne das Sinnliche, selbst gar keinen Sinn hat. Ihr so hoch gepriesener Zeus erscheint in seinem großen Reiche als der erste Verführer der weiblichen Tugend, und als der treuloseste Ehemann. Sein ganzes Leben und Seyn ist das comische Drama eines wollüstigen Regenten, der ganz von den Eindrücken der Verführung beherrscht wird, und augenblicklich seine Würde vergißt. Man würde die moralische Vorstellungsart dieser Nation sehr unrichtig beurtheilen, wenn man darin den Begriff eines höhern vollendeten Wesens, unter dem Nahmen ihres Zeus, aufsuchen wollte. Die erhabnern Begriffe, die ihm die Dichter und Philosophen als einem Regierer und Regenten der Welt unterschoben, waren viel zu trockne Denkweisen für die Nation selbst, als daß sie davon angezogen werden konnte. Wir finden auch nicht

Eine Spur jener Empfindung bey ihr, welche den Menschen zu einem unendlichen Geiste mit Liebe und Vertrauen erhebt, und den stillen und heiligen Umgang des Herzens mit der Gottheit unterhält, — ich meine die Andacht *). Alle Handlungen ihres Gottesdienstes waren Spielereyen des Ceremoniels, Feste und Opfer, woran das Herz wenigen Antheil nahm, und wodurch wohl selten ein sittliches Gefühl erweckt wurde. Was nicht ihre Sinne bezauberte, nicht ihren nationalen Frohsinn reizte, ihre Tanzlust befriedigte, hatte keinen Werth für sie. Ihre Götter waren ihre Lustspieler. Einen philosophischen Gott hat die Nation nie gekannt, und Zeus gefiel ihr nur in seiner lockern Sichtbarkeit.

Da sie ihre Individualität so ganz in ihren Nationalhimmel übertrug: so ist es natürlich, daß die physische Liebe in diesem Himmel eine der er-

---

*) τα καλα 'επι τοισ αγαδοισ. — Das Schöne zum Guten lag gewiß in dieser Religion nicht, die nur eine Religion der Phantasie war — und in Griechenland nur eine solche seyn konnte.

sten Rollen spielen mußte. Ihre ganze Mythologie ist das erotische Gemählde eines großen Hauses, worin die sterblichen und unsterblichen Göttinnen, einige alte Jungfrauen ausgenommen, sich den verliebten Göttern preis geben, damit ja jene Idee im Gange bliebe, daß Venus allmächtig und unwiderstehlich sey. Ueberall hatte diese göttliche Buhlerinn ihre Altäre, ihre Priester und Priesterinnen, und ihren verschwiegenen, aber desto sinnlichern, Gottesdienst. Einer der reichsten Tempel der Pandemos *) stand auf dem

---

*) Πανδημοσ; ein Nahme, den man gewöhnlich wider seine erste Entstehung zu sehr herabwürdiget. Nach dem Pausanias war diese Pandemos eigentlich kein gemeines Symbol. Theseus, sagt er, wollte durch einen Centralpunct, durch eine Hauptstadt, ganz Griechenland befestigen und enger verbinden. Eine Göttinn sollte die Vorsteherinn dieses Volksbundes seyn, und welche andere konnte hierzu besser gewählt werden, als die Göttinn der Liebe? Eine andere gemeinere Pandemos war freylich wohl die, welche der Künstler Scopas zur Bezeichnung ihres thierischen Sinnes auf einen Bock setzte. Wahrscheinlich sollte hierdurch irgend eine berüchtigte Hetäre seiner Zeit abgebildet werden. Denn auch noch in der Blüthe der Kunst wurden Göttinnen

Markte zu Athen, und wurde durch die Beysteuern unterhalten, welche die Hetären für die Freiheit ihrer Lebensweise zahlen mußten. Ueberall fand man ihre verführerischen Bildsäulen in allen Formen und Stellungen, und mit Attributen, die nur zu deutlich auf die Gemeinheit ihrer Geschäfte hinwiesen. Man bildete sie sogar in Begleitung lasciver Thierarten ab, und die Kunst erröthete nicht, das Schöne, deren Göttinn sie war, so nahe mit dem Allerniedrigsten zusammen zu stellen. Die griechischen Künstler hatten gewiß auch schon ihre Pichler und Serleti, welche auf ihren Gemmen die Geheimnisse der Liebe nachbildeten, und für Liebhaber in diesem Fache arbeiteten.

Wie viele Griechen, selbst aus den höhern Regionen des Lebens, möchten daher wohl jene dichterische Stelle unseres unsterblichen Herders so ganz verstanden haben, — wie er sie fühlte, wenn er in seiner Begeisterung die Göttinn der Liebe also anredet: „Dir nahen wir uns, himmlische

---

nach dem Ebenbilde schöner Weiber, sogar der gemeinen, abgebildet. S. Winkelmann's Geschichte der Kunst. 1776. S. 263.

Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreitzes einer sittlichen Schönheit. Aus der Wolke des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten sich die Wellen; deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar, und jeder fallende Tropfen deines irdischen Ursprungs ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wollüstig in ihrem Schooße wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Gestalt: denn sie selbst war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich, durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Schaam und Bescheidenheit ist dein Charakter. Denn nur Schaam kann Liebe erwekken und zeugen. Es ist ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt, oder sich mit Gefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und vor Allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegschlüpfenden Thautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröthe spiegelt.

Das bedeutet ihr Apfel, das ihre Taube. Bescheidenheit und eine kunstlose Schaam, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreiz." Sämmtl. Werke zur schönen Literatur und Kunst. 7ter Theil S. 183. u. f.

Man betrachtete sogar die Unsittlichkeiten in den Venustempeln als eine Art religiöser Pflicht, und Knaben- und Mädchenhändler trieben für diese Tempel und Privathäuser ein erlaubtes Gewerbe. Die Hetären waren verpflichtet, einen Theil ihres erworbenen Geldes der Göttinn Cythere zu opfern, wovon die Priester ihrer Mysterien erhalten wurden. — Da man sich vermöge eines echtgriechischen Aberglaubens vor allen Gottheiten, selbst vor der Göttinn der Liebe, kindisch fürchtete, so glaubte man auch diese durch die Unterhaltung öffentlicher Tempelmädchen bey guter Laune zu erhalten. In Corinth, einer der üppigsten Handelsstädte der alten Welt, gab es, nach Strabo's *) Bericht, auf einmal tausend solcher

*) Veneris templum adeo locupletatum extitit, ut supra mille deae prostitutas puellas cape-

Schönen, welche ihre Reitze — Fremden und Einheimischen verkauften, und die Tempel in wahre Pornien verwandelten. Wenn man die sittliche Unlauterkeit in Corinth auch nicht so weit, als unter den Babyloniern trieb, wo jede Eingeborne sich wenigstens Einmahl den Umarmungen eines Fremden hingeben mußte: so waren doch die wollüstigen Corinthier wohl nicht weit hinter den Sitten der Babylonier zurückgeblieben, und das Wort: auf gut Corinthisch hin leben, [κορινθιαζειν] war ein Mode-Ausdruck zur Bezeichder sittenlosesten Lebensweise geworden.

Da die Buhlerinnen nach der Religionsphilosophie der Corinthier zum Gottesdienste Cytherens durchaus erforderlich waren: so standen diese Geschöpfe sogar bey ihnen in öffentlicher Achtung, und waren oft Personen von Gewicht. Sie wurden zu den feyerlichen Opfern eingeladen, um bey Landplagen und andern Gefahren durch ihre Gebete die Göttinn zu versöhnen. Man gab ihnen bey dieser Gelegenheit alle Rechte freyer Bür-

---

ret, quas Veneri viri mulieresque addixerant. Lib. VIII.

gerinnen; sie begleiteten die Processionen in Gesellschaft mit den ersten Männern des Staats, und sangen mit ihnen die heiligen Lieder. Als der persische König Xerxes mit seinem Heer in Griechenland einrückte, kamen die corinthischen Buhlerinnen in dem Venustempel zusammen, und fleheten ihre Göttinn um die Rettung Griechenlands an. Man ging so weit, daß selbst Leute aus dem Volke, welche von den Göttern etwas erbitten wollten, der Venus eine gewisse Anzahl Buhlerinnen gelobten, um desto sicherer erhört zu werden. Dieß that unter andern, nach Athenäus Bericht, der Corinthier Xenophon, welcher der Göttinn eine Menge Hetären versprach, wenn er den Sieg in den olympischen Spielen davon tragen würde *).

Zur Erklärung der griechischen Sittenfreiheit, die sogar oft das Schamlose zu begünstigen schien, muß man ihre Begriffe über die Schamhaftigkeit selbst vorausschicken, weil diese von den unsrigen sehr verschieden waren. — Der Begriff der Keuschheit hat überhaupt, nach den man-

*) Athenäus Deipnosoph. S. 573.

cherley Himmelsstrichen und Volksbildungen, eine so schwankende Form angenommen, daß man ihn keinen allgemeinen, sondern nur einen Localbegriff nennen muß, welcher durch die einmahl vorhandenen Nationalsitten nach den Graden des entwickelten moralischen Gefühls, am meisten aber einer relativen Schicklichkeit gebildet wird. Die Gewohnheit und die herrschenden Moden, in Verbindung mit einem nationalen Leichtsinn, haben oft die unheiligsten Dinge selbst geheiligt, und bey einzelnen Nationen — Unschicklichkeiten eingeführt, welche andere kaum zu nennen wagten. Eben diese Gewohnheit ist anderswo in andere Extreme gefallen, und hat Dinge für schimpflich erklärt, welche an sich ganz unschuldig, und der menschlichen Natur angemessen waren. Die Griechen hatten sich früh ihre Religion des Sittlichen gegeben, — so wie sie ihrem hüpfenden Blute und Charakter entsprach. — Neigung zum sinnlichen Lebensgenuß war der Charakter des ganzen Orients, und vornehmlich der electrischen Helenen. Um diese gewaltige Hinneigung zum sinnlichen Wechsel nicht durch finstere Moralen einzuzwängen, suchte man zuerst jene Vorurtheile weg=

zuschaffen, welche den Genuß des Geschlechts einschränken, und aus der Liebe ein Verbrechen machen.

Wären diese Vorurtheile nach der griechischen Denkweise vernichtet: so hatten die Sitten ein freieres Spiel, und die Liebe gab denjenigen Theil ihrer Keuschheit hin, welcher ihr zum Lebensgenusse im Wege stand. Man betrachtete den Geschlechtstrieb wie den schuldlosen Instinct, sein Leben durch Speise und Trank zu erhalten, — wenigstens entdeckte man, nach griechischen Begriffen, eben nichts Unsittliches in einer Handlung, welche die Natur selbst durch die Geschlechtssympathie heiligte, und ihren Göttern und Göttinnen so eigen war. Sie meinten, die Natur müsse bey der Zärtlichkeit als die einzige Gesetzgeberinn gehört werden, und sie bestraften keine liebevolle, noch so freye, Umarmung aus Achtung der Natur, wenn sie ohne Gewaltthätigkeit geschah. Auch dann konnte der Verführer der Strafe entgehen, wenn er die gewaltsam Ueberwundene heirathete. Hierdurch war ihnen von allen Seiten der Genuß der Liebe frey gegeben, und ihre Sitte fand um so weniger Bedenklichkeiten, den Winken der Natur zu fol-

gen, da die Schönheit der griechischen Formen überall die zärtlichen Leidenschaften herausforderten und entschuldigten.

Die Begriffe der Schamhaftigkeit schienen auch wirklich durch öftere Enthüllungen des Körpers ihre engere moralische Ansicht zu verlieren. — Die leichten Kleider beyderley Geschlechts ließen die schönen Umrisse des Leibes hervorschimmern, und gewöhnten das Auge an die bestehende Sitte, die, als solche, nicht mehr schamlos erschien. Die schönsten Bildsäulen der Griechen waren nackt; ihre schönsten Buhlerinnen durften sich vor den Augen der ganzen Nation baden, oder sich in diesem Stande der Unschuld von ihren Künstlern beschauen und abbilden lassen. Das schöne Nackte führte, als Form und als Naturwerk, nach dem griechischen Sinne, durchaus nichts Unanständiges bey sich, und hierin war ihre Ansicht vollkommen und artistisch rein. — Man betrachtete die schöne Gestalt eines Weibes als etwas Unschuldiges, Heiliges und Göttliches, [θεων δαιδαλμα] wie es oft die Dichter nennen, und die Griechinnen kamen hierin dem freyern Nationalgeschmakke so sehr entgegen, daß die schönern Partien ih-

rer Körper oft nur wie von einem Luftgewande umhüllt waren, und die augenblicklichsten Enthüllungen erlaubten. Man könnte sagen: daß sich der freyere Geist der Nation schon in ihrer freyern Bekleidung ausdrückte, und dadurch die Fesseln abzuwerfen schien, welche die Schamhaftigkeit, als etwas Lästiges und Zaghaftes, dem lüsternen Gemüthe durch eine zu sorgfältige Verhüllung anlegt.

Ein Volk, welches über alles so leicht hindachte, suchte sich natürlicher Weise von jeder ängstlichen und furchtsamen Empfindung, also auch von der Scham, zu befreyen, weil sie nichts Ursprüngliches in dem Menschen zu seyn schien, sondern eben durch jene Furcht, beobachtet, getadelt und mißverstanden zu werden, entstehe. Diese Dependenz von dem Urtheile Anderer und von jedem zudringlichen Gefühle war dem griechischen Geschmacke so zuwider, daß sie lieber der Unsittlichkeit einen größern Spielraum gaben, um desto seltener erröthen zu dürfen. — Der Grieche wollte in seinem ganzen Thun und Wesen ungenirt seyn, — und sein jugendlicher Sinn, der ihm bis in sein spätes Alter blieb, setzte ihn über

tausend Dinge hinweg, die wir nach unsern Begriffen wesentliche Theile des Wohlstandes nennen. Eben daher hatte der Umgang mit öffentlichen Frauenzimmern dort nichts Ehrloses, wie wir es in unserm Sinne nehmen, sondern erschien höchstens nur unter dem Begriff des Gemeinen, weil die Hetären keine freyen Bürgerinnen, sondern Gefangene oder Sclavinnen waren. In dieser Hinsicht gab es zu Athen ein Verbot, daß keine Hetäre nach den feyerlichen Volksspielen der Nation benannt werden durfte. Man würde sich daher sehr irren, wenn man glauben wollte, daß jenes Gebot aus einer tiefern und sittlichern Würdigung der Sache hervorgegangen sey. Denn auch die talentvollsten Sclaven durften nach keinem Feste der Nation benannt werden, mithin war jenes Gesetz nur eine Maxime der bürgerlichen Convenienz.

Schon Winkelmann deutet dahin, daß die Alten in Absicht der öffentlichen Schamhaftigkeit und der dem Liebesdienst der Venus gewidmeten Mädchen ganz verschieden von uns gedacht haben, und führt hierbey den Strabo an, welcher sogar diejenigen Frauen, welche in einem

Tempel auf dem Gebirge Erix ihre Reitze feil boten, heilige Leiber nennt *). Gewiß war weder die holde Αγνεια in Griechenland, noch die keusche Pudicitia in Rom, eine allgemeine Volksgöttinn, sondern nur die Heilige züchtiger Frauen, und vornehmlich griechischer Eheweiber, — welche jener Heiligen in keinem Lande jemahls getreuer gewesen sind, und eben darum den auffallendsten Contrast zwischen häuslicher Keuschheit und dem öffentlichen Wollustleben der Griechen aufstellten.

Noch mehr überzeugt uns von der großen Genußliebe dieser Nation ihr ganzes häusliches, geselliges und bürgerliches Leben, welches man ein permanentes Spiel der mannigfaltigsten Zeitver-

---

*) Lib. VI. — Sollte Strabo wirklich durch diesen Ausdruck eine Achtung gegen die Hetären haben andeuten wollen? — Heilige Leiber können auch so viel heissen, als: Priesterinnen, die dem Dienste der Liebesgöttinn geheiligt waren. Welch eine zügellose Verwilderung mußte aber in und um solchen Tempeln herrschen, in deren Nähe nicht selten tausend und mehrere dieser — Heiligen ihre Gewerbe trieben!

treibe und Vergnügungen nennen konnte. Ueberall erblicken wir in diesem Wollustbilde einen Charakter, welcher nach einer höchst gemischten Sinnlichkeit strebt, und alle Mittel und Wege dazu mit immer neuer Lüsternheit aufsucht. Der vortreffliche Uebersetzer der Ritter des Aristophanes sagt von den Athenern: „das ganze Leben dieses souverainen Volks war nichts anders, als ein immerwährendes Nippen — und Nicken, Schnappen, Gaffen, Aufhorchen, Witzeln, Necken, Hin- und herflattern; ein Leben ohne Plan und ohne Zweck, ohne wahre Thätigkeit, und ohne wirklichen Genuß, unter ewigem Streben nach beyden, mitten in den Zerstreuungen der albernsten langen Weile hingeträumt *).“ —

Ein Hauptbedürfniß, gleichsam das Höchste ihres Lustsinnes, bestand in den Freuden des Tanzes und der Musik. Man konnte sagen: die Griechen tanzten durch das fröhliche Leben, und sangen und musizirten so lange ihre Lungen athmeten. Die ältesten Leute tanzten noch in jugendlichen Reihen, und der weise Socrates selbst

*) Attisches Museum 2ter Band. 1stes Heft. S. 144.

machte hiervon keine Ausnahme. Der Tanz und die Musik gehörten zu den Elementarbegriffen der griechischen Cultur und Urbanität der feinern Welt. Man hielt den für einen Menschen ohne Erziehung, welcher in diesen Künsten ungeübt war, und der, welcher sich darin auszeichnete, durfte auf die Achtung der ganzen Nation rechnen. Die größten Feldherren waren Tänzer und Musiker. Die vortrefflichsten Schriftsteller haben dem Tanze und der Musik die größten Lobreden gehalten, und betrachteten sie als die freundlichen Schwestern der Weisheit und Dichtkunst. Tanz, Poesie und Musik waren bey den Griechen, nach Herder's Bemerkung, nur ein Werk, eine Blüthe des menschlichen Geistes, deren rohen Keim wir schon bey allen wilden Nationen, wenn sie gefälligen, leichten Charakters sind, und in einem glücklichen Himmelsstriche leben, wahrnehmen. „Die Cultur der Griechen, fährt er fort, traf auf ein Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit, aus deren Künsten sie alles machten, was sich daraus machen ließ, folglich auch damit eine Wirkung erreichten, deren Möglichkeit wir jetzt kaum in Krankheiten

und Ueberspannungen einsehen *)." — Allerdings war bey einem so lebendigen Volke alles auf Wirkung und Eindruck berechnet. Alles, was nicht seine Spiele, seine Phantasie, seine Liebe zur Abwechselung, seinen fröhlichen Muthwillen interessirte, konnte es auch nicht ergreifen. Seine Tänze waren daher ein treffendes Bild seines Naturells, und sie fesselten es um so mehr, da man sie gemeiniglich in der Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen betrachtete, und der Liebreiz ihrer Bewegungen seinem Kunstgefühle so nahe verwandt blieb. Freilich waren sie auch eine Schule der unzweydeutigsten Ausschweifungen und der schlüpfrigsten Anlockungen für jedes aufkeimende Gefühl des Geschlechts. In ihnen erblickte die Jugend, wie in einem verrätherischen Spiegel, die Entwickelung einer sinnlichen Liebe, — und das Alter ließ sich oft genug durch die Zauber junger Tänzerinnen zu den sonderbarsten Reverien verleiten.

Aber es kam auch alles zusammen, diesen Tänzen einen Reiz und eine Grazie, oder auch eine

---

*) Ideen zur Geschichte der Menschheit. 3ter Theil. 13tes Cap.

Freyheit zu geben, welche ihre Eindrücke auf die Zuschauer unwiderstehlich machten, — und es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Tänzerinnen diese Unwiderstehlichkeit gleichsam studiert hatten. Wir haben gesehen, wie leicht und leichtfertig die Griechen beyderley Geschlechts gekleidet waren. Das Gewand der schönen Spartanerinnen hing, wie ein dünnes Wölkchen, um ihre Hüften, und trennte sich beym Tanze zu den luftigsten Enthüllungen. Die öffentlichen Tänzerinnen und Flöthenspielerinnen waren gemeiniglich so transparent gekleidet, daß die Bewegung aller Muskeln mit dem innern Spiele einer exaltirten Leidenschaftlichkeit sichtbar hervor schien. Mehrere theatralische und selbst mehrere Opfertänze wurden durch ihre anlockenden Stellungen desto verführerischer, weil man sie nicht bloß tanzte, sondern auch durch eine Reihe der verständlichsten Bewegungen und der anschaulichsten Pantomimen die zärtlichen Abenteuer der Götter und Göttinnen nachbildete *), und hierbey jedem noch so küh-

*) Man tanzte den Triumph des Bacchus, die Vermählung des Vulkans und die Hochzeit der Pales, Gemählde, welche schon an sich grose dramatische

nen Gemählde der Phantasie voran eilte. Welche Zauber ließen sich nicht in einem solchen Tanze vereinbaren, der ganz dramatisch, ganz Handlung war, durch das Fortgehen des Geschichtlichen, durch das Steigern der pantomimischen Kunst mit jedem Moment die rege Aufmerksamkeit spannte, und die Entwickelung des Ganzen durch eine einzige freye Bewegung versinnlichen konnte.

Solche Tänze, welche zu tausend Ausgelassenheiten des Geschlechts, oft selbst an den Altären der Göttinnen, Gelegenheit gaben, sah man überall an den Festen der Venus und des Bacchus, zwey Gottheiten, deren Mythologie ohnehin einen so reichen Stoff zu jenen unheiligen Nachbildungen darreichte, und alle Extreme entschuldigte. Das

---

Freyheiten gestatteten. Die Tänze der jungen Mädchen zeichneten sich vornehmlich an den Adonisfesten aus; sie tanzten die Liebe der Diana und des Endymeon, das Urtheil des Paris, die Entführung der Europa, die auf den Wellen von der Liebe getragen wurde. Diese Tänze waren eben so viel bewegliche Gemählde, wobey man alles, was man wollte, und selbst das Schlüpfrige und Indecente, ausdrücken durfte.

große und unerschöpfliche Talent der Griechen in der Imitation und der Pantomime, wovon wir fast keinen Begriff mehr haben, hat in ihrem unsittlichen Korax und Konisalos gewiß auch die leisesten Züge nächtlicher Mysterien aufzufassen gewußt, damit ja nichts auch nur in einem Helldunkel bliebe. Es war wenigstens ein Kennzeichen der höchsten Sittenfrechheit, daß selbst die Griechinnen, so gut wie die Männer, ihre unzüchtigen Phallika sangen und die Göttinn der Liebe und den Gott des Weins in den indecentesten Abbildungen öffentlich darbringen durften. — Durch diese Vorstellungen soll die griechische Orchestik, welche, nach ihrer höhern Ansicht, eine Kunst des Schönen und der Bildung war, nicht herabgewürdiget werden. Sie hatte ihre vortrefflichsten Zwecke für ein Volk, welches einmahl zu dieser Empfänglichkeit organisirt war. Allein das, was einige alte Moralschriftsteller zu ihrer Verherrlichung sagen: „daß jene Kunst das menschliche Herz näher mit der Gottheit verbinde", war nichts als eine freundliche Abstraction eines Begriffs, den das Volk wohl selten aufgefaßt hat, also höchstens nur der denkenden und feinern Welt

angehörte. Die Griechen besaßen keine Religion für das Herz, und konnten keine solche besitzen, da sie von jedem höhern Enthusiasmus für das reine Sittliche, so weit entfernt waren, — wie es schon die ganze Trockenheit ihrer herzlosen Ethik beweist.

Wenn die Griechen nicht tanzten, nicht musizirten, nicht spielten, oder das Schauspiel besuchten: so schmausten und zechten sie, oder vegetirten in einem süßen Nichtsthun, bis ihrer Sinnlichkeit neue Objecte gereicht wurden. Das Meer sandte ihnen von seinen üppigen Inseln nicht nur junge Tänzerinnen und schöne Knaben, sondern auch alle nur ersinnlichen Leckereyen der Tafel und die köstlichsten Früchte für den Nachtisch zu, der besonders zu ihren Luxusartikeln gehörte. Wenn auch die Athener gewöhnlich nur kurze und frugale Mahlzeiten hielten: so waren doch die der Reichern desto raffinirter und verschwenderischer, indem man hierbey alle Genüsse auf das geschmackvollste zu vereinigen wußte. Ein solches Mahl war nicht bloß für den Gaumen, es war zugleich

für die Augen und Ohren, und für Alles eingerichtet, was sich die verzärteltste Genußliebe überhaupt nur wünschen konnte, — es war gleichsam ein Fest und ein Triumph aller Sinne, und ein attischer Wirth hatte nichts geringeres zu thun, als seinen Gästen fast augenblicklich einen neuen Wechsel des Genusses und der Phantasie zu gewähren. — Ein solches Mahl gab der reiche Dinias dem Anacharsis. Wir wollen aus diesem glänzenden Tischgemählde des gelehrten Barthelemi *) nur Einiges ausheben, um zu sehen, wie weit es die Griechen in der bonne chère und ihrer Gastronomie gebracht haben. Als der Sonnenzeiger zwölf Fuß Länge bekommen hatte, [nach dem griechischen bon ton durfte man nicht früher und nicht später in das Gasthaus kommen], eilten wir, dem Dinias unsern Besuch zu machen. Er bewillkommte uns mit jener attischen Urbanität, wodurch sich der gebildete Grieche in seiner ganzen Lebensweise auszuzeichnen pflegte. Aber es lag in seiner Art, uns zu empfangen, zugleich

*) Voyage du jeune Anacharsis. Chap. XXV. des repas des Athéniens.

etwas Originelles, indem er uns einen griechischen Schmarotzer vorstellte, welcher ihm von Zeit zu Zeit den Staub vom Kleide wischte. Diese Menschen hatten in ihrem Beruf und Wesen viel Aehnliches mit den ehemahligen Hofnarren der Fürstenhöfe, indem sie die Fremden durch ihre Einfälle belustigen, oder sich selbst zu den Neckereyen der fröhlichen Gesellschaft hingeben mußten, — und eben deßwegen den leichtfertigen Athenern der eleganten Welt sogar zu einem Tafelbedürfniß geworden waren.

Als sich die Gesellschaft versammelt hatte, gingen wir in den Speisesaal, wo uns Wohlgerüche aller Art entgegen dufteten, und alle Gegenstände uns den reichen Geschmack des Besitzers ankündigten. Auf den Schenktischen sah man silberne und vergoldete Gefäße, einige davon sogar mit köstlichen Steinen übersäet. Sclaven gossen cristallreines Wasser auf unsere Hände, setzten uns duftende Kränze auf, und so schritt man zur Wahl des Königs der Mahlzeit, ohne dem nicht leicht ein griechisches Souper gefeyert wurde. Das Geschäft dieses Souverains bestand darin, die Ausgelassenheit der Gäste zu bezügeln, ohne die Frey-

heit zu verbannen, Gesundheiten auszubringen, die Zechergesetze aufrecht zu erhalten u. s. w. Er hatte das Recht, die Nichttrinker vom Tische zu entfernen, oder ihnen den Wein über die Köpfe schütten zu lassen, den sie nicht trinken wollten.

Nun lagerten wir uns um die reine, zierliche Tafel auf Polstern, welche mit purpurfarbigen Teppichen bedeckt waren. Sämmtliche Gäste hatten ihre Sclaven zur Aufwartung mit sich gebracht. Dinias wurde von einem Neger aus Aethiopien bedient, ein Luxus, auf welchen die reichern Griechen große Summen verwandten. Die Hände dieser Sclaven waren augenblicklich zu unserer Bedienung bereit. Nun begann der Schmaus. Zuerst reichte man uns mehrere Arten der wohlschmeckendsten Muscheln, frisch wie sie aus dem Meerwasser kamen, andere auf Kohlen gebraten, oder in Pfannen gebacken, mit Pfeffer und Kümmel gewürzt. Nun trug man frische Eier von Hühnern und die noch schmackhaftern von Pfauen, Würste, Pfoten, Lebern und Bauchfleisch von Schweinen, Lämmerköpfe, Gekröse von Kälbern, wieder mit Kümmel, Weinessig und Silphium

gewürzt, auf. Nun folgten kleinere Vögel, mit einer heissen aromatischen Brühe begossen. Der zweyte Gang bedeckte die Tafel mit allen Arten des Wildprets und des Geflügels, und vorzüglich der wohlschmeckendsten Seefische, die überall an den griechischen Küsten gefangen wurden. Den Beschluß der reichsten und köstlichsten Speisen machte der dritte Gang mit den schönsten Obstarten des Ein- und Auslandes; denn das Fremde *) genoß

---

*) Nicht bloß in Hinsicht des Wohlgeschmacks, sondern auch schon darum, weil die Griechen auf ihre Colonialwaaren einen besondern Werth legten. Ihre Colonien waren so ganz ihre Schooßkinder, und sie hatten dazu kein geringes Recht, da die zum Theil so vortrefflichen und so geglückten Anlagen jener Pflanzörter der Nation und ihrer erstaunlichen Bildungstendenz die größte Ehre machten. Griechenland hing dadurch mit der ganzen damahls bekannten Welt zusammen, und machte sich eben diese Welt durch seine Industrie, durch seine Künste und seinen Handel so zinsbar, — daß man eben dieses Griechenland, selbst in den weitesten Fernen, und mit Recht, für das schöne Mutterland der Cultur, der Wissenschaft, und selbst des Heroismus hielt.

auch auf den griechischen Tafeln einer ganz besondern Auszeichnung — und nun wurden die Becher mit altem oder auch parfümirtem Weine desto häufiger geleert. Zwar hatte der weise Solon seinen Athenern in einem Gesetze angerathen, den Wein mit Wasser vermischt zu trinken; allein bey dem steigenden Frohsinne eines solchen geselligen Festes wurde jenes Gesetz leicht vergessen, — obgleich ein alter Grieche die schalkhafte Bemerkung macht: „daß kein Gesetz jemahls mit größerer Strenge gehalten sey, da die griechischen Weinhändler überall ihre Weine mit Wasser gemischt zu verkaufen pflegten." Eine geschmackvolle Verschwendung scheint der Charakter aller solcher Tischfeste gewesen zu seyn, und so herrschte dabey sogar die Liberalität, welche jedem Eingeladenen einen Theil von den Speisen seinen abwesenden Freunden zu senden erlaubte, und so die fröhliche Stunde auch auf die Nichtvorhandenen auszudehnen.

Die Unterhaltungen bey dem glänzenden Mahle des Dinias schienen ganz auf den Sinnengenuß berechnet zu seyn. Man spöttelte über die

Philosophen, welche sich diese schönen Augenblicke des fröhlichen Lebens durch ein tiefsinniges und gelehrtes Geschwätz zu rauben pflegten, und, bey dem Mahle, die flüchtige Zeit nicht besser aufzuhaschen verstünden. Der König des Festes schlug daher eine ganz andere Art der Conversation vor, indem ein Gast nach dem andern die Herrlichkeiten und Leckereien schildern sollte, welche Griechenland seinen Küchen und Kellern liefere, und das Ausland im Ueberfluß sende; — ein Verzeichniß, welches meine Leser selbst durchlaufen mögen, wogegen aber doch die reichsten Tafelzettel eines pariser Restorateurs noch mager genug ausfallen dürften. Es gab Köche in Griechenland, von denen man sagte, daß sie sich durch ihre Kunst und durch ihre Talente in der verfeinertesten Zubereitung der Speisen *) und Saucen unsterblich gemacht haben.

---

*) Ein ganzes Verzeichniß dieser künstlichen, die Eßlust sonderlich bey alten Leuten, erregenden Speisen findet man unter andern Documenten der griechischen Leckerheit im 4ten Buch der Deipnosoph. des Athenäus.

Aber noch war die fröhliche Mahlzeit nicht vollendet; so kurz und gemein durfte der reiche Athener seine Gäste nicht abspeisen. Jetzt ergriff der König des Mahls seine Lyra, bekränzte sich mit Myrthen und Lorbeern, und begann damit jene freundlichen Lieder, welche bald zum Lobe der alten Heroen und der unsterblichen Götter, vornehmlich des Weins und der Liebe, gesungen wurden. Bey jedem solcher geselligen Feste ließ die Muse eines Alcäus und Anacreon von neuen ihre bezaubernden Laute hören. Der Gesang, welcher bald einzeln, bald im Wechselliede, bald in ganzen Chören angestimmt wurde, war die Seele der griechischen Feste, so wie die Seele der griechischen Bildung, und ging, nach dortiger Sitte, gemeiniglich in den fröhlichen Tanz über. Wir haben bereits oben gesehen, wie schwärmerisch diesen die Nation liebte. Jetzt führte man junge Tänzerinnen und Flöthenspielerinnen in den Saal, die von einem Haufen junger Tanzlustigen begleitet waren, und die die Jovialität der Tischgenossen noch erhöheten. Während dieses Schauspiels wurden den Gästen zur Erweckung des Apetits neue reizbare Näschereyen, als ein-

gemachte Heuschrecken, Cercopen, Rüben in Weinessig und Senf durchpeitzt u. d. g. gereicht. Die Wirkung dieser neuen Versuchungen aller Art wurde bald sichtbar genug, und der liberale Wirth kam ihr noch dadurch entgegen, daß eine neue Ladung seltener Weine, und mit ihr größere Becher, aufgesetzt wurden. Dieß vollendete die Freyheiten eines schwärmenden Frohsinnes, und man würde hierin keine Grenzen beobachtet haben, wenn nicht eine ganz neue Scene die Aufmerksamkeit der jauchzenden Menge gefesselt und gleichsam wieder zur Besinnung gebracht hätte. Ist es nicht so, als ob die Griechen die Kunst studierten, — das Gemüth in den Ausbrüchen seiner Sinnlichkeit durch neue Reitze zu sammeln, damit es immer noch Raum und Zeit zu neuen Wechselbelustigungen übrig behielte!

Die Thüren öffneten sich, eine Anzahl Gaukler und Tausendkünstler traten herein, um der Gesellschaft ihre Talente zu zeigen. — Nur in Griechenland konnten, selbst bey den gebildetsten Männern, wie wir aus den Gastmahlen des Xenophon sehen, solche Virtuosen Eindruck ma=

chen, da Alles, was die Athletik der Nation nur berührte, wundersam auf sie zu wirken pflegte. Auch der gewöhnlichste Gaukler und Taschenspieler hatte einen Werth in ihren Augen, wenn er seine Bewegungen mit einigem Kunstgeschick zu zeigen wußte. — Die Gesellschaft machte diesen Leuten sogleich Platz, und nachdem man, vermöge des alten Gebrauchs, dem guten Genius und dem Jupiter die schuldigen Libationen gebracht, und die Hände in wohlriechenden Wassern gereinigt hatte, begannen die Artisten ihre Kunststücke. Einer ließ unter einem Horn mit magischer Schnelligkeit eine Anzahl kleiner Muscheln oder Kugeln bald erscheinen, bald verschwinden; ein Anderer schrieb und las, indem er sich mit größter Schnelligkeit um sich selbst herum drehete; wieder ein Anderer hauchte Flammen aus seinem Munde; einige gingen auf den Händen, während sie die Füße gen Himmel streckten, und die Bewegungen des Tanzes nachahmten. Ein Frauenzimmer hielt zwölf dünne metallene Reife in der Hand, warf sie in die Luft und fing sie im Tanze wieder auf. Eine andere Künstlerinn stürzte sich

durch eine Menge bloßer Schwerter, ohne ihren zarten Leib zu verwunden.

Xenophon erzählt dieses gefährliche Kunststück mit mehrern Nebenumständen. Es wurde nehmlich ein großer, ringsum mit emporstehenden Degenklingen besetzter, Ring hingestellt, zwischen welchen und über welche die Tänzerinn sich mit rückwärts zur Erde gebogenem Kopfe wälzte, so daß sie wechselsweise erst wieder auf die Füße, dann wieder auf dem Kopf zu stehen kam. Das Kunststück sah so gefährlich aus, daß den Zuschauern angst und bange für das Mädchen wurde; sie aber machte ihre Künste mit der größten Dreistigkeit und Sicherheit. — Es läßt sich leicht denken, welche Eindrücke ein solches Spiel freyer Bewegungen, von einer reitzenden Tänzerinn geübt, besonders auf eine Gesellschaft machen mußte, welche halb in Wein berauscht und eben darum desto empfänglicher für jedes Bild der Sinnlichkeit gestimmt war. Aber nach dem Genie der Griechen sollte und durfte dieß nicht anders seyn. Alles, was den Anstrich der Freyheit und Ungezwungenheit hatte, war ihnen besonders willkom-

men, — und da sich die Sinnlichkeit überhaupt einen freyern Wirkungskreis, als irgend ein Vermögen des menschlichen Geistes, anzumaßen pflegt: so war sie schon darum ihr liebes Schooßkind, oder gleichsam die Universalgottheit ihres Geschmacks.

Xenophon liefert uns zu seinem philosophischen Tischgespräche ein sehr lebendiges Nachspiel, welches nur zu deutlich beweist, wie bey den griechischen Gastmahlen, selbst die ernsthaftesten Unterredungen, mit sinnlichen Darstellungen zärtlicher Leidenschaften abzuwechseln, und die Zuschauer zu begeistern pflegten. — Hier sind die Grundzüge dieses Zauberspiels, dessen hinreissende Kunst selbst ein Xenophon in den todten Buchstaben unmöglich so wiedergeben konnte, wie es wirklich aufgeführt wurde. Die obengenannten Kinder, deren pantomimische Talente ein herumreisender Sirakuser sehen ließ, ein bildschöner Knabe und ein aufblühendes Mädchen, sollten dießmahl die Hochzeitfeier des ewig jungen Bacchus mit der liebreitzenden Ariadne abbilden, — eine Aufgabe, welche vielleicht nur eine griechische

Jugend so glücklich und so naiv lösen konnte, wie sie zum Erstaunen der ganzen Tischgesellschaft, und selbst des weisen Socrates, wirklich gelöst wurde.

Zuerst trat die jugendliche Braut im hochzeitlichen Schmuck auf die Bühne, und nahm ihren Platz, den Geliebten erwartend, auf einem Sessel. Kurz darauf kündigte die Musik einer Flöte im bacchischen Ton die Ankunft des fröhlichen Weingottes an, — und, damit man ihm seine zärtlichen, vielleicht zu bildlichen Entzückungen nicht übel deute, wurde vorausgesetzt, daß er, von einem Götterschmause kommend, mit einem kleinen Räuschchen seiner Geliebten entgegen eile *). Die junge Braut lauschte der fröhlichen Musik

*) Der berühmte Theseus hatte die schöne Ariadne treulos verlassen, und die Undankbarkeit gegen seine zärtliche Wohlthäterinn noch dadurch vollendet, daß er heimlich davon ging, während sie auf einem Felsen zu Naxos, sorglos und unbekannt mit der Schreckensstunde — des Erwachens, eingeschlafen

mit einer Stellung, die ihr inniges Wohlgefallen an derselben ausdrückte; aber sie eilte dem ankommenden Schäfer nicht entgegen, welches die zarte Sitte einer griechischen Braut beleidigt haben würde. Sie blieb in ihrer züchtigen Stille, um der schönen Weiblichkeit getreu zu seyn, welche die Griechen so sehr achteten; aber man sah es dem zärtlichen Mädchen an, daß sie sich zu dieser feyerlichen Stille zwang. — Jetzt erschien der ewig heitere Dionysus. Ein Blick auf das liebreitzende Gebilde seiner Ariadne, — und er war wie bezaubert; — er geht nicht, er fliegt nicht

---

war. Da stieg der von ihr bezauberte Dionysus, in seiner ganzen Götterschönheit einer ewigen Jugend, zu der Verlassenen vom Olymp herab, gab sich ihr zu erkennen, vermählte sich mit ihr, und setzte hernach selbst, zum Andenken des geliebten Weibes, ihre hochzeitliche Krone unter die mitternächtlichen Sternbilder, wo sie noch jetzt, — als ein freundliches Gestirn des mythologischen Himmels glänzt. Jupiter verlieh dem schönen Weibe die Unsterblichkeit, und sie wurde nachher unter dem verherrlichtern Nahmen Libera verehrt.

auf sie zu; er tanzt ihr mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens entgegen.

Von diesem Augenblick an wurde die ganze verführerische Scene bis zur lebendigsten Anschauung täuschend und sprechend, so daß aller Schein der bloßen Nachahmung verlohren ging. Der Geliebte setzte sich auf den Schooß der Braut, schlang seine Arme um ihren schönen Leib, und küßte sie mit einem solchen Feuer und einer solchen Zärtlichkeit, die aus dem innersten Gefühl liebender Seelen hervorzugehen schien. Das züchtige Mädchen suchte sich zwar einige Augenblicke seinen Küssen zu entziehen; aber eine innere Natur sagte ihr, daß sie diesem Einen Manne angehöre, daß ein längeres Widerstreben nicht natürlich sey, und erwiderte seine Umarmungen nun mit süßer Vertraulichkeit. Jetzt sprang Dionysus von dem Schooße des geliebten Mädchens auf, hob sie zärtlich mit sich empor, und beyde zeigten nun das Schauspiel eines sich küssenden und den zärtlichsten Schwärmereyen sich hingebenden Brautpaares. Endlich schwuren sich die Verlobten eine ewige Liebe, und drückten diesen Schwur mit einer solchen

Innigkeit und Sehnsucht des zärtlichen Verlangens so täuschend aus, daß die Zuschauer selbst geschworen hätten, daß die jungen Leute wirklich verliebt seyn müßten. Wie es denn endlich so weit kam, setzt Xenophon zur Andeutung der physiologischen Wirkungen eines solchen Naturgemähldes hinzu, daß sie Arm in Arm, als ob sie vom Gott Hymen die Weihe empfangen wollten, hinwegtanzten, da schworen die Unverheyratheten, daß sie sich unverzüglich vermählen würden; die bereits Verheiratheten aber schwangen sich auf ihre Pferde, und eilten ihren geliebten Frauen entgegen.

Endlich noch ein Umstand, welcher die Sinnenliebe der Griechen so sehr anregen und unterhalten mußte, war ihr müssiges und behagliches Leben, das sie mit allen Reitzen des feinsten Raffinements der Laune und der Phantasie auszuschmücken wußten. Der Müssiggang bringt diese

Wirkungen fast überall hervor, indem er endlich sogar ein wollüstiges Studium des Sinnengenusses herbey führt, und so sein Wesen systematisch treibt. Wenn die Griechen nicht mit Kriegen und Faustkämpfen beschäftigt waren: so konnte man die meisten Tage ihres Jahres müssige Feyertage nennen, — und es ist bekannt, daß man selbst in den Zurüstungen zu den blutigsten Kriegen inne hielt, sobald die Zeit der Nationalspiele eintrat. Ein Umstand, welcher in der Geschichte der Charakteristik dieses Volks ganz originell ist. Ihre Feste aller Art waren ausserdem wegen ihres so sehr bevölkerten Götterhimmels so zahlreich und zum Theil so anhaltend, daß man den größten Theil des Jahres hindurch in der eleganten Welt fast nichts that, als sich selbst lebte, so daß die Industrie der Nation nur noch durch die Hände der Sclaven geführt wurde. Dieser thätigen und brauchbaren Menschenclasse verdankte Griechenland zum Theil den Flor seines Handels, die Fruchtbarkeit seiner Aecker, den Reichthum seiner Schifffahrt und Bergwerke, die Größe und Schönheit seiner Gebäude, die Vortrefflichkeit seiner öffentlichen Straßen. Während diese rastlos thätigen Menschen

zum Besten des Staats arbeiteten, sah man die öffentlichen Märkte und Straßen großer Städte mit Müssiggängern angefüllt, die vom Morgen bis zum Abend nach politischen Neuigkeiten haschten, sich von öffentlichen Lustigmachern etwas vorgaukeln ließen, die Hetären besuchten, von ihren jetzigen und künftigen Lustspielen schwatzten, die neuesten Producte des Wohlgeschmacks und der Jahrszeit beschnüffelten, und es wohl gar für eine Schande, oder doch wenigstens für etwas Unbehagliches hielten, ein arbeitsames Geschäft zu treiben.

Das schöne Geschlecht vegetirte gar vollends in einem ewigen Müssiggange und in üppigen Zeitvertreiben. Schon der gemeinere Bürger hielt seiner Gattinn eine oder mehrere Sclavinnen, welche allen Launen und Vergnügungen der Hausfrau entgegen kommen mußten. Da jenes süße Nichtsthun der weiblichen Phantasie nur noch mehr Reizbarkeit für das stille Genießen gab: so läßt es sich leicht denken, wie schön und wollüstig die vornehmern Griechinnen ihre Stunden zu versinnlichen wußten. Ihr Leben in den

Gynäceen war ein wahres Schlaraffenleben, dessen letzter Zweck der Sinnenreiz war. Da sie von den Männern eingeschlossen wurden: so scheint es fast so, als ob sie sich wegen dieser Einschränkungen durch den unter ihnen herrschenden Luxus zu rächen suchten, indem sie dort überall die Reichthümer des Mannes verschwendeten, und zur eigentlichen Haushaltskunst keinen Beruf in sich fühlten. In hundert Stellen der alten Schriftsteller wird diese Verschwendungssucht der Griechinnen angedeutet, und keine Nation hat die Eingriffe in die weibliche Freyheit theurer bezahlen müssen, als die griechischen Männer!

Ende des Ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich, 1757-1814

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang

Bd.: 1

Hannover 1813

Ph.pr. 965 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041551-1